<36604922650016

Grenzboten-Sammlung. Zweite Reihe, Band 3—5.

Camillo Cavour's Briefe.

Autorisirte Übersetzung.

Erster Band

[1821—1852]

Vom Kriegsschüler zum Ministerpräsidenten.

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1884

Grenzboten-Sammlung. Zweite Reihe, Band 3—5.

Cavour's Briefe.

Erster Band.

Grenzboten-Sammlung.

Inhalt der zweiten Reihe:

Bd. 1—2. **Unser Reichskanzler** von Moritz Busch.

" 3—5. **Cavour's Briefe.**

" 6—7. **Graf Bismarck und seine Leute** von Moritz Busch.
6. Auflage.

Camillo Cavour's
gedruckte und ungedruckte Briefe.

Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen

von

Luigi Chiala.

Autorisirte Übersetzung

von

M. Bernardi.

Erster Band

[1821—1852]

Vom Kriegsschüler zum Ministerpräsidenten.

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1884.

Vorwort des Herausgebers.

Von Männern wie Cavour kann man sagen, daß sie von dem Tage an, wo sie vom Schauplatz der Welt verschwinden, der Geschichte angehören. Seine Zeitgenossen haben sich auch in der That seinem Andenken gegenüber ganz als Nachwelt verhalten.

Vergebens hatte er gesagt, selbst wenn er Muße hätte, seine Memoiren zu schreiben, sollten und dürften dieselben erst nach fünfzig Jahren ans Licht treten. Seine Zeitgenossen beneideten die Nachgebornen um das Vorrecht, den Mann, den sie beim Werke gesehen, zu beurteilen, sammelten eiligst so viel vertrauliche und intime Briefe von dem Verstorbenen, als sie nur immer auftreiben konnten, und veröffentlichten sie, als ob aus diesen Blättern noch die Stimme erklänge, der sie so oft mit Bewunderung und Liebe gelauscht hatten.

Vom Glück begünstigter als unsre Vorgänger, sehen wir uns heute imstande, diesen Briefschatz um mehr als 600 Briefe zu bereichern, welche auf Cavours Geistes- und Gemütsart ein helles Licht werfen. Auch haben wir nach dem Wunsche seiner Freunde und Verehrer etwa 200 Briefe, die in den letzten Jahren in verschiednen Büchern und Zeitschriften des In- und Auslandes erschienen sind, der Sammlung einverleibt.

Die meisten der vorliegenden Briefe sind politischen Inhalts oder der Politik verwandt, und sind darum für

die Zeitgeschichte sowie für die Biographie des berühmten Staatsmannes von höchster Wichtigkeit. Andre beziehen sich auf Finanz- und Verwaltungssachen und zeugen von der außerordentlichen Gelehrsamkeit, dem Scharfblick, der Geistesklarheit und Thatkraft des Schreibers.

Auch finden sich in der Sammlung einige ganz vertrauliche Briefe, die vielleicht die anziehendsten sind, denn sie gewähren uns einen Einblick in das Innere des Menschen, und indem sie uns gleichsam an seine Seite versetzen, lassen sie uns seine Handlungen und sein Verfahren besser würdigen.

Etliche Briefe minderen Belangs, die von Familienangelegenheiten, von landwirtschaftlichen, kommerziellen und industriellen Unternehmungen handeln, womit Cavour sich beschäftigte, ehe er Minister war, vervollständigen die Sammlung.

Jedermann weiß, daß Cavour kein schriftstellerisches Talent besaß. Er selbst klagte oft, daß man seine literarische Erziehung so sehr vernachlässigt hatte. Darum zeigen seine Briefe, selbst die in französischer Sprache, welche doch seine Umgangssprache war, viele grammatikalische Fehler und Verstöße gegen Sprache, Syntax und Orthographie. Aber für diesen Mangel wird man reichlich entschädigt durch seine leichte, ungezwungene Schreibweise, die, frei von allem Phrasenwerk, nur Geist und Leben atmet, und deren wunderbare Klarheit und Deutlichkeit ein treuer Spiegel seines hellen, geordneten Kopfes ist.

Wir haben in einigen Briefen da und dort Stellen ausgelassen, nicht weil ihre Veröffentlichung Cavours Andenken als eines Ehrenmannes beflecken könnte, sondern weil dieselben Urteile über Dinge und Privatpersonen ent-

halten, welche auch jetzt noch Ärgernis geben könnten, mit andern Worten, weil sie nicht für die Öffentlichkeit passen.

Dagegen haben wir Cavours Urteile über die politischen Männer seiner Zeit beibehalten, obschon dieselben nicht immer gemäßigt oder gerecht sind, und sich, sowohl beim Lobe wie beim Tadel, oft in kurzer Zeit widersprechen.

Wir bemerken hier, daß er, wie dies bei offenen biedersinnigen Menschen fast immer der Fall ist, sehr empfänglich war für den ersten Eindruck. Wenn auch sein Urteil stets das Gepräge der Aufrichtigkeit trägt und seinem Verfahren bei dieser oder jener Gelegenheit zur Erklärung dienen kann, so wäre es doch nicht richtig, es blindlings annehmen zu wollen, um diejenigen, welche er lobt oder tadelt, zu erheben oder zu erniedrigen.

Um von Cavour ein vollständiges Bild zu bekommen, bedürfte es noch einer weit größern Anzahl Briefe, als die vorliegende, immerhin bedeutende Sammlung enthält. Zum Glück wird diese Lücke — welche der Leser hoffentlich nicht der Scheu vor langen und mühsamen Nachforschungen in Italien und im Auslande zuschreibt — in Bälde durch Veröffentlichung der ausführlichen und lebhaften Korrespondenz des berühmten Staatsmannes mit Castelli und mit Emanuel d'Azeglio, der lange mit einer diplomatischen Mission betraut in London lebte, ausgefüllt werden. Viele andre Briefe, sofern sie nicht verloren gegangen oder vernichtet worden sind, gelangen hoffentlich gleichfalls bald zur Veröffentlichung.

Wir unserseits werden jedem dankbar sein, der uns dazu verhilft, dem berechtigten Wunsche der Italiener, diesen Mann, dessen Größe im Lauf der Zeiten zunimmt,

in seinen innersten Gedanken und Absichten noch näher kennen zu lernen, genügen zu können.

Ein bekannter ausländischer Schriftsteller[1]) sagte unlängst: „Cavour grandit au lieu de diminuer.“ Und er hat Recht. Nach einem treffenden Gleichnis, das Quintino Sella in einer vor kurzem gehaltenen Rede gebraucht, ist Cavour jenen hohen Bergen zu vergleichen, die ihre Kette und den Boden, auf dem sie stehen, umso höher zu überragen scheinen, je größer die Entfernung ist, aus der man sie betrachtet.

Luigi Chiala.

Vorwort des Übersetzers.

Wir übergeben das vorliegende Werk dem Publikum mit der Bitte um Berücksichtigung der Vorrede des Herrn Chiala, worin er auf Cavours mangelhafte literarische Bildung hinweist. Diesem Umstande ist hinzuzufügen, daß Cavour in Schrift und Rede unzählige Ausdrücke und Wendungen piemontesischen Dialekts gebrauchte, deren richtige Auffassung und Wiedergabe mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

In Betracht der Bedeutung des Werkes haben wir es uns, bei gewissenhafter Auswahl, zur strengsten Pflicht gemacht, die gewichtigen Gedanken und Aussprüche des großen Staatsmannes mit möglichster Treue wiederzugeben, und bitten deshalb den Leser um Nachsicht, wenn die Übersetzung der Leichtigkeit und Eleganz des Stils entbehrt, welche man von einer belletristischen Arbeit oder einem Originalwerke zu fordern berechtigt ist.

Der Übersetzer.
M. Bernardi.

---

[1]) Émile Montégut in der Revue des deux mondes vom 15. Januar 1879.

Camillo Cavour

und seine Zeit.

(1810—1852.)

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte der Marquis Michel Benso von Cavour,[1] einziger Sohn des Marquis Philipp Benso und der Marquise Josephina Franziska Philippina von Sales längere Zeit in Genf, wo seine Mutter viele freundschaftliche Verbindungen hatte, unter andern auch mit der hochgeachteten Familie de Sellon d'Allaman, deren Ahnen, französischen Ursprungs, nach dem Widerruf des Edikts von Nantes in die Schweiz ausgewandert waren.

Diese Familie de Sellon bestand aus dem Grafen Johann, der Gräfin Anna Maria Susanna Victoria, geborenen Montz, und vier Kindern, einem Sohne Johann Jakob und drei Töchtern: Johanna Victoria, Adele Susanna, Johanna Henriette.

[1]) Der Ursprung des Hauses ist nicht sicher. Die Tradition sagt, im Jahre 1080 sei ein Pilger Namens Hubert Benz aus Sachsen nach Piemont gekommen, und darauf beziehe sich das Wappen der Familie Cavour, eine Pilgermuschel im Helmschilde mit dem deutschen Motto: Gott will Recht. — So stellt sich am Ende heraus, daß er, der so oft gerufen „Fuori i Barbari" (Fort mit den Barbaren!), selbst von ihnen abstammte. — Verbürgt ist, daß es ums Jahr 1150 in Chieri eine Patrizierfamilie mit dem Zunamen dei Benso, Lehnsherren von Baldissero, Ponticello und Santena, gegeben hat. Der Titel Marquis di Cavour wurde der Familie aber erst im vorigen Jahrhundert, unter der Regierung von Karl Emanuel III., verliehen.

Im Jahre 1803 verehlichte sich die älteste Tochter mit dem Baron Blancardi Roero della Turbia, Bevollmächtigtem des Königs von Sardinien in St. Petersburg, späterem Kammerherrn Napoleons I. Die zweite Tochter Adele heiratete 1805 den Marquis Michel Benso von Cavour, welcher 1808, da der Prinz Camillo Borghese als Generalgouverneur des französischen cisalpinen Departements nach Turin kam, zum Kammerherrn ernannt wurde (als Zeremonienmeister der Feste und Konzerte).

Das zweite, am 10. August 1810 zu Turin geborene Kind dieser Ehe war unser Cavour. Das Kind wurde von dem Prinzen Camillo und der Prinzessin Paulina Borghese Bonaparte (Witwe des französischen Generals Leclerc) über die Taufe gehalten und erhielt, der Sitte gemäß, den Namen Camillo, von welchem Massari sagt: Ein Name, der des Mannes, welcher dazu erkoren war, die Unabhängigkeit Italiens zu erringen, nicht unwürdig ist.

Camillo wird als dreijähriger Knabe von seiner Mutter so geschildert: „er ist ein frischer, guter, braver Junge, stets mutwillig und gut aufgelegt.“ Mit vier Jahren brachte er seine Mutter zur Verzweiflung, da es ihr nicht gelang, ihm das ABC beizubringen „Der arme Camillo!“ schreibt seine Tante an eine Verwandte, „das sind herzzerreißende Seufzer, wenn ihn Adele so unverzagt buchstabiren lehrt!“

In einem wertvollen Buche von William de la Rive[1]): Le comte de Cavour, récits et souvenirs (Paris, Hetzel, 1862) heißt es:

---

[1]) Bedeutender Publizist, der mehrere Jahre lang den literarischen Teil der Bibliothèque universelle de Genève redigirte. Sein Vater, August de la Rive, Professor der Physik an der Universität zu Genf, seiner Vaterstadt (geboren am 9. Oktober 1790, gestorben 1854), war Korrespondent des Institut de France und von 1836 bis 1841 Direktor der genannten Zeitschrift.

Sein entschlossenes, witziges Wesen, voll Mutwillen und Lebhaftigkeit, bekundete sich schon frühzeitig, wie folgende Anekdote beweist. Im Jahre 1816 nahmen seine Eltern ihn und seinen Bruder Gustav mit nach Genf und verweilten einige Zeit bei meinem Großvater in Presinge. Wenn ich dieses Umstandes erwähne, so geschieht es, weil mein Vater mir öfters den Eindruck schilderte, den Camillo bei seiner Ankunft in Presinge auf ihn gemacht hatte. Er war ein schlaues Kerlchen, mit einer lebendigen und entschiedenen Physiognomie, voll witziger Einfälle und einem unermüdlichen Übermut. Er trug ein rotes Röckchen, das ihm etwas Resolutes und zugleich Komisches verlieh. Bei seiner Ankunft war er sehr aufgeregt und stellte meinem Großvater vor, der Postmeister in Genf, der ihnen entsetzliche Pferde gegeben, müsse abgesetzt werden. „Ich verlange es, daß er abgesetzt wird!“ rief er. — „Ja, aber ich kann den Postmeister nicht absetzen“, sagte mein Vater; „nur der Obersyndikus kann das.“ — „Gut, ich will eine Audienz beim Obersyndikus haben.“ — „Die sollst du morgen haben“, erwiederte mein Vater, schrieb an den damaligen Syndikus, Herrn Schmidtmeyer, mit dem er befreundet war, und kündigte ihm an, daß er ihm morgen einen kleinen drolligen Kauz schicken werde. In der That, am folgenden Morgen begiebt sich das Kind zu Herrn Schmidtmeyer, wird mit aller Zeremonie empfangen, macht ohne irgend welche Verlegenheit drei tiefe Verbeugungen, und trägt mit heller Stimme seine Anklage und sein Gesuch vor. Wie er nach Hause kommt und meinen Großvater gewahr wird, ruft er schon aus der Ferne: „Siehst du, siehst du, er wird abgesetzt!“ — Damals war er kaum sechs Jahre alt; man sieht, daß er schon frühzeitig gern mit den Leuten aufräumte.

Bis zum zehnten Jahre wurde Camillo im Elternhause mit der größten Liebe und Sorgfalt für seine geistige Entwicklung erzogen.

Der Familienkreis, in dem seine erste Kindheit dahinfloß, berichtet de la Rive, war ganz dazu geeignet, die in

ihm schlummernden Fähigkeiten auf das Günstigste zu entwickeln. Seine Großmutter, die aus der Familie de Sales stammte, war eine ungemein geistvolle Frau, mit feinem Verstande und von aufrichtiger, aber stiller Frömmigkeit. Sein Vater, ein heller Kopf, war thätig, geschäftsgewandt, und besaß neben einem festen Charakter viel Weltkenntnis und Ehrgeiz, der aber in Schranken gehalten wurde durch die Achtung vor der Monarchie, eine Achtung, die sich bei ihm, wie bei allen seiner Zeitgenossen angesichts der Revolutionen noch verstärkt hatte. Zwar mehr für Verwaltung begabt als für Politik, durchschaute er doch Menschen und Dinge bis auf den Grund und beurteilte sie schnell und richtig. Dabei war er ein vorzüglicher Familienvater.

Bei der Gattin[1]) des Marquis ersetzte ein vorzügliches Naturell manche Lücke, die eine nicht gerade vernachlässigte, aber sehr oberflächliche und vor allen Dingen auf den äußern Schein berechnete Erziehung gelassen hatte. Diese Erziehung, die sie aus eigenen Kräften zu ergänzen suchte, hatte vielleicht ihr Urteil verhindert, zu völliger Reife zu gelangen, nicht aber dessen Richtigkeit verringert, oder ihr feinfühlendes Gemüt beeinträchtigt. Anziehend, fesselnd, mit aller Anmut begabt, war sie in ihrer mütterlichen Liebe und Aufopferungsfähigkeit ihren Söhnen das schönste Vorbild; auch hatte sie in ihrer Zärtlichkeit für die Knaben zwei Rivalinnen an ihren beiden Schwestern Victoria und Henriette, welche Familienangelegenheiten halber gleichfalls nach Turin gezogen waren.

Die erste derselben heiratete, wie oben erwähnt, den Baron della Turbia, sah sich aber infolge roher Behandlung von seiten ihres Gatten zur Scheidung gezwungen. Doch

[1]) Nach ihrer Verehelichung war die Marquise Cavour zum Katholizismus übergetreten, um sich den Eintritt in die Piemontesische Aristokratie zu erleichtern.

ihre Schönheit und ihr Geist verschafften ihr trotz ihrer schwierigen delikaten Lage, die sie mit Würde trug, bald eine günstige Aufnahme in der besten Gesellschaft, wo sie sich die Achtung und Freundschaft selbst der Strengsten und Sprödesten zu gewinnen wußte. Im Jahre 1815 schloß sie eine zweite Ehe mit Giulio Gaspare Einardo, Herzog von Clermont-Tonnerre, Pair von Frankreich. Die jüngere Schwester Johanna Henriette heiratete 1809 einen Edelmann aus der Auvergne, Louis de Douet, Graf d'Auzers, Generalpolizeidirektor des cisalpinen Departements des französischen Kaiserreichs, nach dessen Sturze er seinen dauernden Wohnsitz in Turin nahm.

Weniger mit glänzenden Eigenschaften ausgestattet als Frau von Tonnerre, besaß Frau von Auzers einen feinen Geist und jene wohlthuende Heiterkeit, die sich in gemütlichen Scherzen und witzigen Einfällen verschwenderisch ergeht. Aber wie Frau von Cavour war sie großherzig, treu in der Freundschaft und von gleich inniger, wenn auch stillerer Frömmigkeit.

[1820—1831.] — Am 1. Mai 1820 trat Camillo in die kgl. Kriegsschule zu Turin ein, wo damals die Söhne von adligen und besseren Familien vom achten bis zwölften Jahre aufgenommen wurden, um den vorbereitenden Unterricht zu empfangen, bevor sie sich für eine Waffengattung entschieden.

Der junge Schüler bewährte den Ruf als Wildfang (tapageur), den er in der Familie genoß, auch in der Anstalt, und zeigte wenig Lust zum Studium, mit Ausnahme der Mathematik, in der er bald soviel Tüchtigkeit an den Tag legte, daß er sich die Aufmerksamkeit und Bewunderung Johann Planas erwarb. Viele Jahre später sagte er selbst einmal zu de la Rive: „Mein Kopf hat der Mathematik

viel zu verdanken, sie bildet den Verstand und lehrt uns denken." [1])

Es war der lebhafte Wunsch des Vaters, daß der Knabe in die Liste der zum Pagendienste auserkorenen Zöglinge eingetragen werde, welche bekanntlich große Vorteile genossen, unter andern den bedeutenden, daß sie bei der Offiziersernennung den andern Schülern vorgezogen wurden, unabhängig vom Ergebnis des Hauptexamens oder vom Zeugnis der Vorgesetzten über persönliche Aufführung.

Vielleicht aber schadete dem Marquis seine Stellung am Hofe des Prinzen Borghese bei Victor Emanuel I. und noch mehr bei dessen Nachfolger Karl Felix, der ihn nicht ausstehen konnte. Wenigstens soll dieser zu jemand, der ihm Cavour [2]) als einen vorzüglichen Finanzminister vorschlug und seine Kenntnisse im Handels- und Verwaltungswesen rühmte, gesagt haben: „Nein, nein, der ist ein Kaufmann und würde mir das Land verhandeln."

Zum Glück genoß der Marquis die Gunst des jungen Prinzen Carignan (Karl Albert), der ihm zu verstehen gab, daß, wenn die Eingabe den Formalitäten des Hofes

---

[1]) Artom, ein höherer Beamter im Ministerium des Auswärtigen, erzählte, Cavour habe in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen, in seiner Gegenwart Generalprobe seiner Parlamentsreden zu halten. Oft, sagt er, wenn ich ihn von der Tribüne herab sprechen hörte, mußte ich die Treue seines Gedächtnisses bewundern. Die Worte waren zuweilen dieselben, oft gebrauchte er auch andre Wendungen, aber der Gedankengang blieb immer derselbe. Als ich ihm einst meine Bewunderung darüber ausdrückte, antwortete er mir: „Die Gewohnheit, die ich in der Schule hatte, mathematische Probleme aus dem Kopfe aufzulösen, hat mich befähigt, in meinem Gehirn eine lange Reihe von Sätzen und Folgerungen aufzustapeln, die ihre Schlachtordnung bewahren und mir keinerlei Verlegenheit bereiten."

[2]) D. h. den Vater Camillo Cavours. (Anmerk. d. Übers.)

gemäß gemacht werde, er sehr gern den jungen Camillo unter seine Pagen aufnehme. Dieses freundliche Versprechen des Prinzen ist in einem Schreiben vom 9. März 1823 aufbewahrt:

„Gestern, mein sehr lieber Cavour, hat man mir Ihren letzten Brief übergeben, worin Sie mich an mein mit vielem Vergnügen erteiltes Versprechen, Ihren Sohn Camillo betreffend, erinnern. Hoffentlich sind Sie davon überzeugt, daß, diesen interessanten Knaben, der zu so großen Hoffnungen berechtigt, zum Pagen zu bekommen, für mich von großem Werte sein wird, sobald meine politische Lage mir gestattet, überhaupt Ernennungen unter meinem Hofpersonal vorzunehmen; und dies um so mehr, als ich hoffe, Ihnen wenigstens in der Person Ihres Sohnes einen Beweis meiner Dankbarkeit und Freundschaft geben zu können."

In einem Briefe vom 17. März an seinen Vertrauten, den Grafen d'Auzers, wiederholt der Prinz sein Versprechen:

„Vor einigen Tagen hatte ich das Vergnügen an den Marquis Cavour zu schreiben. Ich wünsche, daß er, ebenso wie Sie, davon überzeugt sein möchte, welche Freude es mir sein wird, in eine politische Lage zu kommen, in der ich imstande sein werde, einige Personalernennungen an meinem Hofe vorzunehmen; die erste wird sicherlich die jenes liebenswürdigen, schon an sich selbst so interessanten jungen Camillo sein, dem ich schon jetzt aufrichtig zugethan bin, ihn fast wie Ihren Sohn betrachtend.

Ich habe neulich einen Brief von Sonnaz erhalten, worin auch er um eine Pagenstelle für seinen Sohn bittet, aber um die zweite, nach dem kleinen Cavour — Sie sehen, mein lieber Freund, daß bei mir dieser Wunsch eben so groß ist als bei Ihnen."

Mehr als ein Jahr verfloß, ehe der Wunsch des Marquis in Erfüllung ging, denn der Prinz begab sich im April

1823 nach Spanien und kehrte erst im Mai des nächsten Jahres nach Piemont zurück. Zwei Monate darauf, am 9. Juli 1824, erhielt der „liebenswürdige, interessante" Camillo seine Anstellung als Page am Hofe des Prinzen Carignan, der ihn bald sehr lieb gewann und mit Gunstbezeigungen aller Art überhäufte.

Die Freude des Vaters wurde vom Sohne nicht geteilt. Nur sehr schwer verstand er sich dazu, das Pagenkleid anzulegen, das ihn an die Livree der Hofbedienten erinnerte. Noch nach dreißig Jahren verletzte ihn die Erinnerung an diese Dienstbarkeit, und als de la Rive ihn einst fragte, wie denn die Pagen gekleidet gewesen seien, antwortete er heftig: „Potztausend! Wie werden wir gekleidet gewesen sein? Wie Lakaien, was wir auch waren! Ich errötete stets vor Scham."

Als er im September 1826 zum Leutnant im Geniekorps ernannt wurde und endlich das Pagenkleid abwerfen durfte, sprach er im Ungestüm der Freude Worte aus, die er später bei reiferem Urteil selbst für „unklug" erklärte. Dieselben wurden dem Prinzen Carignan hinterbracht, welcher, äußerst erzürnt, dem König Karl Felix den jungen Offizier als Verächter der Titel und Hofgebräuche bezeichnete, und ihm seine Gunst entzog. Als Genieoffizier kam Cavour zuerst in die Garnison von Ventimiglia, später nach Genua.

„Er gewöhnte sich sehr schnell an diese Stadt, verließ sie immer nur mit Bedauern — sagt de la Rive — und kehrte stets mit Freuden wieder dorthin zurück. Er fand dort eine in Turin ungekannte Regsamkeit und Freiheit der Meinungen, und für sich persönlich eine zuvorkommende herzliche Aufnahme. Er trug die Erinnerungen mit sich fort, und knüpfte Freundschaften an, die bis an sein Ende dauerten. Unter den Familien, bei denen er dort verkehrte, ist zuerst

und ganz besonders die schweizer Familie de la Rue zu erwähnen, an die er sich warm anschloß und mit der er stets befreundet blieb. — Wie hätte auch das stolze Genua, diese reiche, glänzende, gastfreie, südländische, mit Licht und Sonne übergossene Stadt, wo Leben und Aktivität die Gefühle und die Ideen anregen, — wie hätte sie einen so feurigen, hochgestimmten, nach Freiheit dürstenden Jüngling, der bisher kaum etwas anderes als den düstern Himmel und die erdrückende Atmosphäre Turins gekannt hatte, nicht entzücken, nicht hinreißen sollen? Anderseits ist es eben so wenig erstaunlich, daß dem jungen Cavour sein Geist, die Lebendigekeit, die natürliche Liebenswürdigkeit seines Wesens alle Pforten und alle Herzen öffneten. In Genua machte er thatsächlich seinen ersten Eintritt in die Welt, und ich habe sagen hören, daß ihm in dieser staatsmännischen Schule keine Lehre erspart worden sei."

In einem Briefe an die Marquise di Barolo und in einem andern an den Marquis Leone Costa de Beauregard (Briefe VI und XLIV) sagt Cavour selbst offen, wie übertrieben seine Ansichten gewesen, und belächelt seine damaligen Schwärmereien. In jene Zeit fällt auch ein wahrscheinlich aus Genua datirter Brief an einen englischen Freund, worin er seiner von Schmerz und Zorn belasteten Seele Luft macht, wenn er „den Jammer Italiens" ansehe.

Die französische Julirevolution erweckte in ihm die Hoffnung, dieses traurige Schauspiel werde nun zu Ende gehen. Bis zum nächsten Frühling vertraute er darauf, daß Frankreich verstehen werde, aus seiner Lage Vorteil zu ziehen und das Schwert zu erheben, und als er sich von der Eitelkeit dieser Hoffnung überzeugen mußte, erfüllten ihn Schmerz und Zorn, die mit aller Lebhaftigkeit seines Fühlens in Brief V ausströmen.

Mitten in diesen patriotischen Leiden seines Herzens traf ihn eine Ministerialverordnung, die, wie er glaubte, der neue Herrscher,[1]) der Nachfolger des Königs Karl Felix (27. April 1831) gegen ihn erlassen hatte: Er solle die Garnison von Genua, die ihm aus vielfachen Gründen so teuer war, verlassen und sich nach Bard im Aosta-Thale begeben. Er gehorchte, in der festen Ueberzeugung, diese „strenge Behandlung" sei eine Folge jener unklugen Äußerung, die er beim Ablegen des Pagenkleides gethan.

„Allein, ohne Freund, ohne Kameraden — schreibt de la Rive —, ohne seine Kenntnisse und Fähigkeiten verwenden zu können an einem Orte, der gar nichts bietet, war er, wie er mir selbst gesagt, darauf angewiesen, seine Zeit beim Tarokspiel mit den Bauunternehmern zu verbringen."

Dem jungen Offizier wurde diese Existenz unerträglich, und nach Verlauf von acht Monaten that er einen entscheidenden Schritt: Er erbat und erhielt von seinem Vater die Erlaubniß, seine ihm am 12. November 1831 von der sardinischen Regierung erteilte Stellung im Militärdienst, aufgeben zu dürfen.[2])

---

[1]) Nach der Ansicht Massari's und de la Rive's hatte Cavours Ungnade ihren Grund darin, daß er bei der Nachricht der Julirevolution seine Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit laut ausgesprochen hatte. Bis das nicht erwiesen ist, halten wir uns an seine eigenhändigen Briefe an den Marquis Beauregard.

[2]) Öfters kam es vor, daß er sich bei seinen Parlamentsreden jener Militärzeit erinnerte; so z. B. in der Sitzung vom 23. Dezember 1854, wo er den Kammern einen Gesetzentwurf über die Bildung eines Katasters vorlegt. Ehe er zur Erörterung der Grundsagen schreitet, unterbricht er sich und wendet sich zu Menabrea, seinem Nachfolger in Bard und gegenwärtigem politischen Gegner, mit dem Rufe: Und hier bitte ich den Kollegen Menabrea, mich zu unterbrechen, wenn ich vielleicht eine wissenschaftliche Ketzerei sage, nicht aus politischer Sympathie (Heiterkeit), sondern aus Respekt für die Uniform, die wir beide in unserer Jugend getragen haben.

[1831—1833.] — Kaum hatte er den Fuß in das Elternhaus gesetzt, als zwei Todesfälle in der Familie den schon von so vielen Leiden niedergedrückten Jüngling tief betrübten. In Zeit von drei Tagen verlor er seinen Großonkel Franchino, einen liebenswürdigen, heitern, geistvollen Greis, und seinen Onkel, den Grafen d'Auzers. Wie bereits erwähnt, hatte Letzterer sich nach dem Sturze des Kaiserreichs in Turin niedergelassen, wo er bald für einen „Ultra" galt. Dieser Mann, dessen Bild uns de la Rive entworfen hat, verdient etwas näher betrachtet zu werden, da er sich mehr als jeder Andere bemühte, einen dauernden, unmittelbaren Einfluß auf den jungen Cavour auszuüben und seinen Geist zu formen und zu schärfen.

„Nach der Restauration trat d'Auzers in Turin sofort im Sinne der monarchischen und religiösen Reaktion hervor, zu der ihn seine Instinkte, die Tradition seines Geschlechtes, und seine frühere Thätigkeit trieben. Er gehörte ganz und gar dem royalistisch-katholischen Treiben an, sogar der Kongregation. Durch seine Intimität mit dem Prinzen von Carignan gelang es ihm, diesen von der in seinem Namen und unter seinem Patronat begonnenen Verschwörung loszumachen. Die Revolution von 1830 verursachte dem Grafen d'Auzers großen Kummer und beschleunigte seinen Tod. Er starb 1831. Er war ein unterrichteter Mann, im Besitz, reicher Kenntnisse und eines vorzüglichen Gedächtnisses, wodurch die Unterhaltung und der Umgang mit ihm äußerst angenehm wurden. Stets bot er seinen Zuhörern, die damals alle von Freiheitsgedanken glühten, und zu denen auch der junge Camillo gehörte, die Stirne, und oft diskutirte man noch bei Tagesanbruch. In einem Briefe an den Grafen Sellon erwähnt Cavour dieser anhaltenden Wortgefechte, und denkt mit Schmerz daran, daß die Meinungsverschiedenheit seinem Onkel viel Kummer bereitet habe."

Diese beiden Todesfälle wirkten entmutigend auf den jungen Mann; sie predigten ihm die Nichtigkeit der Dinge dieser Welt, und bestimmten ihn dazu, allem Ehrgeiz, aller Ruhmbegier Lebewohl zu sagen. (Brief III.)

Unter dem Drucke der Unthätigkeit leidend, und ohne Hoffnung, zu einem öffentlichen Amte zu gelangen, faßte Cavour den Entschluß, sich der Landwirtschaft zu widmen, und übernahm die Leitung eines Familiengutes in der Gemeinde Grinzano.[1] Zu gleicher Zeit wandte er sich dem Studium der Volkswirtschaft zu.

„Er lebte abwechselnd auf dem Lande und in der Stadt — schreibt der Graf Friedrich Sclopis — und wenn er sich in Turin aufhielt, war er ein häufiger Gast im Hause der Marquise Julia Falletti de Barolo, einer Dame von französischer Herkunft aus der Familie Colbert. Diese, wenn auch bedeutend ältere Dame, hatte er sich zur Freundin erkoren, im reinsten und strengsten Sinne des Wortes. Sie befaßen beide einen regen Geist, und in der Schärfe und Schlagfertigkeit ihres Verstandes herrschte eine gewisse Ähnlichkeit. Dabei waren ihre politischen Ansichten völlig entgegengesetzte. Die Marquise war eine glühende Legitimistin; Camillo war ein Verehrer von Royer-Collard und Casimir Perrier. Während die Marquise streng war in ihren religiösen Pflichten und pietistischen Wohlthätigkeitswerken, drehte sich Camillo's Unterhaltung um weltliche Freuden oder um seine Studien und Arbeiten. Dieser Kontrast der Interessen brachte Reiz und Leben in ihre Unterhaltung und verscheuchte die Langeweile, die bei intimen Freundschaften und häufigem Zusammensein oft drückend wird.“[2]

---

[1]) Im Jahre 1833 ernannte ihn die Regierung zum Syndikus dieser Gemeinde. (Brief VIII.)

[2]) Bei irgend einer politischen oder philosophischen Streitfrage war die Marquise eines Tages so ins Feuer geraten, daß sie später befürchtete, den Grafen Cavour beleidigt zu haben. Edel und liebenswürdig, wie sie war, vertrug sie den Gedanken nicht, daß zwischen

Eine andere bemerkenswerte Familie, die Cavour in Turin häufig besuchte, war die des Barons Prospero Barante, des bekannten Verfassers der Histoire des ducs de Bourgogne, den Louis Philipp gleich nach seiner Thronbesteigung als Vertreter Frankreichs an den sardinischen Hof geschickt hatte.

„Durch den Herrn von Barante — schreibt de la Rive — lernte Cavour die Regierung, welche Frankreich sich gegeben hatte, lieben und schätzen. In eben so hohem Grade Weltmann wie Staatsmann, vereinigte der Baron grundfeste Überzeugungen mit der jedem gebildeten Manne eigenen Toleranz, und bei seinem milden Charakter hegte er Wohlwollen auch sogar für die Besiegten. Seine Studien hatten ihm ein festes Urteil gegeben ohne Rigorismus; aus dem Leben hatte er Erfahrungen gewonnen ohne Enttäuschungen. So übte er auf Camillo einen bedeutenden, ja in mancher Hinsicht entscheidenden Einfluß aus; denn er wirkte auf den Jüngling gerade während jener Krisis, wo sich der Übergang vom Fühlen zum Denken vollzieht; wo eine Wendung nach einer bestimmten Richtung vor sich geht, wo der Charakter sich festigt."

In diesem Hause lernte Cavour unter andern Leuten auch den Grafen d'Haussonville, Attaché bei der französischen Gesandtschaft, kennen, welcher sich im Laufe der Zeit einen berühmten Namen in der Politik und Literatur erworben hat.

Zwischen den Alters- und Gesinnungsgenossen bildete sich bald ein engeres Freundschaftsverhältnis, und das vertrauliche Wort des Freundes wirkte nicht weniger überzeugend, als die Autorität eines Überlegenen. Nach dem Herrn von

---

ihr und dem jungen Freunde der leiseste Zwiespalt aufgestiegen sei. Sie teilte ihm dies offenherzig mit und führte eine Erklärung herbei. Die Beantwortung ihres Briefes ist Brief V dieser Sammlung, entnommen aus: Il conte Camillo Benso di Cavour; Rimembranze di Federigo Sclopis, stampate nella puntata VII delle Curiosità e ricerche di storia subalpina. Torino, fratelli Bocca, 1876.

Barante hat wohl niemand so viel dazu beigetragen, einerseits Cavour von dem revolutionären Treiben loszureißen, anderseits seine Aufmerksamkeit auf Frankreich hinzulenken, das er bis dahin nur durch die Opfer der Revolution kannte, für die er begeistert war.

Turin, als Hofstadt, mit seiner strengen Etikette, seinen veralteten Ideen, war der natürliche Zufluchtsort für eine Menge von Emigranten geworden, die im dortigen Regierungssystem Sympathie und ein ihren Gesinnungen entsprechendes Verfahren fanden, neue Hoffnungen hegten, und nun, mit dem ihrer Nation eigenen Feuer, die sardinische Regierung zur Strenge antrieben. Durch die Herren von Barante und von Haussonville [1]) gewann aber Cavour eine völlig andere Ansicht vom französischen Volke, dessen gesunden Sinn, dessen Klugheit und Verstand er kennen lernte, ohne die Freude an dessen Geist und Feuer einbüßen zu müssen.

Ein Beweis, welchen Einfluß dieser Umgang auf Cavour ausübte, findet sich in seinen Briefen an die Gräfin Sellon und an den Professor August de la Rive. (Briefe VII u. VIII.)

Aus den geheimen Papieren der österreichischen Polizei, welche erst später an's Tageslicht gelangten, kann man ersehen, wie Cavour schon um jene Zeit als ein sehr gefährlicher Mensch betrachtet wurde. Der österreichische Gesandte in Turin, Graf Heinrich von Bombelles, hatte erfahren, daß Cavour eine Reise nach der Lombardei beabsichtigte, und schrieb deshalb am 2. Oktober 1832 folgenden Brief an die Mailänder Regierung:

---

[1]) Graf Haussonville, an den man sich mit der Bitte um Briefe von Cavour gewendet hat, antwortete am 9. Oktober 1881: . . . Unglücklicherweise besitze ich keinen Brief vom Grafen Cavour. Wir haben weit mehr zusammen geplaudert als korrespondirt.

„Dieser junge Mann gehört einer der angesehensten Familien in Piemont an, und sein allgemein geschätzter Vater ist über die Aufführung und die Prinzipien seines jüngsten Sohnes aufs tiefste betrübt. Der sehr begabte junge Mann war früher Offizier im Geniekorps. Verschiedene seiner Äußerungen und seine intimen Verbindungen mit andern schlecht gesinnten jungen Leuten, namentlich mit einem Herrn von der französischen Gesandtschaft, veranlaßten den König, bald nachdem Se. Majestät den Thron bestiegen hatte, ihn auf die Festung Bard zu schicken, nicht als Gefangenen, sondern als Offizier. Diese Art Verbannung dauerte etwa sechs Monate, worauf Camillo Cavour seinen Abschied forderte und sich bei seinem Vater aufhielt. Alle Bemühungen, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen, sind vergeblich gewesen. Er bedarf also einer fortgesetzten Aufsicht, denn ich halte ihn für einen äußerst gefährlichen Menschen."

Nach dieser Mitteilung richtete der Polizeipräsident von Mailand, Graf Torresani, folgenden Brief an den Polizeikommissär zu Buffalora:

Mailand, den 15. Mai 1833.

„Der junge piemontesische Edelmann, Graf Camillo Cavour, früherer Offizier im Geniekorps, der trotz seiner Jugend bereits die allerverderblichsten politischen Grundsätze eingesogen hat, ist im Begriff sich auf Reisen zu begeben. Ich beeile mich, Ihnen dieses mitzuteilen, Herr Kommissär, mit dem Ersuchen, ihn nicht über die Grenze zu lassen, außer mit einem vollständig regelrechten Paß, und in diesem Falle empfiehlt sich die allerstrengste Untersuchung seines Gepäcks und seiner Person, da ich gehört habe, er sei der Überbringer sehr gefährlicher Schriften."

Torresani.

Diesem Briefe folgte ein Zirkular an alle Polizeikommissäre, mit der Bekanntmachung, daß dem jungen Camillo Cavour das Betreten der österreichischen Provinzen verboten sei. (Zirkular vom 1. Juni 1833, Nr. 3476.)

Da Cavour an der Reise nach der Lombardei verhindert war, beabsichtigte er im Laufe des Sommers einen Ausflug nach Genf zu machen, wo er seit 1829 nicht gewesen war. „Ich fühle, daß mir die Genfer Atmosphäre eine wahre moralische Wohlthat sein wird“, schreibt er an die Gräfin Sellon.

Aber Privatgeschäfte verhinderten ihn Piemont im Jahre 1833 zu verlassen, und erst im Herbst des nächsten Jahres, nachdem er im Auftrage der Regierung eine Arbeit über die Verwaltung der englischen Armenfonds verfaßt hatte, kam er dazu, seinen Vorsatz auszuführen.

[1834—1835.] — In Genf mietete Cavour eine bescheidene Wohnung in der Nähe des Palastes, den der Graf Sellon mit seiner Familie und der Herzog und die Herzogin Clermont-Tonnerre gemeinschaftlich bewohnten.

Seit seinem ersten Aufenthalte in Genf hatte der junge Piemontese eine warme Zuneigung und Hochachtung für den Grafen Sellon gefühlt, den er als einen unermüdlichen Kämpfer für die Freiheitsideen oft als Autorität anrief, um seine politischen Prinzipien d'Auzers gegenüber zur Geltung zu bringen.

Die rege Phantasie des Grafen, seine enthusiastischen Pläne und wohlwollenden Gesinnungen, im Verein mit der ritterlichen Anschauung des verflossenen Jahrhunderts und den hochstrebenden Hoffnungen der Gegenwart, verfehlten nicht, die Ansichten seines jungen Freundes, dem er als Vorbild diente, zu befestigen, wogegen es dem Herzog von Tonnerre nicht gelang, auch nur den mindesten Einfluß auf seinen Neffen auszuüben.

„Bei großer Liebenswürdigkeit — schreibt de la Rive —, einem wohlwollenden, entgegenkommenden Wesen, war de Tonnerre mehr Salonmensch als Weltmann, und über-

haupt nicht von dem Schlage solcher Männer, die ihre Umgebung beherrschen. In der Politik verfolgte er kein Ziel, besaß weder persönlichen Ehrgeiz noch Lust, Propaganda zu machen oder die Ansichten anderer zu bekämpfen. Er trug seine Überzeugungen, wie er seinen Namen trug: mit der aisance d'un grand seigneur, ohne sich viel darum zu kümmern. 1830 legte er der Julimonarchie den Eid ab. Das kostete ihn viel und wurde ihm arg zum Vorwurf gemacht. Aber er hielt es für ein Gebot der Freundschaft, den Ministern in der schwierigen Lage, in der sie sich befanden, nicht abtrünnig zu werden."

Die Herzogin Clermont-Tonnerre hatte in ihrem zweiten Gatten das Glück gefunden, das eine Frau an der Seite eines Mannes, der sie liebt und achtet, empfinden kann. Da sie keine Nachkommen hatte, war ihre Liebe zu den Geschwisterkindern ganz natürlich; aber unabhängig davon — meint de la Rive —, war ihre Liebe zu dem Neffen Camillo das lebendigste Gefühl, dessen sie fähig war. Man sah, alles an ihm entzückte sie; seine Lebhaftigkeit, sein unermüdlicher Frohsinn, selbst die spöttischen Bemerkungen über Dinge und Menschen, die ihr wert und teuer waren, ja sogar die Offenheit, mit der er seine, den ihrigen völlig entgegengesetzten Ansichten aussprach. Sein Urteil war für sie in ebenso hohem Grade von Gewicht, wie sein Geist sie fesselte. Kurz, sie liebte ihn mit dem Scharfsinn einer Tante und mit dem Herzen einer Mutter.

Hören wir nun, was de la Rive von den Freundeskreisen sagt, denen Cavour während seines Genfer Aufenthaltes angehörte:

„Mitten unter den Seinen und in einer Umgebung, die gerade dazu geeignet war, die Anforderungen seines freien Geistes zu befriedigen, lebte Cavour dort in einer so natürlichen, ungezwungenen, anziehenden Intimität, wie er sie

nirgend anders hätte finden können. Er hatte außerdem noch andere Verwandte und Freundeskreise dort, in denen er seinem Hang nach freier, ungezwungener Unterhaltung über die ernstesten wie heitersten Gegenstände nachgehen konnte. Auch neue Verbindungen, die ihm später teuer wurden, knüpften sich an die alten an.

Eine gelehrte Stadt wie Genf, wo politische Studien und Debatten an der Tagesordnung waren, bot dem nach Diskussionen und Kenntnissen begehrenden Geiste Cavours einen reichen Boden zur Belehrung dar; und da er sich vorzugsweise der Politik und den staatswirtschaftlichen Forschungen zuwandte, gewann er durch den täglichen Verkehr mit Fachmännern, wie durch ernste Studien die Sicherheit und Festigkeit, die seine spätere Stellung erforderte. Auch an geselligen Freuden nahm der junge Mann teil, wie Genf sie eben darbot: angeregt ohne Enthusiasmus — abgemessen — nach der Uhr — kurz, etwas philiströs. Denn das Leben ist nur dann eine Schule, wenn es nicht zur Schulstube wird. Hierüber drückt Cavour sein Erstaunen aus und wundert sich, daß eine an intellektuellen Kräften und Annehmlichkeiten so reiche Stadt diese Vorzüge nicht besser zu verwenden weiß, aus Mangel „an ein wenig mehr von jener Freiheit, welche die Triebfeder des gesellschaftlichen Lebens ist.“ Nichtsdestoweniger nimmt er von Genf dauernde Eindrücke mit fort, und schreibt mehrere Jahre später, neben ähnlichen Urteilen wie das angeführte: „Trotzdem habe ich mich herrlich in Genf amüsirt und eine glückliche Zeit dort verlebt.“

Ende Februar 1835 verließ Cavour Genf, um sich in Gesellschaft von Pietro di Santa Rosa, mit dem er seit langen Jahren in vertraulichem Verhältnis stand, und der auf Verabredung mit ihm zusammentreffen sollte, nach Frankreich und England zu begeben. Am 28. des Monats trafen die beiden Freunde in Paris ein.

„Seine Herkunft öffnete ihm sofort die vornehmsten Salons, wo seine geistigen Gaben ihm einen freundlichen

Willkomm verschafften, und seine Ansichten Erstaunen erregten. Aber die vornehmen Salons sind nicht gerade diejenigen, wo man sich mit fünfundzwanzig Jahren am wohlsten fühlt.“

Diese letzte Anspielung seines Biographen ist deutlich genug, um keiner weiteren Auseinandersetzung zu bedürfen. Jedoch muß erwähnt werden, daß die Vergnügungen und Freuden des modernen Babels den jungen Grafen nicht davon abhielten, sich mit den wichtigsten Sozialproblemen zu beschäftigen, um die Lage der politischen Parteien in Frankreich zu studiren. Ein Beweis dafür ist der am 31. März an den Professor August de la Rive gerichtete Brief, in welchem er mit einem Urteil, das weit über seine Jahre geht, die bevorstehenden Umwandlungen in den Parteien der Extremen schildert, und mit einem Scharfblick, der an einem so jungen Manne überraschen muß, den Sieg der Demokratie voraussagt. (Brief XI.)

Auf dieser Reise lernte Cavour eine Dame kennen, die Gräfin Anastasia von Circourt-Klustine, welche während der Julimonarchie und des zweiten Kaiserreichs einen der besuchtesten Salons in Paris hielt, und mit der er ein Freundschaftsband knüpfte, das bis zu seinem Tode dauerte. Diese Dame war Russin. Da sie das Klima ihres Vaterlandes nicht ertragen konnte, war sie in den Jahren 1825—1826 in Begleitung ihrer Mutter, der Gräfin Tolstoï, nach Italien gekommen. In Genf, wo sie den größten Teil des folgenden Jahres zubrachte, wurde sie in die besten Familien aufgenommen, und erwarb sich durch ihre für das jugendliche Alter von siebzehn Jahren außerordentliche Bildung und ihre sympathische, wenn auch nicht eigentlich schöne Erscheinung, allgemeine Liebe und Bewunderung. Auch zählte sie zu den

Mitarbeitern der Zeitschrift Bibliothèque universelle de Genève, und im Jahre 1830 verheiratete sie sich in Paris mit dem in den dortigen literarischen Salons rühmlichst bekannten Grafen Circourt.[1])

Im Sommer 1834 war die Gräfin Cavour mit ihrem Sohne Gustav und mit Frau von Tonnerre in dem Badeort Plombières gewesen, und war dort mit der Gräfin Circourt zusammengetroffen, die in Genf viel mit der Familie Sellon verkehrt hatte. Die freundlichen Beziehungen wurden bald erneuert, und als Camillo Cavour sich im Winter 1835 der Dame mit einem Empfehlungsbriefe von seinem Bruder vorstellte, wurde ihm der herzlichste Empfang zuteil. Sehr bald erkannte sie in ihrem piemontesischen Altersgenossen die hohen moralischen und intellektuellen Gaben, und redete ihm lebhaft zu, Piemont zu verlassen und seinen Wohnsitz in Paris aufzuschlagen, wo er bald eine Berühmtheit erreichen werde, die er in einem kleinen Lande, das noch dazu unter dem Drucke einer absoluten Regierung seufze, vergebens suche. Der Brief, worin Cavour der Freundin die Gründe auseinandersetzt, die ihn verhindern, ihre wohlgemeinten Ratschläge zu befolgen, ist ein wahres Juwel; er beweist, daß sein Seelenadel noch größer war als seine Geistesgaben. (Brief XII.)

Am 13. Mai reiste Cavour mit Santa Rosa nach England. Der Brief, den er am 9. Juni aus London an den Baron von Barante richtet, könnte von einem Staatsmanne verfaßt sein, so tief und richtig ist die Anschauung, die sich Cavour von diesem freien Lande gebildet hat, von seinen politischen Parteien und von den wichtigsten Fragen, die das Publikum beschäftigten.

---

[1]) Madame de Circourt, son Salon et ses Correspondances par M. Huber-Saladin, colonel fédéral. Paris, A. Quentin, 1881.

In Begleitung von Santa Rosa besuchte Cavour die bedeutendsten Städte Englands. In Cambridge lernten die beiden Reisenden den Bibliothekar am Trinity-College kennen; in Liverpool machten sie Bekanntschaft mit einem jungen Arzte, einem politisch radikalen, aber unterrichteten, ehrenhaften Manne, der die Verhältnisse der Arbeiterklasse in England gründlich studirt hatte und die jungen piemontesischen Reisenden durch viele statistische Notizen in den Stand setzte, den materiellen und moralischen Zustand der untersten Klassen in England näher kennen zu lernen. Selbstverständlich besuchten sie fleißig die öffentlichen Anstalten, wie Schulen, Gefängnisse, Armenhäuser, Fabriken und Ackerbauanstalten. Bei ihrer Rückreise berührten sie Brüssel und gingen über Antwerpen, Lüttich und die Rheinprovinzen nach Paris zurück, wo sie Ende Juli eintrafen.

Während Cavours Abwesenheit hatte sich in Piemont nichts ereignet, was die beiden Freiheitsjünger auch nur zu der leisesten Hoffnung auf den Sieg ihrer Ideen hätte berechtigen können. Einen schlechten Eindruck hatte es auf sie gemacht, daß der König den Grafen Clemente Solaro della Margarita, dessen ultra-absolutistische Ansichten bekannt waren, zum Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen ernannt hatte (7. Februar 1835), und die Ernennung des Grafen Carlo Verando di Pralormo (22. April) zum Nachfolger des unbeliebten Grafen della Scarena, hatte denselben um nichts vermindert. Denn wenn auch der neue Minister als ein vorzüglicher Mensch allgemein hochgeschätzt war, so wußte man doch, daß seine Ansichten nicht freisinnig waren. Aber wären sie es auch gewesen, so hätte es nichts genutzt, denn der König hätte kein freies Regierungssystem geduldet; es schien ihm untauglich für sein Land, dessen Volk er für nicht reif genug dazu hielt.

Cavour konnte, ganz abgesehen von der Abneigung des Königs gegen ihn, keine Hoffnung hegen, sich irgendwie bei der Leitung der Staatsgeschäfte zu beteiligen, so lange ein Regierungssystem bestand, in welchem — wie der doch sehr gemäßigte Balbo sich ausdrückte — der Freiheit nicht erwähnt werden durfte, es sei denn, um sie schmählich zu beschimpfen, und unter dem selbst Balbo, als Sohn des Präsidenten einer Abteilung im Staatsrat, sich vergeblich bemüht hatte, eine öffentliche Anstellung zu erhalten. „Wie sehr ich auch Centrumsmann und Gemäßigter geworden sein mag, schreibt Cavour später von Turin an Naville in Genf, so bin ich doch weit davon entfernt, die bei uns herrschenden Systeme zu billigen.“

Da ihm die politische Laufbahn verschlossen war, ging er auf den Vorschlag seines Vaters ein, der inzwischen (den 27. Juni 1835) zum Vikar[1]) und Polizeipräsidenten von Turin ernannt worden war, und übernahm die Verwaltung der Familiengüter.

Aus Briefen an de la Rive und Naville geht hervor, daß er lieber seine Zeit rein intellektuellen Arbeiten gewidmet und eine glänzendere Karriere eingeschlagen hätte.... Schnell aber tröstet er sich mit den Worten: „Es giebt freilich manche

---

[1]) Die Polizeiverwaltung von Turin hatte drei Abteilungen. Die erste gehörte zum Ministerium des Innern, von den beiden andern war die eine dem Gouverneur, die andere dem Vikar von Turin anvertraut. Diese letztere wurde vom Munizipium besoldet, mußte aber alle zwei Jahre vom Könige, von dem sie ganz und gar abhängig war, neu bestätigt werden. Der Vikar — schreibt Signor Verfezio — war der Chef und Direktor der Stadtpolizei, dem neben der Aufsicht über das Straßen- und Marktwesen, über Diebstähle und alles derartige auch die wichtigere Aufgabe zufiel, alle diejenigen, welche als Liberale anrüchig waren, im Auge zu halten, zu verfolgen und zu quälen. (Il Regno di Vittorio Emanuele II, lib. 1, pag. 87. Turin, Roux e Favale, 1878.)

glänzendere Karriere, aber unter den obwaltenden Umständen kann mir keine besser zusagen, als die Landwirtschaft.“ (Brief XIV.)

Schon nach wenigen Wochen hatte ihn eine wahre Leidenschaft für den Ackerbau ergriffen. Er begnügte sich nicht mit der Pflichterfüllung seinem Vater gegenüber, sondern unternahm auch für eigene Rechnung großartige landwirtschaftliche Spekulationen, durch deren glücklichen Erfolg er sich eine unabhängige Existenz zu gründen hoffte. (Brief XV.)

Mitten in diesen Beschäftigungen wurde er vom Professor August de la Rive aufgefordert, etwas von seinen schriftlichen Arbeiten für die Bibliothèque universelle de Genève einzuschicken. In seiner Eigenliebe geschmeichelt und hoffend, sich dadurch einen Weg zur Verwertung seiner reichen Studien und Beobachtungen zu eröffnen, nahm er dieses Anerbieten freudig an, indem er seltsamerweise auf die Beihilfe seines Bruders Gustav vertraute. Aber zuvor schrieb er an de la Rive, daß man von ihm nichts erwarten dürfe, wobei die Phantasie im Spiele sei, da er in sich die absolute Unfähigkeit zu derartigen Arbeiten fühle, zumal seine literarische Bildung ziemlich vernachlässigt sei.[1]) (Brief XV.)

In wenigen Tagen entwarf und entwickelte er eine Abhandlung über den Pauperismus in England, ein Thema, über das er besonders während seiner letzten Reise viele Studien gemacht hatte, ließ aber die Arbeit unvollendet

---

[1]) Aus den Akten der Kammer. Sitzung vom 9. April 1852 Cavour: Ich werde mich in keine Diskussion über die Sprache mit dem Kollegen Michelini einlassen; ich fühle mich dem nicht gewachsen; ich erkenne ihn als Meister an und schweige. — Valerio. Lorenzo: Und über die Logik? — Cavour: Ah, über die Logik — das ist etwas andres! — (Heiterkeit).

liegen, da derselbe Gegenstand inzwischen von einem andern Schriftsteller behandelt worden war.[1]) (Brief XVI.)

Seine landwirtschaftliche Thätigkeit, Familienangelegenheiten und verschiedene Reisen verhinderten ihn, bis 1843, neue Fragen zur Bearbeitung vorzunehmen.

[1836.] — In diesem Jahre führte er die Reise nach der Lombardei aus, an der er 1833 verhindert worden war. Der Graf Brunetti, der im November 1835 dem Grafen Bombelles als österreichischer Gesandter in Turin nachgefolgt war, verschaffte ihm, nicht ohne Schwierigkeiten, einen Paß für die österreichischen Staaten. Aber auch diesmal wurden von seiten des Grafen Torresani folgende strenge Befehle an den Polizeikommissär zu Buffalora erlassen:

Mailand, den 22. März 1836.

Se. Excellenz der Herr Graf Statthalter hat für gut befunden, jenem bewußten Edelmann Camillo Cavour aus Turin, dem kraft meines Zirkulars vom 1. Juni 1833, Nr. 3476, das Betreten der österreichischen Provinzen untersagt worden war, einen Paß für eine einmalige Reise über die Grenzen hinaus bis Villaco zu bewilligen. Ich bitte also der Durchreise dieses verdächtigen Ausländers keine Hindernisse in den Weg zu legen und ihn nach vollzogenen Formalitäten wegen des Visums an die hiesige Generaldirektion zu weisen.

Torresani.

Cavour beabsichtigte, von der Lombardei nach den Kirchenstaaten zu gehen; „aber — schreibt er in einem von de la Rive

---

[1]) Das Heft vom Oktober 1836 der Bibliothèque universelle erwähnt eine Schrift, welche Cavour 1834 über die Armenpflege in England verfaßt hatte: „Dieser Aufsatz, heißt es, kommt aus der Feder eines jungen, durch seine Talente ausgezeichneten Piemontesen. Dies berechtigt zu der Hoffnung, daß unter den jungen Leuten höheren Standes in seinem Vaterlande die Liebe zum Studium dem Müssiggang ein Ende machen wird.“ Es war dies das erste Mal, daß Cavour in einer Zeitschrift erwähnt wurde.

zitirten Briefe — eine Quarantäne, die Seine Heiligkeit der Papst zwischen seinen und den Kaiserstaaten anzuordnen für gut befunden, um sich gegen die Cholera zu schützen —, die schon seit sechs Monaten gar nicht daran denkt, eines der schmutzigsten Stadtviertel Venedigs zu verlassen — hat mich verhindert, nach Bologna zu gehen, und so kehre ich direkt nach Piemont zurück, um mich ganz und gar den landwirtschaftlichen Arbeiten zu widmen."

[1837.] — In dieser Thätigkeit wurde er in den ersten Monaten des Jahres durch eine schmerzliche Familientrauer gestört: der Herzog von Clermont-Tonnerre war gestorben, hatte seine Gattin als Erbin seines Besitzes eingesetzt, und Camillo übernahm auf die Bitte seiner Tante die Leitung ihrer Geschäfte. Er begab sich deshalb nach Frankreich auf die Güter der Herzogin, dann nach Paris, zur Beratung mit den betreffenden Prokuratoren und Geschäftsmännern. Gern wäre er nach London hinübergegangen, um den dortigen Wahlen beizuwohnen (Juli 1837), deren Ergebnis ihm äußerst wichtig für das britische Reich dünkte; aber seine beschränkte Zeit erlaubte es ihm nicht, und er kehrte nach Turin zurück. (Brief XVIII.)

Aus einem Briefe von Silvio Pellico an den Grafen Friedrich Confalonieri vom 14. Dezember geht hervor, daß Cavour in demselben Jahre noch einmal in Paris gewesen war. Es heißt dort: „Der Überbringer dieser Zeilen ist der Graf Camillo de Cavour, trotz seiner Jugend ein Mann mit reifem, klarem Verstande, der unserm Lande Ehre macht." [1])

[1838—1839.] — Zwischen 1838 und 1839 verband sich Cavour mit Carlo Boncompagni — einem der eifrigsten

[1]) Epistolario di Silvio Pellico, raccolto e pubblicato par cura di Guglielmo Stefani, pag. 136. (Firenze, le Monnier, 1856.)

und unermüdlichsten Beförderer von Kinderbewahranstalten in Turin —, mit dem Grafen Friedrich Sclopis, mit Luigi Franchi de Pont und mit dem Theologen Fantini, Pfarrer der Kirche zu Annunziata, und übernahm es, dem Grafen Pralormo eine Eingabe an die Regierung vorzulegen, mit dem Gesuche, die Bildung einer Gesellschaft für Gründung von Kinderbewahranstalten und Kleinkinderschulen in Piemont zu gestatten.

Trotz heftigen Widerspruchs von seiten des Grafen Margarita, der von der Furcht beseelt war, in diesen Schulen möchten die Kinder des Volkes nicht zu guten Christen und guten Unterthanen erzogen, sondern gegen die Religion gleichgiltig gemacht werden, bewilligte der König, der an so viel Ruchlosigkeit nicht glaubte, nach einigem Zögern das Gesuch, jedoch unter der Bedingung, daß die Aufsicht und Erziehung der Kinder der Geistlichkeit überlassen bleibe. Aber der Wille des Königs, meinte Margarita, würde unter allerlei Vorwänden umgangen und allmählich die Laienerziehung eingeführt werden, um politische und religiösen Reformen anzubahnen. Nach seiner so erfolgreichen Mitwirkung bei Gründung dieser Wohlthätigkeitsinstitute arbeitete Cavour als Mitglied der Direktion mit allem Eifer daran, denselben eine gute Richtung und ein glückliches Gedeihen zu sichern. Seine Bestrebungen auf diesem Gebiet erhellen aus seiner Korrespondenz, und mehr noch aus den Worten, die er als Minister des Ackerbaues, Handels und Seewesens am 17. Februar 1851 im Senat sprach, um zu erreichen, daß diese Anstalten von den Abgaben, die man eben den religiösen Korporationen und Kirchengütern auferlegen wollte, befreit blieben. Wir geben seine Worte hier wieder, da sie ein Licht auf den Charakter des Mannes werfen.

„. . . Es bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung, um zu sehen, daß der größte Teil der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, anstatt den edeln und nützlichen Zweck zu erfüllen, das Elend der Menschen und die Leiden, die sie drücken, zu mildern, direkt oder indirekt viele Übelstände mit sich bringt. . . . Wenn dies auch bei allen andern öffentlichen Anstalten der Fall sein mag, so behaupte ich, daß es bei den Kinderbewahranstalten, die nur Gutes leisten ohne irgend welche schlimme Folgen, nicht so ist. Diese Anstalten, welche dazu beitragen, das erste zarte Kindesalter, das fast das Wichtigste bei der menschlichen Erziehung ist, zu erleichtern, wirken nicht dahin, den Haushalt und den Familiensinn zu schädigen, sondern sie streben danach, denselben zu verstärken.

Die Erfahrung lehrt, daß durch die Gefühle der Teilnahme und Güte, die in diesen Anstalten in den Kindern erweckt werden, dieselben den Eltern nur noch teurer werden, und daß somit durch gegenseitige Liebe der Familiensinn umsomehr entwickelt wird. Nicht nur daß diese Anstalten weit entfernt davon sind, den Familiensinn zu schmälern, so haben sie auch noch den Vorteil, im Vergleich zu den Ausgaben, die sie veranlassen, einen so großen Nutzen zu schaffen, wie er mit denselben pekuniären Mitteln durch kein andres öffentliches Wohlthätigkeitsinstitut zu erreichen wäre.

Der Same, den man in die Herzen dieser Kinder im ersten Lebensstadium einstreut, trägt Folgen für ihren ganzen übrigen Lebenslauf, für die Richtung, die sie einschlagen sollen, wie für die Bildung ihres Gemütes. Darum sage ich, daß der Segen, den sie diesem zarten Alter bringen, wo Geist und Seele noch unberührt und mit Leichtigkeit biegsam sind für jede Form, die man ihnen geben will und die auf ihren ganzen Lebenslauf einwirkt, unberechenbar ist; ich sage unberechenbar im Vergleich zu den geringen Kosten und geringen Opfern, die in keinem Verhältnis stehen zu der Anzahl von Kindern, die aus diesen Schulen Wohlthaten ziehen können.

Es kostet in der That weniger, hundert Kindern eine gute Richtung zu geben, als einen einzigen unglücklichen

Menschen wieder aufzurichten, wenn er, des Segens einer guten Erziehung und Leitung beraubt, auf den Weg des Lasters geraten ist.“ [1])

In demselben Jahre 1839 wurde Cavour zum Mitglied der Kommission für Statistik ernannt, welche der Minister Pralormo in der Absicht gebildet hatte, die statistischen Erhebungen auf dem Festlande des sardinischen Reiches zu sammeln und zu veröffentlichen. Manches andre wichtige Amt hätte dieser vorzügliche Minister dem Grafen Cavour anvertraut, denn er schätzte dessen Geist und Charakter sehr hoch, allein der Wille des Königs war stets unwiderruflich dagegen gewesen. (Brief XLIV.)

[1840.] — In diesem Jahre begab sich Cavour aus persönlichen Gründen wiederum nach Frankreich, und hielt sich sechs Monate in Paris auf. Nie hatte die Schwungkraft seiner Natur eine härtere Probe zu bestehen, als damals, wo er von der Politik zu Geschäftssachen, von Geschäften zur Sozialwissenschaft, von dieser zur Industrie überging. In den Salons wie in den Klubs stellte er seinen Mann, und gab sich jenen Freuden des Lebens hin, die Balzac dessen Kehrseite nennt. Bei der Rückreise oder bei der Hinreise hielt er sich längere Zeit in Presinge auf, und aus de la Rives Mitteilungen sehen wir, wie er dort seine Vormittage zubrachte:

„. . . Ich erinnere mich, wie er sich während seines Aufenthaltes in Presinge jeden Morgen, gleichviel zu wie später Stunde er auch zu Bett gegangen sein mochte, von seinem Diener wecken ließ, den Schlaf abschüttelte, eine Tasse

[1]) Parlamentsreden des Grafen Camillo di Cavour, auf Verordnung der Deputirtenkammer gesammelt und herausgegeben. Band II, Seite 124. (Turin, Botta, 1864.)

schwarzen Kaffee trank und sich an die Arbeit setzte. Diese Arbeit bestand im Studium der englischen Geschichte von Lord Mahon, einem eben so gewissenhaften wie trocknen und reizlosen Schriftsteller. Ich entsinne mich jetzt noch, welchen unüberwindlichen Abscheu mir schon der Anblick dieser dicken Bände einflößte. Aber Cavour hatte es sich nun einmal vorgenommen, die englische Sprache zu erlernen, und um mit diesem Studium zugleich den Zweck zu verbinden, die englische Geschichte kennen zu lernen, verbrachte er seine Vormittage damit, ein langweiliges Buch in einer ihm unbekannten Sprache zu entziffern.

Als ich mich später bei ihm auf seinem Gute in Leri befand, konnte ich keinen Morgen auf die Jagd gehen, ohne einen Gruß von ihm — einen jener guten Wünsche, die den Jäger zur Verzweiflung bringen können — mitzunehmen. Obgleich er nicht die mindeste Lust hatte, Schnepfen zu schießen, war er doch stets mit Tagesanbruch auf den Füßen, Rechnungen revidirend, in den Ställen oder beim Auspacken von Maschinen gegenwärtig, sich um die kleinsten Details irgend einer Verbesserung kümmernd, und dabei die Zwischenpausen, die für jeden andern verlorne Momente gewesen wären, mit der Lektüre eines italienischen, französischen oder englischen Buches über Landwirtschaft, Politik, Staatswirtschaft oder Geschichte ausfüllend."

Welcher Unterschied zwischen dem Cavour der frühesten Jahre, der einen Widerwillen gegen alles Lernen hegte, und dem Cavour von 1840! — Ein Unterschied, oder besser, ein Widerspruch, der übrigens mehr scheinbar als wirklich ist, denn, wie auch de la Rive bemerkt: „Im ersten Alter ist die Lernlust gewöhnlich nichts andres als Fügsamkeit unter eine Autorität, und zeigt mehr die Unterwürfigkeit in einem Kinde, als einen großen Thätigkeitstrieb."

[1841.] — Im Sommer 1841 befand sich Cavour in Turin, als ein für Piemont ungewöhnliches Ereignis eintrat: „Eine kleine Ministerkrisis", herbeigeführt durch die

Abdankung des Ministers Pralormo, „infolge eines heftigen Streites mit den Kongreganisten, die ihn schon seit lange aufs Bitterste befehdeten.“ (Brief XXI.)

Mehrere Tage lang waren die Turiner, die mehr oder weniger offenkundig den politischen Ansichten Cavours anhingen, in großer Aufregung, denn es drohte ein „entsetzliches Unglück“. Dafür hielt man die Ernennung des Generalkontroleurs Luigi Provana di Collegno, welcher zu den fanatischsten und schwärzesten Kongreganisten gehörte, auf den erledigten Ministerposten.

Der Graf Solaro della Margarita erzählt, man habe wirklich Collegno das Portefeuille angeboten, aber — fügt er mit Bitterkeit hinzu — nur pro forma. Denn hätte der König wirklich die Absicht gehabt, ihm dasselbe anzuvertrauen, so wäre nicht dem Staatssekretär des Kriegsministeriums, Grafen Villamarina, der diese Wahl nicht billigen konnte, sondern ihm, dem Grafen Solaro, der Auftrag zu teil geworden, das Anerbieten zu machen. „Ich hatte wohl Argwohn, fährt Solaro fort, daß das eine abgekartete Sache war, um meine Gesinnungsgenossen glauben zu machen, daß man mit uns gehen wolle. Collegno erhob aus Zartgefühl einige Einwände gegen die Verantwortlichkeit, welche die Übernahme eines Portefeuilles mit sich brächte, und wollte zuvor mit dem Könige selbst sprechen; diese Einwände wurden dem Könige wie eine Weigerung hinterbracht, und damit war Collegno abgethan. . . Dies bewies mir, daß Karl Albert nicht geneigt war, die Staatsgeschäfte Männern von wahrhaft monarchischer Gesinnung anzuvertrauen.“

Auch hätte nach Solaros Darstellung Cavours Vater nicht wenig zu dem Mißlingen dieser Kandidatur beigetragen, und zwar dadurch, daß er in seiner Eigenschaft als Polizei-

chef Sr. Majestät gesagt, wie hoch schon durch das Gerücht von Collegnos Ernennung die „Rosenkränze und Skapuliere“ im Preise gestiegen seien. Ein solcher Scherz würde aber mit der Schilderung, welche Versezio von Cavours Vater macht, sehr im Widerspruche stehen und beweisen, daß der Marquis, obwohl ein codino (Zopfträger), nicht „royalistischer war als der König selbst, nicht jesuitischer als ein Jesuit, nicht katholischer als der Erzbischof, oder intoleranter als die Inquisition.“ [1])

Mehr als seinem Vater schrieb Camillo Cavour das Verdienst in dieser Sache den Vorstellungen des Grafen Gallina zu, der seit 1835 Staatssekretär der Finanzen gewesen, und dem bei dieser Gelegenheit die Leitung der innern Angelegenheiten provisorisch anvertraut worden war.

Cavour wünschte Cäsar Alfieri auf diesem Posten zu sehen, was allen weisen und vernünftigen Männern zur Befriedigung gereicht und der öffentlichen Meinung ohne irgend welche Gefahr genuggethan hätte. Doch wurde sein Wunsch erst drei Jahre später erfüllt, als dieser vortreffliche Mann zur Leitung des magistrato della riforma berufen wurde. [2])

In demselben Jahre gründete Cavour, im Einverständnis mit dem Grafen Pralormo, dem Marquis Alfieri und andern angesehenen Persönlichkeiten, in Turin einen Klub nach dem Vorbilde der Klubs in Paris und London, dem man die ungefährliche Benennung „Whistgesellschaft“ gab, und der in kurzer Zeit ein politischer Brennpunkt und ein Zentrum der Geselligkeit wurde.

---

[1]) Il Regno di Vittorio Emanuele II, Tom 1, pag. 92.

[2]) Magistrato della riforma wurde das Amt genannt, das die Aufsicht über die Censur und das Universitätswesen in sich schloß. (Anmerk. d. Übers.)

„Es ist schwer — schreibt de la Rive —, sich jetzt alle die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, die sich der Gründung dieses Klubs entgegenstellten, und die Ausdauer und Geschicklichkeit zu begreifen, die Cavour bei dieser mühevollen und delikaten Angelegenheit an den Tag legte. Was für ein Geist auch in diesem Verein herrschen mochte — und selbst wenn er statt konservativ reaktionär gewesen wäre —, er war unter allen Umständen der Versammlungsplatz für einen lebendigen Gedankenaustausch und somit gefährlich. Denn es liegt in der Natur jeder despotischen Regierung, nicht zu dulden, daß eine Meinung, selbst wenn sie eine ihr günstige wäre, sich außerhalb ihres Einflusses bilde und sich ihrer Kontrole entziehe, geschähe das auch, um ihr besser dienen zu können."

[1842.] — In diesem Jahre beschäftigte sich Cavour hauptsächlich mit der Gründung einer Ackerbaugesellschaft. Er war unter der Zahl derer, die am 31. Mai dem Könige den Entwurf der Statuten vorlegten.

Diese Gesellschaft machte sich Förderung des Ackerbaues und der damit verbundenen Industrie und Gewerbe zur Aufgabe, verfolgte aber im Sinne der Männer an ihrer Spitze, unter denen auch Cavour war, den geheimen Zweck, durch gemeinsames Streben das Nationalgefühl wach zu erhalten, und das Verlangen nach freiheitlichen Institutionen anzuregen. Das entging dem Scharfblick des Grafen Margarita nicht, der mit seiner gewohnten Freimütigkeit im Memorandum storico politico erklärte, wenn er Minister des Innern gewesen wäre, so hätte er seine Zustimmung verweigert. Nun war aber Gallina Minister des Innern, und dank seinem mächtigem Beistande wurde die Ackerbaugesellschaft durch das Patent vom 25. August 1842 vom Könige bestätigt. Zum Präsidenten wurde Cäsar Alfieri und als königlicher Kommissär der Marquis Carlo Ferrero della Marmora erwählt,

während Cavour als permanentes Mitglied in den Verwaltungsrat eintrat. In kurzer Zeit zählte der Verein 3000 Mitglieder und 41 Lokalkomitees.

[1842—1843.] — Im November 1842 ging Cavour zum fünftenmale nach Paris, in der Absicht, sich nur vierzehn Tage dort aufzuhalten, blieb aber, teils zum Vergnügen, teils Geschäfte halber mehrere Monate dort.

Schon seit längerer Zeit hatte er außer den landwirtschaftlichen auch Handels-Spekulationen unternommen und sich mit einem hochgestellten savoyischen Patrizier, dem Marquis Costa de Beauregard (Stallmeister des Königs), mit dem er sehr vertraut war, vereinigt, um die Bildung einer Eisenbahnbaugesellschaft zu bewerkstelligen. Eine Linie sollte geschaffen werden, die Savoyen einerseits das Rhonethal entlang mit Frankreich (über Lyon), anderseits mit der Schweiz (über Genf) verbände. Es scheint, daß die Geschäfte anfangs nicht nach Wunsch gingen, denn die Unternehmer waren wiederholt gezwungen, bedeutende Summen bei ihren Freunden aufzunehmen, unter andern auch bei Cäsar Balbo. Cavours Bemühungen in Paris, die Abgeordneten des Rhonethales für die Kanalisirung der Rhone zu gewinnen, hatten den Erfolg, daß der damalige Minister der öffentlichen Arbeiten den Kammern das Projekt vorzulegen versprach, worauf Cavour frohlockend ausrief: „Jetzt ist es also nur noch eine Frage der Zeit, daß unsere Eisenbahn irgendwo einen Anschluß haben wird!“ (Brief XXII.)

Darum schritt die Sache aber doch nicht vorwärts, denn in einem Briefe an den Marquis Costa beklagt er sich von neuem über „diese unglückselige savoyische Eisenbahn“.

Wie im Jahre 1840, so führt Cavour auch 1843 in Paris ein geselliges fröhliches Leben, nur wählte er diesmal

die ernstere Seite der Gesellschaft, wie wir dies auch bei de la Rive bestätigt finden:

„Alle freie Zeit, welche dem Grafen Cavour die wichtige Angelegenheit der französischen Eisenbahn, die ihn nach Paris gerufen hatte, übrig ließ, widmete er der Geselligkeit, sowohl in den auserlesensten Salons, wie in politischen Gesellschaften und ernsten Freundeskreisen. Er drang bis ins innerste Herz des aktiven politischen Lebens vor. Im Salon des Herzogs Broglie traf er mit den hervorragendsten Staatsmännern zusammen, deren erprobter, wenn auch nicht sehr erfolgreicher Patriotismus ihm seit lange Achtung und Teilnahme eingeflößt hatte. Daß er diese Gefühle von den Prinzipien auf die Personen übertrug, unterliegt keinem Zweifel, wenigstens in Bezug auf den Herzog Broglie, dem er, als einem der edelsten Charaktere der Epoche, aufrichtig huldigte. Oft sagte er mit Stolz, wie Piemont es sich zur Ehre rechnen müsse, das Stammland des Herzogs zu sein, und fügte hinzu: „Wie würde ich mich freuen, eine Gelegenheit zu finden, diesem großen Staatsmanne, den ich für einen der ehrlichsten halte, die ich kenne, meine Verehrung, ja meine Ehrfurcht ausdrücken zu können!"

Von allen Salons in Paris hatte wohl keiner solche Anziehungskraft für Cavour wie der, wo Madame de Castellane die alten Traditionen der französischen Konversationsgabe neu auferstehen ließ. Dort, wo ihm auch von der Herrin selbst Verständnis und Teilnahme entgegengebracht wurde, sah er die Männer und Dinge des politischen Lebens vielleicht in einem weniger wissenschaftlichen Lichte, jedoch sicherlich deutlicher und wahrer als durch die Prismen der Doktrinen.

Ohne ihn in alle Kreise, die sich ihm in Paris eröffneten, zu begleiten, erwähne ich unter denen, die imstande waren, ihn zu fesseln, hauptsächlich den eklektischen Salon der Frau von Circourt. Dort konnte Cavour bei einem Zusammenfluß von Männern aus der politischen Welt, welche die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Ansichten vertraten, mit Muße den Strömungen folgen, denen sich eine freie Ge-

sellschaft überlassen darf, und deren Kenntnis für jemand, der sich von der öffentlichen Meinung Rechenschaft geben will, unerläßlich ist. Auf diesem neutralen Boden vermittelte ihm die Herrin des Hauses auch die Bekanntschaft mit einigen der politischen Schriftsteller, welche die undankbare Aufgabe übernommen hatten, Frankreich in die Lehren der modernen Staatsökonomie einzuweihen.

Bei Frau von Circourt persönlich fand Cavour jene herzliche Sympathie, die mit der Zeit zur unauflöslichen Freundschaft wurde."

Diese Mitteilungen schildern mit großer Treue die Eindrücke, die Cavour von der Pariser Gesellschaft empfing. Er selbst gesteht in einem Briefe an Santa Rosa, daß es, seiner Ansicht nach, nichts auf der Welt giebt, was dem Genuß der Pariser Salons zu vergleichen wäre. Ferner hörte er in Paris die Vorlesungen über Staatswissenschaft von Michel Chevalier, Professor am Collège de France, die ihn besonders in seiner Liebe zur Theorie des Freihandels bestärkten, zu dem er sich in einer Sitzung der Gesellschaft für Staatswirtschaft offen bekannte. Folgende Worte, welche Faucher in dieser Beziehung an ihn richtete, sind bemerkenswert: „Das sind die schönen Prinzipien, die man bekennt, wenn man an die Pforten klopft, um zur Macht zu gelangen, und die man über den Haufen wirft, sobald man die Schwelle überschritten hat." — „Das mögen Sie von sich sagen", antwortete ihm Cavour mit Heftigkeit; „aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde, falls es mir jemals begegnen sollte, Minister zu werden, meinen Ansichten den Sieg verschaffen oder meine Entlassung fordern."

Aus dem oben erwähnten Briefe an Santa Rosa ergiebt sich, daß Cavour auch einige Vorlesungen über theologische Beredtsamkeit hörte, die der Abbé Coeur in der Sor-

bonne hielt. In diesem Briefe drückt er seine Freude aus über die religiösen Regungen, die sich damals in Frankreich bemerkbar machten, und die „auf der Vereinigung katholischer Prinzipien mit dem Dogma des sozialen Fortschrittes beruhten." (Brief XXIV.)

Einige Jahre zuvor hatte Cavour eine Anzahl Aktien irgend einer Eisenbahn sehr günstig verkauft; da schrieb er an den Professor de la Rive: „Wenn ich zwei oder drei Millionen gewonnen habe, reisen wir zusammen nach England und spielen dort den Lord, den Herzog, den Peer." Nun war er 1843 noch weit davon entfernt, diese zwei oder drei Millionen gewonnen zu haben, machte aber doch mit dem Professor die Reise nach England, und auch ohne daß er den Lord und Herzog spielte, weiß de la Rive manches Interessante über seinen dortigen Aufenthalt zu berichten:

„. . . In London hielt sich Cavour außerhalb der politischen Gesellschaft, welche dort aus einer beschränkten Aristokratie besteht und nicht so viele Klubs zählt und so leicht zugänglich ist wie in Paris. Dennoch hätte er nur an die Pforten klopfen dürfen, um Einlaß zu finden. Aber wiederum war der Umstand dagegen, daß er nicht den Lord und Herzog spielen konnte. Auch mochte er jetzt, da er mitten in Ackerbauunternehmungen, in volkswirtschaftlichen Studien, in seinen ersten Handelsspekulationen steckte, nicht an die Regionen herantreten, wo so glänzende Gestirne den politischen Horizont erleuchten", sondern sich lieber in der weniger erhabenen Sphäre der Wissenschaft halten. (Brief VIII.)

In allen Gestalten trat ihm in England die Industrie entgegen, und er gehörte nicht zu denjenigen, die blind hineinschauen. An Scharfblick und Beobachtungsgabe fehlte es ihm nicht, und er wußte dieselben anzuwenden, wie ein geschickter Ingenieur die ihm zur Verfügung stehende Triebkraft anwendet. — So geriet er, frisch von Paris kommend, wo Ge-

selligkeit, Politik, Wissenschaft und Geschichte sein Leben ausgefüllt hatten, ohne Übergang in die Londoner Welt hinein und in die Studien völlig andrer Kraftentwicklungen und neuer Schöpfungen des modernen Erfindungsgeistes, der, wie man sagen möchte, der niedern Materie etwas von der menschlichen Intelligenz und vom Leben eingeflößt hat. Eisenbahnen, Fabriken, Werkstätten waren der Gegenstand genauer Forschungen für Cavour, der in einem Freunde meines Vaters, dem Schweizer Konsul Prevost, den mehr die Verhältnisse als seine Neigung in den Handelsstand geworfen hatten, einen liebenswürdigen und urteilsfähigen Führer gefunden hatte. Prevost, von Profession Geschäftsmann, aber seiner Natur nach Gelehrter, interessirte sich lebhaft für die Entwicklung der Industrie, welche in England manche Umwandlung mit sich brachte und ihm ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete. Unter der Leitung dieses Mannes konnte Cavour seine nicht leicht zu befriedigende Wißbegierde stillen, denn bei ihm war der Wunsch, zu sehen, unzertrennlich von dem, zu wissen. Bei jeder Maschine blieb er stehen, untersuchte das kleinste Räderwerk, und erkundigte sich nach dem Zweck der unbedeutendsten kleinen Schrauben, und das mit einer Hartnäckigkeit, welche die Geduld derer, die das Unglück hatten, ihn zu führen, und denen alle diese Details sehr gleichgiltig waren, oft hart auf die Probe stellte. Er aber grub die kleinsten Umstände in sein Gedächtnis ein, wo selbst die Fluten des Ozeans nicht imstande gewesen wären, sie zu verlöschen.

Der Ackerbau, der in England zu den wesentlichsten Industriezweigen gehört, war für Cavour ein Gegenstand ganz besondrer Forschungen, die ihm durch einen außerordentlichen Zufall, nämlich die Bekanntschaft mit einem Herrn Davenport, Großohm von Rousseaus Freund Davenport, sehr erleichtert wurden. Die lebendige Unterhaltung, das liebenswürdige Wesen des jungen Mannes gefielen diesem Herrn so sehr, daß er in wenigen Stunden eine wahre Zuneigung zu ihm faßte, die anderwärts als in England ebenso gut das Resultat eines momentanen Eindruckes und somit vorübergehend hätte sein können. Als ihm aber Herr Davenport

sein Haus und sein Schloß auf dem Lande zur freien Verfügung stellte, konnte Cavour nicht umhin, die Aufrichtigkeit dieses Anerbietens anzuerkennen und einzusehen, daß ablehnen eine Kränkung gewesen wäre. Er machte seinem neuen Freunde eine wahre Freude dadurch, daß er ihm einige befreundete Landsleute vorstellte, und als er sich später nach Cheshire begab, fand er das Schloß und die Dienerschaft seit lange auf seine Ankunft vorbereitet und alles dazu eingerichtet, ihm den Aufenthalt dort so angenehm und so nützlich wie möglich zu machen. Dank dieser großherzigen Gastfreundschaft auf einem vorzüglich bewirtschafteten Gute, im fruchtbarsten Teile Englands, konnte er mit aller Muße und Freiheit das allgemeine Verfahren und die neuesten Vervollkommnungen in der britischen Agronomie studiren. So oft er später des Herrn Davenport erwähnte, geschah es mit den Worten: Dieser vorzügliche liebenswürdige alte Herr."

Wenn nun die materielle Entwicklung Englands für Cavour wertvolle und fruchtbare Lehren enthielt, so darf man darum noch nicht voraussetzen, die politische Entfaltung des britischen Reiches habe ihm nicht einen ebenso nachhaltigen Eindruck gemacht. Wie hätte auch ein Mann, in dessen Seele die lebhaftesten Interessen im Verein mit persönlichem Ehrgeiz glühten, angesichts einer so lehrreichen, vielseitigen, schlagenden Politik, wie sie sich in der Geschichte kaum wieder abspielt, gleichgiltig bleiben können? Wie schon bemerkt, näherte sich Cavour keinem der leitenden Staatsmänner mit Ausnahme des Marquis Landsdowne, von dem ihm der freundliche, der herzliche Empfang zuteil wurde, an den die Fremden schon seit einem halben Jahrhundert gewöhnt waren. Die übrigen Personen des parlamentarischen Dramas gewahrte er nur aus der Ferne. In diesem Drama aber gab es, wie in den antiken Tragödien, einen Chor, welcher dort noch mehr als in Äschylos' und Sophokles' Gebilden eine Hauptrolle spielte:

die öffentliche Meinung. Diese Hauptperson beobachtete er aus nächster Nähe, und bei ihm war sehen und begreifen ein und dasselbe.

Nach einer Abwesenheit von acht Monaten kehrte Cavour Ende Juli nach Piemont zurück. Der peinliche Eindruck, den der Aufenthalt in seinem Heimatlande auf ihn machte, nachdem er so lange Zeit von dem politischen, ökonomischen und industriellen Fortschritt in England und Frankreich Zeuge gewesen, drückt sich in den zwei Briefen an die Gräfin Circourt und an den Professor de la Rive aus, worin er sich über die drückende Atmosphäre und den schwülen moralischen Horizont in Turin beklagt.

„Sie haben recht, von der Hölle zu sprechen, schreibt er, denn seit ich hier bin, lebe ich in einer Art intellektueller Hölle.“ [1]) (Brief XXVI und XXVII.)

[1]) Um zu beurteilen, ob Cavour übertreibt, wenn er Piemont eine Hölle nennt, muß man das Buch von Nicomede Bianchi: Carlo Matteucci und Italien zu seiner Zeit (Turin, Bocca, 1874) lesen, wo Kapitel III § 3 die damaligen Zustände in Turin geschildert werden. Als Matteucci im Sommer 1844 aus Toskana nach Turin kam, war er so „gründlich angeekelt“ von dem Aufenthalte daselbst und so froh, wieder fortzukommen, daß er in Susa mit seinem Freunde Bacchetti (einem Assistenten und Kollegen in der Professur) am hellen Vormittage mitten auf dem Marktplatze in Hemdsärmeln Boccia (ein Spiel mit Holzkugeln) spielte. (Seite 103.) — Wenn der Aufenthalt in Turin schon so unerträglich war für jemand, der aus Toskana kam, so stelle man sich vor, was er für Cavour gewesen sein muß, der aus Frankreich und England kam. Damit soll nicht gesagt sein, daß Karl Alberts Regierung nicht eine durchaus väterliche gewesen sei und von den besten Absichten geleitet; aber zu jener Zeit mußte der Regent — weil er nicht alle die Obskurantisten und Kongreganisten (wie Cavour sie nannte) von sich entfernen wollte, und weil er seine Furcht, sich durch die kleinsten Zugeständnisse, die er der Presse oder der freien Meinung machte, etwas zu vergeben, nicht überwinden konnte — ein Unterdrückungssystem beibehalten, das seine guten Absichten zum Teil wieder neutralisirte, ihn verhinderte, die dem Geist der Zeit entsprechenden, von ihm selbst erteilten Gesetze anzuwenden, und Piemont nicht

Um diese moralischen Qualen los zu werden, suchte Cavour Zerstreuung in der Arbeit. Er bemühte sich zugleich, die vielen Kenntnisse, die er während seiner Reise erworben hatte, zum Wohl der Landleute seiner Umgebung zu verwerten.

Während seiner Abwesenheit hatten in der „Ackerbaugesellschaft“ lebhafte Diskussionen über den Nutzen landwirtschaftlicher Mustergüter stattgefunden. Die Meisten stimmten dafür, weil die neue Einrichtung unter dem Schutze der Gesellschaft selbst, unter dem der Provinzial-Komitees oder auch ganz ausschließlich unter der Leitung der Regierung getroffen werden sollte. Cavour hatte sich in England ganz besonders mit dieser Frage beschäftigt und eilte nun, sie in einem wohldurchdachten Aufsatze, der in der Gazzetta dell' Associazione agraria (31. August 1843) erschien, zu erörtern.

In diesem Artikel, dem zweiten aus seiner Feder, sprach er sich entschieden gegen die Gründung solcher Anstalten aus. Er bewies, daß, nach genauer Untersuchung der gegenwärtigen ackerbaulichen Zustände im allgemeinen wie der praktischen Ausführung im einzelnen, für Piemont kein wesentlicher Nutzen davon zu erwarten sei. Dabei verfehlte er aber nicht, zu erklären, daß er diesen Neuerungen an und für sich durchaus nicht abgeneigt sei.

„Wenn unsere aufgeklärten Agronomen, sagte er, einmal ein neues System der Bodenkultur, wesentlich praktische Verbesserungen der Gerätschaften erfunden, wenn sie ausgedehnte Anpflanzungen von Bodenprodukten, die bei uns noch nicht einheimisch sind, veranlaßt haben — dann werde ich der erste sein, der für die Gründung von Anstalten zur Verbreitung der Vorteile und der Überlegenheit ihrer Systeme eintritt.“

---

zu jenem Grade moralischer Vervollkommnung und ökonomischen Gedeihens gelangen ließ, den es nach Aufhebung der Unterdrückung schnell erreichte.

Das einzige wahrhaft wirksame Mittel, den Feldbau zum Aufschwung zu bringen, bestand seiner Ansicht nach darin, daß man den Eifer vieler Landwirte, welche nicht Sklaven eines blinden beschränkten Verfahrens waren, sondern ausgedehnte gründliche Kenntnisse des für Piemont verwendbaren Bodenkultursystems besaßen, auf jede Weise anzuregen suche. Um seine Ansichten zu bestärken, berief er sich auf England, das einem Grundbesitzer zweimal hintereinander eine bedeutende Subvention bewilligt hatte als Entschädigung für die Opfer, welche ihm die Veredlung einer Hammelrasse gekostet hatte, deren vorzügliche lange Wolle später der Reichtum der Grafschaft wurde. Auch bezüglich der Mustergüter führte er England als Beispiel an, da die dortigen im Ackerbauwesen hervorragenden Persönlichkeiten nicht für dieselben, sondern mehr für die Ermutigung von Privatbestrebungen eingenommen seien.

„Warmer Anhänger jeder Aufklärung und von dem lebhaften Wunsche beseelt, sie in jeder Form und in allen Schichten der Gesellschaft sich verbreiten zu sehen, erkläre ich, daß, wenn die Mustergüter etwas dazu beitragen könnten, ich einer ihrer eifrigsten Vertreter sein würde, unabhängig von meiner persönlichen Ansicht über den Feldbau. Wenn ich dagegen bin, sie bekämpfe, so geschieht es, weil ich sie zu diesem Zwecke für ungeeignet halte."

Statt ihrer empfiehlt er Vorlesungen über die praktische Anwendung, wie sie im Conservatoire des Arts et Métiers zu Paris und in anderen für die arbeitenden Klassen bestimmten Instituten (Mechanich's Institutions in England) gehalten werden; ferner Lehranstalten, die ganz besonders alle den Ackerbau betreffenden Zweige der Wissenschaft umfassen sollen. Im Gegensatz zu Nicolo Macchiavelli, welcher

sagte: „Es ist besser Schlechtes machen als gar nichts schaffen", sagte Cavour: „Ich liebe die Thätigkeit, bin aber der Überzeugung, daß es besser ist müßig zu sein, als etwas Schlechtes ins Leben zu rufen."

Im September veröffentlichte Cavour einen andern Artikel in der Bibliothèque universelle de Genève über ein nachgelassenes Werk von Lullin de Châteauvieux: Voyages agronomiques en France, dem eine Biographie des Verfassers beigefügt war. (Paris 1843, 2 Bände Oktav.)

Die Betrachtungen, die Cavour, ehe er zur Kritik des Buches selbst schreitet, über den Ackerbau und das Landleben anstellt, lassen nicht verkennen, daß er beim Niederschreiben derselben seine eigene Geschichte, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, im Auge hatte. Die Gründe, welche ihn dazu trieben, seine „Zuflucht" im Ackerbau zu suchen, sein Gemütszustand in der ersten Zeit, als er, an das Salonleben gewöhnt, sich zu Arbeiten entschließen mußte, die mit der „Analyse des Düngers anfingen und in den Ställen endigten", die moralischen Zwecke, die er zu erreichen hoffte, wenn er auf dem einmal eingeschlagenen Wege ausharrte — das alles ist auf die feinste Weise in folgenden Sätzen ausgedrückt:

„Seit fünfzig Jahren — so beginnt der Artikel — lenkt sich die Aufmerksamkeit aufgeklärter Männer mehr und mehr der Landwirtschaft und den damit zusammenhängenden Gewerben zu. Täglich sieht man in den höheren Klassen der Gesellschaft die Zahl der Personen, welche sie zu ihrer hauptsächlichsten Beschäftigung machen oder sie als Erholung nach andern Arbeiten und Studien betreiben, sich vermehren. Wie einer Strömung folgend, wenden sich geschäftslose und intelligente Männer dem Landleben zu, wodurch eine allmähliche Annäherung zwischen diesen und den

Landbewohnern zu erhoffen ist. Diese Bewegung, deren Spuren in fast allen Ländern leicht zu verfolgen sind, wurde von politischen Krisen, die sich seit einem halben Jahrhundert wiederholen, wenn nicht herbeigeführt, so doch wenigstens sehr begünstigt. Viele Existenzen wurden aus dem Gleise gebracht, und viele Männer, welche an die glänzende, thätige Laufbahn des politischen Lebens gewöhnt waren, mußten sich im Privatleben eine neue Quelle der Thätigkeit suchen. Der Ackerbau ist den besiegten Parteien stets eine Zuflucht gewesen, und jede neue Revolution hat die Anzahl derer, welche ihre Intelligenz und ihre Kapitalien für die Bodenkultur verwendeten, vermehrt. Diese Neigung zum Landleben muß meiner Meinung nach einen sehr heilsamen Einfluß auf die Gesellschaft ausüben. Ich halte sie für fähig, wenigstens zum Teil die moralische Erschütterung, die als unvermeidliche Folge der Revolutionen in den Ideen und Institutionen der europäischen Völker stattgefunden hat, zu heilen; denn sie strebt danach, die materiellen Bande des früheren Feudalsystems durch gegenseitige wohlwollende Beziehungen zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu ersetzen, was auch bei einem moralischen Übergewicht von der einen Seite und einer freiwilligen Abhängigkeit von der andern durchaus vereinbar ist."

„Es wäre schwer, die vielen Wohlthaten zu ermessen, die eine reiche oder auch nur einfach wohlhabende Familie mitten in der Bevölkerung armer unwissender Bauern stiften kann. Solche Wohlthaten werden nicht an die große Glocke gehängt und erregen kein Aufsehen; sie werden in den Zeitungen nicht gefeiert und von den wissenschaftlichen und anderen Akademien nicht gekrönt. Darum sind sie aber nicht weniger unermeßlich groß.

Es ist für einen aufgeklärten wohlwollenden Gutsbesitzer so leicht, sich die Zuneigung und Achtung seiner Umgebung zu erwerben, daß er ohne große Mühe einen wichtigeren und wirksameren Einfluß erreichen kann, als jenen ganz materiellen, den früher die Grundbesitzer der feudalistischen Einrichtung der Gesellschaft verdankten.

Dieser moralische Einfluß des Reichen auf den Armen, des intelligenten Mannes auf den rohen Arbeiter, des Besitzenden auf den Erwerbenden, muß, indem er sich ausdehnt und verallgemeinert, die Basis der gesellschaftlichen Ordnung befestigen und die Gefahr der sie bedrohenden Revolutionen ablenken. Ich wage sogar zu behaupten, daß diese Gefahr weniger schrecklich sein würde, wenn alle diejenigen, die ihre Beredtsamkeit dazu verwenden, im Klub und in den Salons über die Fortschritte der unbezwingbaren Demokratie zu jammern, lieber auf ihren Grund und Boden gingen, um die Entwicklung derselben durch Mittel, die jeder Grundbesitzer in seiner Hand hält, zu bekämpfen. Es liegt in ihrer Macht, einen wahrhaft konservativen Einfluß auszuüben. Dadurch, daß sie mitten in dieser robusten, energischen Bevölkerung leben, sich durch Wohlthaten, durch Bereitwilligkeit, durch Aufklärung ihre Liebe gewinnen, werden sie ein sicheres Mittel erreichen, die in der Gesellschaft gährende Bewegung zu bemeistern, und dieselbe von der Zerstörung und Revolution abzulenken, um sie auf den Weg des Fortschritts und der Veredlung zu führen. Wenn einmal die Majorität der Großgrundbesitzer ein paar Jahre auf die Verbesserung ihres Bodens verwenden wollte, ohne dabei das Schicksal derer, die ihn bearbeiten, zu vernachlässigen; wenn eben dieselben Gutsbesitzer daran arbeiten wollten, ordnungsmäßig eine gesunde Aufklärung und gute Prinzipien um sich herum zu verbreiten, so würde sich die gesellschaftliche Hierarchie auf einer solideren und gerechteren Basis aufbauen, als jene war, welche das Jahr 1789 zerstört hat.

Aber um das Landleben in einem so aufgeklärten Jahrhundert wieder in Aufnahme zu bringen, müssen Männer mit einer entwickelten Intelligenz in der Einsamkeit auf dem Lande auch Gelegenheit haben, ihre Fähigkeiten nützlich und angenehm zu verwenden. Der Feldbau bietet diese Mittel, denn dank den vielfachen Studien des letzten Jahrhunderts ist die Landwirtschaft nicht mehr ein einfach empirisches Gewerbe, sondern sie ist eine wahre Wissenschaft geworden, deren Anwendung freilich mannigfaltig ist bis ins

Unendliche, die aber nichtsdestoweniger bestimmten und allgemeinen Gesetzen unterliegt.

Beim ersten Anfang wird der Feldbau wenig Anziehendes bieten, besonders für solche, die an die eleganten Arbeiten der Literatur oder an unterhaltende Untersuchungen in einem Laboratorium gewöhnt sind. Es ist natürlich, daß der Salonmensch sich angewidert fühlt von Arbeiten; die mit der Untersuchung des Düngers anfangen und in den Ställen enden; er wird den Feldbau langweilig, monoton, kindisch finden. Wenn das aber überwunden ist, wenn er sich entschließen kann, praktische Arbeiten selbst zu leiten, ein Kartoffelfeld zu bebauen, ein junges Kalb groß zu ziehen, so wird bald und ohne daß er es bemerkt, eine Veränderung in seinen Ideen und seinem Geschmack stattfinden." . . .

Auch später, wo Cavour von Châteauvieux und dessen politischen Ansichten spricht, möchte man sagen, daß er sein eigenes Bild entwirft.

„. . . . Aber darum ging Herr von Châteauvieux nicht etwa in der Sorge um sein Besitztum auf; er verfolgte stets die intellektuellen Bewegungen in der Gesellschaft und nahm teil an ihnen. Sein feiner gebildeter Geist nährte sich stets mit der Lektüre wissenschaftlicher und literarischer Werke, und keine der Arbeiten, die in den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft erschienen, blieb ihm unbekannt. . . . Sein feinfühlender Geist verrostete nicht auf dem Lande, er blieb sein Leben hindurch der beliebte, angenehme, liebenswürdige Weltmann, und verlor niemals den glänzenden Firniß, an dem man die Erziehung der Pariser Salons erkennt. . . .

Wenn ich mich bei den Eigenschaften des Herrn Châteauvieux als Weltmann aufgehalten habe, so geschah es, weil ich es für wichtig halte, ihn denen als Beispiel zu zitiren, die aus Furcht, jenen Schliff der Manieren und der Redeweise, den sie in den Kreisen der Salons angenommen haben, einzubüßen, es nicht wagen, eine verzehrende Langeweile oder den Druck des Müßigganges durch landwirtschaftliche Arbeiten zu bekämpfen. . . .

Aber im Ackerbau wie in der Politik war er (Châteauvieux), der entschiedene Anhänger eines gemäßigten, verständigen und geordneten Fortschritts; er tadelte auf beiden Gebieten alle gewaltsamen revolutionären Maßregeln, die ohne Rücksicht auf das Bestehende damit anfangen, daß sie alles zerstören, ohne etwas aufzubauen." —

[1843—1844.] — Im Herbst 1843 nahm Cavour eine wichtigere neue Arbeit vor, gerade zu derselben Zeit, als Cäsar Balbo, durch die einige Monate zuvor stattgehabte Veröffentlichung des „Primato" angefeuert, „le Speranze d'Italia" schrieb. Diese neue Abhandlung, mit der er in das politische Leben eintrat, erschien 1844 im Januar- und Februarheft der Bibliothèque universelle unter dem Titel: Considérations sur l'état actuel de l'Irlande et sur son avenir.

Bei seinen freisinnigen Prinzipien konnte Cavour den Kampf der Irländer um ihre religiöse Emanzipation nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen. Aus einem Briefe vom Juni 1835 an den Baron de Barante (Brief XIII) geht hervor, wie er schon damals die wärmsten Wünsche hegte für den Sieg der irischen Sache; auch drückt er in demselben sein Bedauern darüber aus, einen so großen Staatsmann wie Sir Robert Peel unter deren Gegnern zu finden. Aber Cavour sah mit seinem klaren Verstande voraus, England werde sich über kurz oder lang von der Notwendigkeit, den berechtigten Forderungen der Irländer nachzugeben, überzeugen müssen. Und in der That, als er 1841 wieder nach England kam, drängte sich der Regierung diese Notwendigkeit gebieterisch auf. Sir Robert Peel, der 1841 wieder die Zügel ergriffen hatte, war seit 1835 ganz unmerklich zu freisinnigeren Ansichten gelangt, und ohne die Maßlosigkeit O'Connells, der, wie Guizot sagte, sich betrug wie „un charlatan au service d'un désir insensé", indem er den Wider-

ruf der Vereinigung beider Reiche, das heißt mit andern Worten, die Zerstörung von Pitts großem Werke begünstigte, wäre die religiöse Emanzipation Irlands höchstens noch von den Ultra-Protestanten bestritten worden.

Cavour beginnt seinen Aufsatz mit einer historischen Beleuchtung der Frage, welche ein Muster scharfsinniger Auseinandersetzung ist. Besonders verdient die Stelle erwähnt zu werden, wo er, als ob er die später gegen ihn selbst gerichteten Beschuldigungen voraussähe (bezüglich der Ereignisse von 1860), das Verfahren Pitts 1798 nach dem irischen Aufstande, bei der Vereinigung der beiden Parlamente beschreibt und beurteilt.

„. . . Ein großes Hindernis mußte besiegt werden: man brauchte die Zustimmung des irischen Parlaments, das dahin gebracht werden mußte, sein eigenes Todesurteil zu unterschreiben. Pitt glaubte anfangs die Sache mit Gewalt durchsetzen zu können, aber er unterlag. Der erste Entwurf einer gesetzgebenden Vereinigung, 1799 vorgelegt, wurde vom Unterhause verworfen. Nun griff der Minister zu einem Mittel, das er bis jetzt noch immer im Parlamente von Dublin mit Erfolg angewandt hatte: er übte Bestechung im größten Maßstabe. Er kaufte eine Anzahl verkommener Ortschaften, verteilte Stellen, Titel, Pensionen, und hatte so nach einem Jahre eine Majorität von 168 Stimmen gegen 78 für die Vereinigung des irischen Parlaments mit dem von Großbritannien. Verweilen wir einen Moment, um diese berühmte That, die seit langen Zeiten in Irland so bittere Klagen und heftige Vorwürfe hervorgerufen hat, näher zu beleuchten, denn sie ist noch heute der Vorwand, wenn nicht die wahre Ursache der Unruhen, die dieses Land bis in seine Grundfesten erschüttern.

Man muß zunächst das Verdienst dieser Maßregel an und für sich von den Mitteln unterscheiden, die zur Erreichung derselben angewandt wurden.

Einstimmig wird man die Ehrlosigkeit derer verdammen, welche die Unabhängigkeit ihres Landes verkauften, ihre Rechte und ihren Einfluß gegen Geld und Stellung vertauschten und sich ihr Votum für eine Sache, die gegen ihr Gewissen war, bezahlen ließen. Muß man aber ebenso die Regierung verdammen, welche diese verderbten Männer zu ihren Zwecken benutzte? Ich würde keinen Augenblick zögern, dies zu thun, wenn nicht irrtümlicher und unglücklicher Weise die öffentliche Meinung der vergangenen Jahrhunderte — und sogar auch des unsrigen — für die Regierungen gewissermaßen den Gebrauch einer andern Art von Moral sanktionirt hätte als diejenige, welche Privatmenschen bekennen, wenn sie nicht seit alten Zeiten mit einer übermäßigen Nachsicht die allerunmoralischsten Handlungen zu Zwecken wichtiger politischer Resultate gebilligt hätte. Wollte man Pitt verdammen wegen dieser großartigen politischen Bestechung, so müßte man mit derselben Strenge die größten Menschen der Vorzeit, einen Ludwig XIV., Joseph II., Friedrich den Großen behandeln, welche zur Erreichung ihrer Zwecke die unbeugsamsten Prinzipien der Moral und der Menschheit auf ganz andre Weise entwürdigt haben, als dies der große Staatsmann gethan, der die Konsolidation des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland bewirkte."

Unter den englischen Staatsmännern ist Pitt jedenfalls einer von denen, die Cavour sich zum Vorbild erwählte. Er bewunderte ihn als einen „esprit puissant et vaste", und rühmte ihn hauptsächlich, weil „il aimait le pouvoir comme un moyen, non comme un but." Fast mit denselben Worten sprach er einst von sich selbst in dem Briefe an Teodoro di Santa Rosa: Je ne tiens pas, vous le savez, au pouvoir pour le pouvoir, j'y tiens pour pouvoir faire le bien de mon pays." (Brief XCVIII.)

Es ist hier nicht am Platze, ausführlich auf das Thema, das Cavour in seinen Studien über die Lage Irlands be-

handelt, einzugehen. Seine Ansichten über den Gegenstand, deren strenge Richtigkeit durch die späteren Ereignisse bewiesen wird, sind übrigens in einem Briefe an A. de la Rive (Brief XXVII) hinlänglich erläutert. Es genügt hier zu bemerken, wie sich schon in dieser seiner ersten, fast beiläufig verfaßten politischen Schrift, welche die höchste Anerkennung des Herzogs von Broglie, Gustav Beaumonts, Pellegrino Rossis und anderer hervorragender Persönlichkeiten genoß, die eminenten staatsmännischen Talente bekundeten, die er im Laufe der Zeit so oft Gelegenheit hatte, thatsächlich zu beweisen.

Gleichzeitig mit dem Artikel über Irland beabsichtigte Cavour einen andern, über die Abschaffung des Gesetzes für den Getreidehandel in England zu verfassen, aber seine landwirtschaftlichen Beschäftigungen, die industriellen Spekulationen, die vielfachen Geschäfte als Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins, der Gesellschaft für die Kinderbewahranstalten bestimmten ihn, die Bearbeitung dieses Themas, das ihm eines der wichtigsten „für die Zukunft des neunzehnten Jahrhunderts“ dünkte, noch einige Monate hinauszuschieben. (Brief XXX.)

Von seiner Thätigkeit in jener Zeit (1844 bis 1847) zeugen außer seinen Briefen an den Ingenieur Rocco Colli, die Aufzeichnungen von de la Rive und andere Dokumente über ackerbauliche, industrielle und finanzielle Unternehmungen, die er, entweder aus Privatgründen oder im öffentlichen Interesse, ins Leben rief oder an denen er sich praktisch beteiligte. So sehen wir ihn Kanalbauten und die Urbarmachung eines Waldes leiten; in Piemont führt er den Anbau von Runkelrüben ein und giebt Anregung zur Gründung einer Zuckersiederei, hilft bei der Errichtung einer

großen Fabrik chemischer Produkte, betreibt die Gründung der Bank von Turin [1]), baut Dampfmühlen, und verpflichtet sich, dem Pascha von Ägypten achthundert Stück Merinohämmel zu liefern. . . .

„Cavours geistige Thätigkeit umfaßt die verschiedenartigsten Dinge, sagt de la Rive, und dennoch bleibt seine Energie dieselbe bei jedem einzelnen; mit soviel Eifer greift er ein Werk an, mit soviel Klugheit überlegt er es, um es mit ebenso großer Ausdauer zu Ende zu führen. Die Vorsätze für den heutigen Tag lassen ihn nicht diejenigen von gestern vergessen, oder ein begonnenes Werk auch nur für einen Moment vernachlässigen. Die Pläne folgen sich nicht, sondern sie reihen sich an einander an. Cavour war ein vollendeter Geschäftsmann, wenn auch die Geschäfte selbst für ihn immer nur nebensächlich, eine Ableitung für seinen übermäßigen Thätigkeitsdrang waren, oder im Zusammenhange mit dem Ackerbau standen, der für ihn, solange die Politik seine Thatkraft nicht befriedigte, seine hauptsächlichste Beschäftigung, seine Karriere blieb."

Er schien aber nicht viel Hoffnung zu hegen, daß ein Wechsel seiner Karriere bald stattfinden werde, denn gerade zu der Zeit, als seine Arbeitsamkeit sich den Fortschritten der Industrie zuwandte, schrieb er (1844) an Naville: „Unsre Regierung liebt die Industrie nicht, ich überzeuge mich immer

[1]) Als am 14. November 1853 im Senat ein Gesetzentwurf diskutirt wurde, um das Schatzmeisteramt auf die Nationalbank zu übertragen, erzählte Cavour: „Als ich mich dem Minister 1846 vorstellte, um seine Genehmigung für die Gründung einer Bank in Turin zu fordern, lachte er mir fast ins Gesicht und sagte, daß ein Bankétablissement in Turin eine Unmöglichkeit wäre, daß es den Gebräuchen, an die man gewöhnt, viel zu fern läge, und daß es eine ganz absurde verdrehte Idee wäre." Am 16. Oktober 1847 wurde diese Bank gegründet, und Cavour trat als Mitglied in den Verwaltungsrat ein. Ein durch das Gesetz vom 9. Juli 1850 sanktionirtes königliches Dekret vom 14. November 1849 vereinigte die Bank von Turin mit der Bank von Genua, welche später die Nationalbank der sardinischen Staaten wurde.

mehr davon; sie sieht in ihr eine Gehilfin der Freiheit und empfindet gegen sie einen unüberwindlichen Widerwillen ꝛc.“ (Brief XXXI.)

Ebensowenig belebten sich seine Hoffnungen, als an die Stelle des vor einigen Monaten wegen Gesundheitsrücksichten ausgeschiedenen Grafen Gallina (am 29. August 1844) Luigi Desambrois zum Direktor des Staatssekretariats im Ministerium des Innern ernannt wurde. „Wenn auch ein Schüler Gallinas (schrieb er an Naville) und ein Freund d'Alfieris, so ist Desambrois doch nicht der Mann, von dem die Kongreganisten sich einschüchtern lassen werden.“

(1845.) — In den letzten Monaten des Jahres 1844 beendete Cavour die oben erwähnte Abhandlung, welche 1845 im Januar- und Februarheft der Bibliothèque universelle de Genève erschien, unter dem Titel: De la question relative à la législation anglaise sur le commerce des céréales. Während seines letzten Aufenthaltes in England hatte Cavour diese Frage gründlich studirt, und mit seinem gewohnten Scharfblick war er, fast gegen jedermanns Vermutung, zu der innersten Überzeugung gelangt, daß Sir Robert Peel — „der Staatsmann, der mehr als jeder andre die momentanen Bedürfnisse instinktmäßig herausfühlte“, wie Cavour sich in seiner Schrift über Irland ausdrückt — das Schutzzollsystem aufgeben werde, trotz der feierlichen Versicherungen, die er, der berühmte Minister, bei der Eröffnung der Sitzung von 1843 gegeben, daß er den bei der letzten Sitzung eingeführten Veränderungen im Cerealiengesetz durchaus keine neuen hinzuzufügen gedenke.

Zu dieser innersten Überzeugung bekannte er sich offen in einem Briefe an Naville (Brief XXV) und bestätigte sie in dem erwähnten Aufsatze.

„... Trotz des glücklichen Erfolges der Auswege, zu denen Sir Robert Peel seine Zuflucht genommen, täuscht er sich gewiß nicht über die ernste Gefahr, von der die Industrie Englands bedroht ist, und ist entschlossen, das einmal begonnene Werk der Reformen von Session zu Session zu verfolgen. Die gegenwärtige Sitzung wird den Beweis liefern für das, was wir hier behaupten. Demnach ist man berechtigt die Reformen für das Cerealiengesetz in nächster Zukunft erwarten zu dürfen, und infolge dessen die Niederwerfung aller Schutzschranken, von denen das Fabrikwesen, der Ackerbau und die Industrie in England seit langer Zeit umgeben sind, vorauszusehen. Es naht die Zeit, da England zum erstenmale das Beispiel einer mächtigen Nation geben wird, bei welcher die den auswärtigen Handel leitenden Geschäfte mit den Prinzipien der Wissenschaft im Einklang stehen.

Diese kommerzielle Revolution, die sich in England vorbereitet, wird, abgesehen von der moralischen Wirkung, mächtig auf die ökonomischen Erzeugnisse des Kontinents einwirken. Indem sie den Nahrungsstoffen die wichtigsten Handelsplätze der Welt eröffnet, wird sie die Entwicklung der Produkte begünstigen, und zwar vorzugsweise derjenigen des Ackerbaues, welche obenan stehen. Die Notwendigkeit, den Forderungen des Auslandes regelmäßig Genüge zu leisten, wird zu dieser Industrie anspornen, wird ihre Kraft verdoppeln und sie aus der jetzigen Apathie herausreißen. Ist einmal der Handel in der Klasse der Landbewohner ein Element des Gedeihens geworden, so werden diese auf natürliche Weise dahin kommen, sich den Anhängern freiheitlicher Systeme anzuschließen. Die Lieferanten der Rohstoffe werden somit den privilegirten Fabrikherren gegenüber dieselbe Rolle spielen, welche gegenwärtig in England die industriellen Klassen dem Grundbesitzer und dem Pflanzer in den Kolonien gegenüber spielen. Diese von so zahlreichen Verteidigern unterstützte Sache der Wahrheit wird auf dem Kontinent und in Amerika viel weniger Mühe haben zum Siege zu gelangen, weil sie nirgends auf Hindernisse stoßen wird, wie sie die

Aristokratie des Kolonial- und Grundbesitzes dagegen aufzustellen imstande war."

Der Ausgang, den diese große Streitfrage hatte, ist bekannt. Cavours Prophezeiungen bestätigten sich vollkommen. Noch ehe ein Jahr nach Veröffentlichung dieses Artikels vergangen war, erklärte Sir Robert Peel, der sich von seinen politischen Freunden losgesagt hatte, der Königin, daß er bereit sei, die Revision des Getreidegesetzes dem Parlamente vorzulegen, und wenige Monate darauf, als er erster Minister war, war die große Handelsreform vollführt.

Niemand bewunderte die Haltung Sir Robert Peels bei dieser Gelegenheit mehr als Cavour. Einige Jahre später, als er bei einer wichtigen Frage, die im subalpinen Parlamente verhandelt wurde, mit seinen Kollegen im Streit war, wußte er sich nicht besser zu verteidigen als dadurch, daß er das Beispiel des großen englischen Staatsmannes anführte.

„Sir Robert Peel, rief er, verstand es eine ökonomische Reform zu vollbringen, trotz aller Kraftanstrengungen der ganzen englischen Territorial-Aristokratie, welche dabei nicht nur eine Ausnahms-Jurisdiktion, sondern auch einen Teil ihrer Renten einbüßte. Und um diese große Reform durchzuführen, hatte der Minister Peel den Mut, sich von den meisten seiner politischen Freunde loszusagen, und eine Anschuldigung über sich ergehen zu lassen, die einen edlen Staatsmann wie Peel schwer verletzen mußte: die Anschuldigung der Abtrünnigkeit und des Verrats. Aber sein Gewissen entschädigte ihn reichlich dafür durch das Bewußtsein, daß diese Reform England vor den sozialistischen Erschütterungen bewahrte, die ganz Europa bewegten, und die in England die beste Nahrung zu finden schienen."

Die Bewunderung, welche Cavour für Sir Robert Peel und ebenso für Wilhelm Pitt hegte, veranlaßt de la Rive

zu Bemerkungen, die wir hier wiedergeben, da sie zur Erläuterung des politischen Charakters des italienischen Staatsmannes beitragen.

„Aus den beiden Aufsätzen (der erste über die Lage Irlands, der zweite über die Abschaffung des Getreidezolles), die er nach seiner Rückkehr aus England im Laufe eines Jahres veröffentlichte, geht hervor, daß die politischen Helden Cavours waren: Pitt für die Vergangenheit, Peel für die Gegenwart. Die Whigs besitzen seine Sympathie und Achtung, Pitt und Peel erregen seinen Enthusiasmus.

Daß ein feuriger, exaltirter junger Mann, der unter Aufsicht seiner Regierung steht, weil er sie herausgefordert hat; daß ein freisinniger Italiener seinen politischen Helden in den Reihen der Tories sucht, das ist charakteristisch und verdient erörtert zu werden.

Es ist außer Zweifel, daß Cavour als Parteigänger sich zu den Whigs, den Repräsentanten ihm so teurer Ideen, hingezogen fühlen mußte. Aber war bei Cavour der Parteigeist überhaupt vorhanden? „Die ehrlichen Männer aller Parteien" war einer seiner Lieblingsausdrücke, und von diesen erwartete er den Sieg der Ansichten, die er vertrat, die Verwirklichung des Fortschritts, den er so sehnlichst wünschte. — Somit gab es für Cavour nur eine Partei, das heißt, es gab überhaupt keine. Instinktmäßig begriff er, daß die Parteien in der politischen Organisation der modernen Gesellschaft keinen Raum mehr finden: er bekämpft sie nicht, sondern er leugnet sie ab, sie existiren nicht für ihn. Wie also wäre es möglich, daß er Vorurteile und Leidenschaften teilte, deren Quelle in einer Reihe von Ansichten zu suchen ist, die er gar nicht gelten läßt? — Wenn er also seine Helden aus den Tories nimmt, so geschieht es, weil er sie dort gefunden, nicht aber gesucht hat; und daß er, ein Mann der Regierung, ebenso wie — bald hätte ich gesagt, ein Mann der Parteien — wie ein Mann von Prinzipien sie dort finden mußte, war unvermeidlich."

[1846.] — Länger als ein Jahr rührte Cavour keine Feder an; entweder fehlte es ihm an Zeit, oder es bot sich seinem Geiste kein Thema dar, das er mit der außerordentlich praktischen Kritik, welche seine besondere Gabe war, hätte behandeln können. Um ihn wieder dazu zu bewegen, vor die Öffentlichkeit zu treten, bedurfte es des Buches vom Grafen Ilarione Petitti: „Über die italienischen Eisenbahnen und die beste Einrichtung derselben" (ein starker Band von 701 Seiten), das in Capolago im Laufe des Jahres 1845 gedruckt worden war.

So war jene Zeit! Dieses Buch, in dem nicht von politischen Freiheiten die Rede war, das ein Staatsrat geschrieben hatte, dessen Ansichten über Eisenbahnen nicht nur vom Monarchen gebilligt wurden, sondern sogar dessen innersten Gedanken über die Überlegenheit und die Domination Österreichs huldigten — dieses Buch konnte in Piemont nicht gedruckt werden! Massimo d'Azeglio hatte recht, wenn er sagte:

„Der König war in jener Zeit ein Rätsel, und wenn auch sein späteres Verhalten ein entschiedenes war, so wird er doch für die Geschichte ein Rätsel bleiben. Armer Herrscher! Es war Großes und Edles in ihm; warum soll man an Hinterlist glauben! —"

Die neue Abhandlung wurde durch freundliche Vermittlung des Herzogs Broglie in der Revue nouvelle de Paris vom 1. Mai 1846 veröffentlicht, unter dem Titel: Des chemins de fer en Italie, pas le comte Petitti, conseiller d'État du royaume de Sardaigne. Die Direktion hatte folgende Anmerkung beigefügt:

„Wir machen die Leser ganz besonders auf diesen Artikel aufmerksam, den wir dem Herrn Camillo Cavour verdanken.

Dieser Name gehört einem jener Ausländer an, denen es gelungen ist, sich in der französischen Literatur hervorzuthun; auch ist der Name in ganz Europa von allen, die der ökonomischen Frage mit Interesse folgen, wohl gekannt. Vor nicht langer Zeit hat ein Aufsatz von Cavour über den Getreidezoll in England daselbst wohlverdiente Anerkennung gefunden. Wir können wohl voraussetzen, daß dieser Studie über die Eisenbahnen ein nicht geringerer Erfolg zuteil werden wird, da der Verfasser es verstanden hat, einer ökonomischen Frage durch politische Argumente, deren hohen Standpunkt und Tragweite jeder verständige und liberale Kopf zu schätzen wissen wird, ein noch höheres Interesse zu verleihen."

Die Schrift begann mit der Beweisführung, wie schnell sich die öffentliche Meinung in fast allen Ländern Europas geändert hat über die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der Eisenbahnen, „dieser wunderbaren Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die in ihren großen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung Amerikas an die Seite zu stellen ist." — Erinnern wir hier beiläufig daran, daß kaum vier Jahre vorher, am 10. Mai 1842, Thiers in der französischen Kammer gesagt hatte: „. . . Ich meinerseits habe nie diese Schwärmerei, die man vor einigen Jahren für die Eisenbahnen an den Tag legte, teilen können. . . . Ich gehöre nicht zu denen, die von den Eisenbahnen in Kriegszeiten so große Dienstleistungen erwarten. . . . Ich weiß nicht, ob in Frankreich die Arbeiter sie benutzen werden, aber ich weiß, daß die Bauern sie nicht viel benutzen werden. . . ." Erinnern wir uns ferner, daß ein Jahr darauf, 1843, ein anderer berühmter Minister der Orleanischen Monarchie, François Guizot, zum österreichischen General, Grafen Wallmoden, sagte, als sie über Eisenbahnen

sprachen: „Was ist zu machen! Das ist eine Art Raserei, von der man mitgerissen wird." — Frei von aller Übertreibung verschwieg Cavour nicht, daß unter dem Einfluß des neuesten Rückschlags, des unerwarteten Übergangs von Mißtrauen zu Enthusiasmus viele Leute sich vielleicht über die sofortigen Resultate der Eisenbahnen Illusionen machen; er erklärte aber auch zugleich, daß, wenn man diese Zukunftsfrage mit allen sich daran knüpfenden Argumenten im großen und ganzen betrachte, und den Blick auf die Folgen richte, welche diese Neuerung notwendigerweise mit sich bringen müsse, die gehegten Hoffnungen, wenn man die Erwartungen nicht in eine bestimmte Zeit einzwänge, noch von der Wahrheit übertroffen werden würden. Von seinem hohen Standpunkte aus und mit dem ihm eigenen Scharfblick zergliederte er die enormen moralischen Segnungen, welche die Eisenbahnen über die ganze Welt verbreiten werden, und hob die ganz besonderen Vorteile hervor, welche Italien davon zu erwarten hätte.

„Der Einfluß der Eisenbahnen, sagte Cavour, wird sich auf dem ganzen Erdenrund fühlbar machen. In den Ländern, welche bereits einen hohen Grad von Zivilisation erreicht haben, werden sie der Industrie weite Pforten eröffnen; ihre ökonomischen Resultate werden von Anfang an glänzend sein, und sie werden die Fortschrittsbewegungen der Gesellschaft beschleunigen; aber ihre moralische Einwirkung, die uns noch wichtiger dünkt, wird sich besonders bei den Nationen fühlbar machen, die beim Aufschwung der modernen Völker im Rückstand geblieben sind. Für diese werden die Eisenbahnen mehr sein als ein Mittel der Bereicherung; sie werden ihnen zu einer mächtigen Waffe werden, um jene hemmende Kraft zu bekämpfen, welche sie in einem verderblichen Zustand industrieller und politischer Freiheit befangen hält. Die Lokomotive hat nach unserer Überzeugung die Auf-

gabe, jene demütigende Erniedrigung, zu welcher noch mehrere Zweige der großen christlichen Familie verurteilt sind, zu vermindern, wenn nicht zu beseitigen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erfüllt sie gewissermaßen die Rolle der Vorsehung. Darum vielleicht sieht man sie so schnell und leicht über Schwierigkeiten triumphiren, die dazu geschaffen schienen, sie noch lange am Eindringen in einzelne Länder zu verhindern.

Wenn das eben Gesagte wahr ist, wenn wir nicht von einer völligen Täuschung geblendet sind, so ist kein Land berechtigter, sich viel von den Eisenbahnen zu versprechen, als Italien. Die Ausdehnung der politischen und sozialen Folgen, welche diesem schönen Lande daraus ersprießen sollen, wird mehr als alles, was anderwärts vor sich gehen wird, dafür zeugen, welche wichtige Rolle diese neuen Kommunikationsmittel in der Zukunft spielen werden."

Hierauf hält der Verfasser an der Hand von Petittis Buche eine Musterung der in Italien vollendeten, angefangenen, projektirten und erwünschten Bahnlinien, um mit Genauigkeit festzustellen, welches Bahnnetz Italien künftig haben werde oder haben solle.

Der Autor billigt vollkommen die drei großen, von der sardinischen Regierung bereits bestätigten Linien, die von dem strategisch wichtigen Alessandria ausgehend sich nach Turin, Genua und nach dem Lago Maggiore wenden, und so die Hauptstadt des Reiches mit dem Meere, mit der Schweiz und dem Innern von Norditalien verbinden.

Aber unter den bestätigten Projekten bemerkt er „eine kleine Lücke", welche dies letzte Resultat verhindern würde; eine Lücke, die — er weiß es wohl — nicht von der sardinischen Regierung, sondern vom Wiener Kabinet ausgefüllt werden müsse, aus Gründen, die so gut bekannt sind, daß es hier nicht nötig ist sie anzugeben. Mit diplomatischer

Feinheit berührt Cavour diesen heiklen Gegenstand und schließt mit den Worten:

„Die Lombardei hat ein zu reelles, dringendes Interesse daran, mit dem Mittelmeere und Frankreich schnelle und prompte Verbindungen herzustellen, als daß das Wiener Kabinet sich ernstlich weigern sollte, diese „kleine, leichte Strecke“ von Mailand nach dem Tessin, mittelst welcher es der Lokomotive möglich wird, das Po-Thal in seiner ganzen Länge zu durchlaufen, auszuführen oder von der Privatindustrie ausführen zu lassen.“

Völlig begeistert aber ist er von der Idee, die Alpen unweit des Mont-Cenis zu durchbohren, und hier geht sein sonst so nüchterner Stil fast in Feuer und Enthusiasmus über.

Nach den piemontesischen Bahnen untersucht er die Linien in der Lombardei und in Venetien. Das Gewicht, das er bei dieser Gelegenheit auf das Verhalten Österreichs legt, bezeugt wiederum seine geistige Überlegenheit, welche gewöhnt ist beim Urteil nicht den Wünschen und Neigungen des Herzens zu folgen, sondern den Eingebungen der Vernunft und der Wahrheit. Es erforderte Mut, 1846 eine Sache der österreichischen Regierung, selbst außerhalb der Politik und in einem vereinzelten Falle, zu verteidigen, und das besonders für jemand, der, wie Cavour, einen so hohen Wert auf eine nationale öffentliche Meinung legte.

„Die lombardisch-venetianischen Staaten waren die ersten Provinzen, wo die Eisenbahnfrage ernstlich zur Sprache kam. Schon 1838 unternahm eine Gesellschaft auf eigene Gefahr hin den Bau der kleinen Linie von Mailand nach Monza, die seit sechs Jahren dem Publikum geöffnet ist. Eine andere Gesellschaft forderte und erhielt von der österreichischen Regierung die Konzession für eine Bahn von Mailand nach Venedig. Dieses schöne Projekt stieß von vornherein auf Schwierigkeiten, welche seine Ausführung wohl noch lange

Zeit hinausschieben werden. Der Streit zwischen den Munizipien, die Eifersucht der Provinzen — dieses eingewurzelte Übel, welches die Hauptwunde Italiens ist — verhinderten mehrere Jahre hindurch ein Einverständnis über die Tracirung und hätten beinahe die Auflösung der Gesellschaft herbeigeführt. Nach Beseitigung dieser ersten Hindernisse hätte man hoffen dürfen, das Werk würde mit Eifer angegriffen werden. Aber weit gefehlt! Die bedauernswürdige, um nicht zu sagen strafbare Apathie der Mailänder Kapitalisten und das Mißtrauen der auswärtigen Aktionäre waren Schuld daran, daß das Unternehmen sich in die Länge zog. Schon hatte man die Sache aufgegeben, als die mächtige und edelmütige Dazwischenkunft der österreichischen Regierung hinzutrat, um sie aus der Katastrophe zu erretten. Man muß anerkennen, daß das österreichische Kabinet bei dieser Gelegenheit die aufgeklärtesten und wohlwollendsten Gesinnungen für seine italienischen Unterthanen an den Tag legte. Ihm hat man es zu danken, daß statt des Zögerns und Hinziehens der Bau dieser Eisenbahn mit großer Energie ausgeführt wurde."

Diese Lobeserhebungen der österreichischen Regierung schickt Cavour voraus, um Österreich anzutreiben, die obenerwähnte „kleine Lücke" auszufüllen.

„Die lombardisch-venetianische Linie wird nicht komplet sein — heißt es weiter —, ehe sie sich nicht an die piemontesische Linie anschließt, um mit ihr die große Ader des Po-Thales zu bilden. Dieser kleinen Lücke wird aber bald abgeholfen sein. Die Notwendigkeit der Sache selbst wird leicht über jene kleinliche politische und kommerzielle Eifersucht den Sieg davontragen. Mailand hat mehr Interesse an dieser Linie als Turin und Genua, denn durch diese Städte muß seine Ausfuhrwaare, seine Seide und sein Käse gehen, um die Handelsplätze am Mittelmeere und jenseits der Alpen, in Frankreich und England, zu erreichen."

Von diesem Gesichtspunkte aus zögerte Cavour nicht, die Linie von Triest nach Wien zu begünstigen, obwohl sie

von allen eifrigen italienischen Patrioten, sowohl aus politischen wie aus kommerziellen Gründen, angefochten wurde. Mit außerordentlicher Klarheit, als ob die Zukunft keine Geheimnisse für ihn enthielte, prophezeite er, durch die Annäherung beider Länder infolge dieser geistigen Eroberung werde sich auch später ein Freundschaftsband zwischen dem „intelligenten Italien und dem tiefernsten Deutschland“ knüpfen.

„Diese Straße, die keine großen Schwierigkeiten darbietet, ist für Österreich verhältnismäßig viel zu wichtig, als daß man eine lange Verzögerung ihrer Ausführung voraussetzen könnte.

Von allen hier besprochenen Eisenbahnen ist diese vielleicht die einzige, deren Zweckmäßigkeit für Italien bestritten werden könnte.

Es ist nicht abzuleugnen: diese Bahn bietet vom ökonomischen Standpunkte aus große Vorteile, — indem sie die Ausfuhr der reichen Bodenprodukte Italiens erleichtert, — sie liefert aber auch dem Hause Österreich die Mittel, einen stärkeren Einfluß über ganz Italien auszuüben und dieses Land unter seiner Abhängigkeit zu halten. Dieser Einwand ist scheinbar aber haltlos. Wenn Italien ein besseres Schicksal bevorsteht, wenn dieses schöne Land, wie wir hoffen, einst seine Nationalität wiedererringen soll, so kann dies nur infolge einer europäischen Umwälzung geschehen und durch die Wirkung einer großen Erschütterung, durch eines jener Ereignisse, die man gleichsam eine göttliche Fügung nennen kann, und bei denen der mehr oder weniger schnelle oder langsame Transport einiger Regimenter Soldaten von keiner Bedeutung ist.

Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber, die Emanzipation der Völker kann nicht die Wirkung eines Komplotts oder einer List sein; sie ist die notwendige Folge des Fortschritts der christlichen Zi-

vilisation und einer sich immer mehr und mehr verbreitenden Aufklärung.

Die materielle Gewalt, über welche die Regierungen zu befehlen haben, wird zu ohnmächtig sein, um die eroberten Nationen unter dem Joche zu halten, wenn einmal die Stunde ihrer Befreiung geschlagen hat; sie wird sich beugen müssen vor der tagtäglich anwachsenden moralischen Kraft, die über kurz oder lang mit Hilfe der Vorsehung eine politische Erschütterung in Europa bewirken wird, aus der Polen und Italien den meisten Nutzen zu ziehen berufen sind.

Eine kleine Wegverkürzung zwischen Wien und Mailand würde so große Ereignisse nicht aufhalten können.

Demnach ist diese Eisenbahn zwischen Wien und Triest eine der wünschenswertesten; einerseits, weil sie den italienischen Ackerbau durch Eröffnung von Ausfuhrplätzen begünstigt; anderseits, weil in der Zukunft die durch die Fremdherrschaft bedingten feindseligen Gesinnungen anderen, versöhnlicheren und freundschaftlichern Verhältnissen Platz machen werden, wodurch ein für uns so wünschenswerter Austausch zwischen dem ernsten Deutschland und dem intelligenten Italien ermöglicht wird.

Teilen wir noch einige Sätze mit, um zu hören, was der Autor über die andern Strecken der Eisenbahnen auf der Halbinsel und besonders in den Kirchenstaaten sagt. Auch hier macht er sich Hoffnungen, die aber nicht so deutlich hervortreten — man vergesse nicht, daß Gregor XVI. noch lebte! — wie die Erwartungen, die er an die Abschaffung der zwischen Deutschland und Italien bestehenden Schranken knüpft.

„Toskana ist der Teil von Italien, wo die Eisenbahnen am meisten vorgeschritten sind, während das Nachbarland, der Kirchenstaat, sich in ganz entgegengesetztem Falle befindet. Hier ist nichts gethan worden und mit Ausnahme der Linie von Bologna nach Ancona, welche von der Romagna so

energisch betrieben wird, denkt man noch gar nicht daran, etwas zu machen.

Das ist eine traurige Thatsache; dennoch darf man die Folgen dieser unglückseligen Antipathie der römischen Regierung gegen die Eisenbahnen nicht zu grell hinstellen. Die Thatsachen triumphiren stets über eine irrige Meinung. Das Resultat einer einzigen großen Linie wird, wir sind davon überzeugt, genügen, um eine Anzahl der Prälaten in Rom zu andrer Meinung zu bringen. Sechs Monate nach Eröffnung der Linie von Livorno nach Florenz wird die Majorität des heiligen Kollegiums umgestimmt sein. Wir haben so plötzliche Wandlungen dieser Art erlebt, haben Vorurteile und Hindernisse, die unüberwindlich schienen, so leicht fallen sehen, daß wahrscheinlich in nicht sehr langer Zeit die päpstliche Regierung die einzige in Europa sein würde, welche ihrem Volke den Segen dieser Wohlthaten vorenthalten wollte.

Haben sich die Ansichten des römischen Hofes einmal geändert, so wird Rom das Zentrum eines weiten Eisenbahnnetzes werden, das diese erhabene Stadt mit den beiden Meeren, dem mittelländischen und dem adriatischen, wie mit Toskana und dem Königreich Neapel verbindet. Dieses System, welches allerdings einige Schwierigkeiten darbietet, die aber die Kraft der modernen Industrie nicht übersteigen, sichert der Stadt Rom eine herrliche Zukunft. Als Zentrum Italiens und gewissermaßen der vom Mittelmeere umschlossenen Landschaften, wird seine schon an sich so gewaltige Anziehungskraft unglaublich an Ausdehnung gewinnen. Auf dem Wege vom Orient zum Occident gelegen, werden die Völker aus allen Landen in seine Mauern eilen, um die frühere Weltbeherrscherin, die Metropole des modernen Christenthums zu begrüßen, die trotz der vielfachen Schicksale, denen sie unterworfen war, immer noch die an historischen Erinnerungen und glänzenden Hoffnungen reichste Stadt der Welt ist.

Im zweiten Teile zergliedert Cavour die materiellen Vorteile, welche die Eisenbahnen auf der Halbinsel bewirken werden, und es bedarf nicht der Erwähnung, daß er dies

mit gründlicher Kenntnis der kommerziellen, industriellen und landwirtschaftlichen Lage des Landes that und den Gegenstand mit ausgebreiteter ökonomischer Gelehrsamkeit behandelte. Seinem Sinne nach war die materielle Wirkung, wie groß sie auch immer sein möchte, bei weitem nicht so wichtig als die moralische, und hier offenbarte sich nun klar das eigentliche, wenn nicht das einzige Ziel, nach welchem der Verfasser durch die Veröffentlichung dieses Artikels strebt, nämlich den Strom der Ansichten zu beleben, welche die Ausführung des nationalen Programms begünstigten, das sein berühmter Landsmann und Freund Cäsar Balbo in „le Speranze d'Italia" verkündet hatte.

Cavour hatte, wie der größte Teil der Italiener, die warmen, erhabenen Blätter des Primato [1]) bewundert, dieses Loblieds der italienischen Auferstehung, wie Berti es mit Recht nennt. Aber bei seinem ganz besonders praktisch und positiv angelegten Geiste fühlte er sich nicht durchdrungen von den Ratschlägen, die Gioberti zur „Verbesserung und Wiederaufrichtung Italiens" anführte und die auf dem Prinzip ruhten, daß „jeder Plan einer Auferstehung nichtig sei, wenn er nicht das Papsttum zur Basis habe." [2]) — Dagegen stimmt er den Ideen Balbos bei,

---

[1]) Gioberti hatte 1843 sein berühmtes Werk: Il primato civile e morale degli Italiani veröffentlicht. Ein geniales Werk, wenn sich auch der Verfasser von seiner enthusiastischen Vaterlandsliebe fortreißen läßt bis zur Utopie. (Anmerk. d. Übers.)

[2]) Massimo d'Azeglio teilte die Ansicht Cavours. Er bedauerte es, daß Balbo die „Speranze" Gioberti gewidmet hatte. „Wenn ich noch bei ihm gewesen wäre, ich hätte es nicht zugelassen, daß er dies Buch Gioberti widme, das war nicht das Richtige. Aber es ist nun einmal geschehen. Schade! . . . Ich bin Balbos Freund, Gott weiß es! — aber der einzige Punkt, wo wir uns nicht verstehen, ist dieser sein Giobertismus." — (Lettere di Massimo d'Azeglio a sua moglie, per cura di Giulio Carcano. Milano, Rechiedei, 1870.)

an der Stelle, wo es in den „Speranze d'Italia“ heißt: „Ehe wir nach dem „Primato“ streben, wollen wir nach „Gleichheit“ trachten; und die erste Gleichheit mit unabhängigen Nationen ist — die Unabhängigkeit.“

Balbo hatte ausgesprochen, daß sein Buch, in Betracht der Lage der Dinge, nur nach einem einzigen Zwecke zielte: nach Unabhängigkeit — porro unum est necessarium; Cavour strebte auch aus allen Kräften nach Unabhängigkeit, als nach dem höchsten Gute, jedoch von dem Standpunkt ausgehend, daß ohne dieselbe keine reelle und dauerhafte Verbesserung in den politischen Zuständen der Halbinsel zu erwarten sei. Und als ob es sich um einen mathematischen Lehrsatz handelte, bewies er dieses mit ebenso viel Scharfsinn wie Dialektik.

„. . . Aber wie groß die materiellen Wohlthaten, welche die Eisenbahnen in Italien verbreiten werden, auch sein mögen, so zögern wir doch nicht auszusprechen, daß dieselben den moralischen Wirkungen, die sie zur Folge haben müssen, bedeutend nachstehen werden. Einige kurze Betrachtungen werden genügen, um diese Behauptung in den Augen aller, deren Ansichten über unser Vaterland nicht auf einer irrigen Basis ruhen, zu rechtfertigen.

Italiens Unglück ist alten Ursprungs. Suchen wir nicht dessen vielfache Quellen in der Geschichte aufzufinden; diese Arbeit wäre hier nicht am Platze und würde außerdem unsere Kräfte übersteigen. Aber wir glauben mit Sicherheit feststellen zu können, daß die erste Ursache dem politischen Einfluß zuzuschreiben ist, den seit Jahrhunderten die Fremden bei uns ausüben. Die wesentlichsten Hindernisse, die sich unsrer Befreiung von diesem Einflusse entgegenstellen, sind zunächst die innere Zersplitterung, jene Nebenbuhlerschaft, ich möchte sagen Antipathie, von welcher die verschiedenen Fraktionen der großen italienischen Familie beseelt sind; zweitens das Mißtrauen, das zwischen den nationalen Fürsten

und dem energischsten Teile der Bevölkerung herrscht. Dieser Teil ist jedenfalls derjenige, welcher durch oft übertriebene Forderungen, durch ein zu lebhaftes Nationalgefühl und heiße Vaterlandsliebe zu einem unerläßlichen Hilfsmittel, wenn nicht zum hauptsächlichsten Werkzeug bei jedem Streben nach Emanzipation wird.

Wenn die Einwirkung der Eisenbahnen diese Hindernisse vermindern, vielleicht sogar sie beseitigen soll, so ist daraus natürlich der Schluß zu ziehen, daß dadurch das italienische Nationalgefühl bedeutend gefördert werden wird.

Ein Kommunikationssystem, das einen ununterbrochenen Verkehr von Menschen aus allen Richtungen nach sich zieht und das die bisher sich fremd gebliebenen Völker miteinander in Berührung bringt, wird mächtig dazu beitragen, die kleinlichen Leidenschaften der Gemeinden, jene Kinder der Vorurteile und der Unwissenheit, gegen welche bereits alle aufgeklärten Männer Italiens aus besten Kräften angekämpft haben, zu zerstören. Diese Schlußfolgerung ist so klar, daß niemand daran denken wird, sie widerlegen zu wollen.

Dieses erste moralische Resultat des Eisenbahnbaues auf der Halbinsel ist in unsern Augen ein so wichtiges, daß es genügen könnte, den Enthusiasmus, den alle wahren Italiener dafür bekunden, zu rechtfertigen.

Aber die zweite moralische Wirkung, die wir davon erwarten, ist, wenn auch ihre Tragweite beim ersten Blick nicht so leicht zu erfassen ist, von noch größerer Wichtigkeit.

Die Organisation, welche Italien zur Zeit des Wiener Kongresses erhalten hatte, war eine ebenso willkürliche wie mangelhafte. Sie beruhte auf keinerlei Prinzipien; ebensowenig auf denen der Legitimität, welche Genua und Venedig gegenüber verletzt worden war, als auf denen der Nationalinteressen oder des Willens der Bevölkerung. Weder der geographischen Beschaffenheit noch den Allgemein- oder Privatinteressen, welche zwanzigjährige Revolutionen geschaffen hatten, Rechnung tragend, und einzig und allein nach dem Rechte des Stärkeren handelnd, errichtete diese erhabene Assemblee ein politisches Gebäude, das jeder moralischen Basis entbehrte.

Ein solcher Vertrag mußte bittere Früchte tragen. Trotz des väterlichen Verhaltens mehrerer unserer nationalen Fürsten, wuchs nach der Restauration die durch die neue Sachlage hervorgerufene Unzufriedenheit immer mehr, und ein Gewitter zog heran, das bald zum Ausbruch kommen sollte. Die heißen Köpfe, die Verfechter der Neuerungen suchten die kampfbegierige Stimmung auszubeuten, welche das Kaiserreich begünstigt hatte. Sie fanden in den edleren Elementen, die durch das Dekret vom Wiener Kongreß verletzt worden waren, eine Stütze und gelangten somit dahin, die traurigen Aufstände von 1820 und 1821 herbeizuführen.

Wenn diese Revolutionsversuche auch schnell unterdrückt werden konnten, da die höheren Klassen unter sich zersplittert waren und die Massen nur schwachen Anteil nahmen, so waren sie darum doch von nicht weniger bedauerlichen Folgen für Italien. Ohne die Regierungen zur Tyrannei zu treiben, erweckten diese unglückseligen Versuche doch bei den Regenten starkes Mißtrauen gegen jede Idee von Nationalität, und unterbrachen die Entwicklung einer liberalen Tendenz, zu der sie hinzuneigen schienen und die bereits begonnen hatte sich durch leise Anzeichen kundzugeben. Italien war geschwächt, entmutigt, im Innersten zersplittert und konnte für lange Zeit hinaus an keinen neuen Versuch zur Verbesserung seiner Lage denken.

Die Zeit fing an die Spuren dieser unheilvollen Ereignisse von 1821 auszulöschen, als die Julirevolution hinzukam und das soziale Gebäude ganz Europas bis in seine Grundpfeiler erschütterte. Der Rückschlag dieser großen Volksbewegung war in Italien gewaltig. Der Wiederhall des Sieges, den das Volk über eine schuldige aber regelrechte Regierung davon getragen hatte, reizte die demokratischen Leidenschaften, wenn auch nicht in den Massen, so doch wenigstens in jenen tollkühnen Köpfen, die danach trachteten, die Massen beherrschen zu wollen. Die Aussicht auf einen Prinzipienkrieg, in welchen ganz Europa sich verwickeln würde, erweckte in denen, welche davon träumten, die Unabhängigkeit der Halbinsel mittelst einer sozialen Revolution zu erreichen, ausschweifende Hoffnungen.

Die Bewegungen, welche 1830 organisirt wurden, konnten (mit Ausnahme dessen, was in einer Provinz, die sich in administrativer Beziehung in einer Ausnahmslage befand) leicht unterdrückt werden, ehe sie noch zum Ausbruch gekommen waren. Das mußte so sein. Denn diese Aufstände, die sich einzig und allein auf republikanische Ideen und demagogische Leidenschaften stützten, konnten keine große Tragweite haben. In Italien hat eine demokratische Revolution keine Aussicht auf Erfolg. Um sich davon zu überzeugen, genügt eine Untersuchung der Elemente, aus denen die den politischen Bewegungen günstige Partei zusammengesetzt ist. Diese Partei wird, mit Ausnahme weniger Städtebewohner, in den Massen, die im allgemeinen sehr an den alten Institutionen hängen, wenig Sympathie finden. Die Kraft liegt also hauptsächlich in den Mittelklassen und in einem Teile der höheren Klassen. Nun hat aber eine wie die andere sehr konservative Interessen zu verteidigen. Das Eigentum ist in Italien, Dank dem Himmel, nicht das ausschließliche Vorrecht einer Klasse. Selbst da, wo die Trümmer eines Feudaladels bestehen, teilt derselbe den Grundbesitz mit dem Bürgerstande.

Auf diese Klassen, denen an der Aufrechterhaltung der Ordnung so sehr viel gelegen ist, üben die Umsturzdoktrinen eines „Jungen Italiens“ wenig Zauber aus. Somit kann man versichern, daß, mit Ausnahme der jungen Köpfe, in denen die in der aufregenden Atmosphäre der Schulstube geschöpften Lehren noch nicht durch die Erfahrung gedämpft sind, in Italien nur eine sehr kleine Anzahl von Personen existirt, die ernstlich dazu geneigt wäre, die exaltirten Prinzipien einer durch Unglück verbitterten Sekte zu verbreiten. Wenn die gesellschaftliche Ordnung wirklich bedroht wäre, wenn die großen Prinzipien, auf denen sie beruht, in Gefahr wären, so würden wir sicherlich einen guten Teil von Ultrarepublikanern und „Frondeurs“ sich als die ersten in den Reihen der konservativen Partei aufstellen sehen.

Die revolutionären Unruhen, welche den Ereignissen von 1830 folgten, zogen ebenso unheilvolle Folgen nach sich als

die Militäraufstände von 1820 und 1821. Die mit Raserei angegriffenen Regierungen dachten nur daran, sich zu verteidigen. Jede Idee von Fortschritt und Emanzipation beiseite lassend, waren sie einzig auf Abwendung der drohenden Gefahr bedacht, die durch die Hinterlist der Rückschrittspartei in ihren Augen noch vergrößert wurde. Ohne alle bei dieser traurigen Gelegenheit angewandten Unterdrückungsmaßregeln rechtfertigen zu wollen, kann man doch den Regenten ihre damaligen Gesinnungen nicht zum Vorwurf machen. Denn sowohl für die Regierungen wie für das Individuum giebt es ein höchstes Recht: das Recht der Selbsterhaltung. Die Grenzen für dieses Recht festzustellen vermag aber selbst der strengste Moralist nicht, ohne in die größten Widersprüche zu geraten, oder zu absurden und den einfachsten Begriffen des gesunden Menschenverstandes widerstrebenden Folgerungen zu gelangen.

Die durch die Julirevolution angefachten stürmischen Leidenschaften haben sich allmählich beruhigt und ihre Spuren sind beinahe erloschen. Seit die Dinge in Italien wieder ihren gewohnten Gang gehen, hat sich auch das Vertrauen der nationalen Fürsten wieder hergestellt. Schon fühlt das Volk die heilsame Wirkung dieser glücklichen Änderung und wir gehen einer besseren Zukunft entgegen.

Diese Zukunft, welche wir als unsern heißesten Wunsch erflehen, ist die Eroberung der nationalen Unabhängigkeit, dieses höchsten Gutes, welches Italien nur durch die vereinigten Kräfte aller seiner Kinder erringen kann. Ohne dieses Gut kann Italien auf keine reelle und dauerhafte Verbesserung seiner politischen Lage hoffen und keinen sicheren Schritt auf dem Wege des Fortschritts thun. Diese Behauptung, bei welcher wir unsre schwache Stimme mit der beredten Sprache unsres Freundes Balbo vereinigen, ist kein Traum, ist nicht das Resultat eines unbedachten Gefühls oder einer erregten Phantasie; sie ist eine Wahrheit, welche die strengste Demonstration ertragen kann.

Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß ein Volk niemals einen hohen Grad von Intelligenz und Moralität er-

reichen kann, ohne das vollkommene Bewußtsein seiner Nationalität zu besitzen. Diese merkwürdige Thatsache ist eine notwendige Folge der Gesetze, welche die menschliche Natur regieren. In der That, das intellektuelle Leben der Masse bewegt sich in einem sehr engen Gedankenkreise. Unter den Ideen, für welche die Masse empfänglich ist, sind, nach der Religion, die Begriffe von Nationalität jedenfalls die edelsten und erhabensten. Wenn nun die politischen Umstände die Entwicklung dieser Begriffe verhindern und denselben eine falsche Richtung geben, so sinken die Massen in einen bedauernswürdigen Zustand von Niedrigkeit herab. Aber das ist noch nicht alles. Bei einem Volke, das keinen Grund hat, auf seine Nationalität stolz zu sein, wird das Gefühl der persönlichen Würde nur ausnahmsweise bei einigen ausgewählten Individuen existiren. Die zahlreichen Klassen, welche die untergeordnetsten Plätze in der gesellschaftlichen Sphäre einnehmen, müssen sich in ihrem Nationalitätsbewußtsein groß fühlen können, um zu dem Bewußtsein ihrer persönlichen Würde zu gelangen. Dieses Bewußtsein nun aber ist — wir zögern nicht es auszusprechen, selbst auf die Gefahr hin, einige zu strenge Publizisten zu verletzen — für die Völker ebenso wie für das Individuum ein wesentliches Element der Moralität.

Wenn wir also die Befreiung Italiens so sehnlich wünschen, wenn wir erklären, daß dieser großen Frage gegenüber alle andern Fragen, die uns entzweien, erlöschen, alle Privatinteressen schweigen müssen, so ist es nicht allein, um unser Vaterland groß und ruhmreich zu sehen, sondern hauptsächlich, um es ihm möglich zu machen, jenen Grad intellektueller und moralischer Entwicklung zu erreichen, durch welchen es den zivilisirten Nationen ebenbürtig werden soll. Es scheint uns klar, daß (abgesehen von einem europäischen Umsturz, vor dessen entsetzlichen Folgen aber selbst die Verwegensten zurückschrecken müssen und der auch, Gott sei Dank! täglich unwahrscheinlicher wird) die ersehnte Eroberung unsrer Unabhängigkeit allein durch das Zusammen-

wirken aller Kräfte der Nation, das heißt durch die nationalen Fürsten mit der treuen Stütze aller Parteien, zu stande gebracht werden kann.

Sowohl die Geschichte der verflossenen dreißig Jahre, wie die Analyse der Elemente aus denen die italienische Gesellschaft zusammengesetzt ist, beweisen augenscheinlich, welche geringen Erfolge militärische oder demokratische Revolutionen bei uns haben können. Alle aufrichtigen Freunde des Landes sollten, diese ohnmächtigen abgebrauchten Mittel beiseite lassend, erkennen, wie sie zum wahrhaften Wohle des Vaterlandes nur dadurch beitragen können, daß sie sich um die Throne schaaren, deren Fundamente im italienischen Boden fest eingegraben sind; und dadurch, daß sie, ohne ungeduldig zu werden, die Fortschrittsideen, welche die italienischen Regierungen an den Tag legen, unterstützen.

Diese Haltung, welche den weisen Ratschlägen entspricht, die der ebenso aufgeklärte wie erprobte Patriot Cäsar Balbo in seinem bewunderungswürdigen Buche „Le Speranze d'Italia“ erteilt, wird zwischen den verschiedenen Gliedern der italienischen Familie das Einverständnis herbeiführen, dessen das Land bedarf, um sich von der Fremdherrschaft befreien zu können.

Dieses Einverständnis, das wir so sehnlichst wünschen, ist nicht so schwer zu erreichen, als es scheinen mag, wenn wir die Gesellschaft nach ihrem äußern Schein beurteilen oder uns der früheren Zersplitterungen erinnern. Das Gefühl der Nationalität hat sich verallgemeinert; es steigert sich mit jedem Tage und ist schon stark genug, um alle Parteien in Italien trotz ihrer spezifischen Verschiedenheiten zu vereinen. Es gehört nicht mehr ausschließlich einer Sekte oder Männern exaltirter Doktrinen an. Wir sind auch überzeugt, daß durch den feurigen Anruf, den Herr Balbo unlängst an alle Italiener richtete, mehr als eine mit den höchsten Staatswürden geschmückte Brust tief bewegt worden ist, und daß er bei denen, die, den Traditionen ihrer Ahnen treu bleibend, die Legitimität zur Basis ihres politischen Glaubens machen, lauten Wiederhall gefunden haben wird.

Alle Klassen der Gesellschaft können bis zu einem gewissen Grade an diesem großen Werke mitarbeiten. Jeder Gebildete, der etwas Einfluß besitzt, hat zu diesem Zwecke eine bestimmte Mission zu erfüllen, vom bedeutendsten Schriftsteller an, der, wie Balbo und der Graf Pettiti, seine Kräfte dazu verwendet, seine Mitbürger zu unterrichten und aufzuklären, bis zum geringsten Individuum, das in seinem engen Wirkungskreise die Intelligenz und den moralischen Charakter seiner Umgebung veredeln kann.

Jedoch würden alle diese individuellen Bestrebungen ohne den Beistand der nationalen Regierungen sicherlich fruchtlos bleiben. Dieser Beistand aber wird uns nicht fehlen. Das Mißtrauen, welches das Jahr 1830 hervorgerufen und das eine numerisch schwache, aber durch ihre Intriguen mächtige Partei aufrecht zu erhalten wußte, ist fast gänzlich getilgt. Unsere jetzt beruhigten Herrscher folgen ihrer natürlichen Neigung, und täglich sehen wir, wie sie uns neue Beweise ihrer natürlichen und vorwärtsstrebenden Gesinnungen geben.

Es genügt anzuführen, was in Piemont gethan wird: die Verbreitung der Elementarschulen, die Errichtung vieler akademischer Lehrstühle für volkswirtschaftliche und politische Wissenschaften [1]), die dem Assoziationsgeiste zuteil gewordnen Ermutigungen im Bereiche der Kunst und Industrie und noch andere Maßregeln (ohne der Eisenbahnen zu erwähnen) liefern einen hinlänglichen Beweis, daß der hohe Herrscher, welcher dieses Königreich so ruhmvoll regiert, gesonnen ist, dieser glorreichen Politik, infolge deren seine Familie schon in der Vorzeit zur ersten italienischen Dynastie wurde und der auch

[1]) Als anfangs 1846 Cäsar Alfieri den Magistrato della Riforma leitete, wurde die juristische Fakultät zu Turin neu organisirt und ein neuer Lehrstuhl für Volkswirtschaft und moderne Geschichte gegründet. Diese letztere Institution stieß auf große Hindernisse beim König, welche dadurch überwunden wurden, daß man für das erste Jahr den Titel der Vorlesungen änderte und sie: Storia militare d'Italia nannte.

für die Zukunft ein erhabenes Loos bevorsteht, treu zu bleiben.

Aber mehr als alle andern administrativen Reformen, vielleicht ebenso viel als die ausgedehntesten politischen Konzessionen, werden die Eisenbahnen dazu beitragen, dieses gegenseitige Vertrauen zwischen Regierung und Volk zu befestigen, und darauf gründen wir unsre Hoffnungen.

Dadurch, daß die Regierungen den ihnen anvertrauten Nationen ein so mächtiges Mittel zum Fortschritt zugestehen, liefern sie einen Beweis ihrer wohlwollenden Gesinnungen und ihres Sicherheitsgefühls. Das Volk seinerseits wird, dankbar für diese große Wohlthat und vertrauensvoll sich mit Enthusiasmus, aber ruhig von seinen Herrschern zum großen Ziele, zur Eroberung seiner Unabhängigkeit, hinführen lassen.

Wenn die hier ausgesprochenen Worte irgend welche Richtigkeit haben, wird man nicht abstreiten können, daß der moralische Einfluß der Eisenbahnen ihren materiellen Nutzen überflügelt, und daß ihre Einführung bei uns als die Verkündigung einer besseren Zukunft betrachtet werden kann. Darum bezeichnen wir sie — um uns der energischen Worte Balbos zu bedienen — als eine der vornehmsten Hoffnungen für das Wohl unseres Landes."

Der Schriftsteller Predari erzählt, man habe das Heft der „Revue universelle", sobald es (natürlich heimlich) nach Turin gekommen, auf irgend eine Weise dem König in die Hände gespielt. Die Befriedigung, welche dieser empfand, sich den Helden der italienischen Unabhängigkeit genannt zu sehen, war nicht frei von Furcht, die so entschiedene kühne Sprache eines seiner Unterthanen, der noch dazu im Lande lebte, möchte Österreich zu einer energischen Beschwerde veranlassen, und schon hatte er seinen Geheimsekretär beauftragt, dem Verfasser des Artikels indirekt den Rat zu geben,

er möchte Piemont für einige Zeit verlassen. Aber bald darauf änderte er seine Meinung. Vielleicht war er entschlossen, dem immer mehr herausfordernden Verhalten Österreichs gegenüber (bei der Frage der Erhöhung des Eingangszolles der piemontesischen Weine in der Lombardei) seine Entrüstung nicht mehr zu verbergen. Dieses läßt sich wenigstens aus einem an den Minister Villamarina gerichteten Briefe vom 25. Juli entnehmen, wo der König schreibt:

„. . . Was mich betrifft, so bin ich trotz der kleinen, sehr kleinen österreichischen oder reaktionären Partei fest entschlossen, bei allem, was dem Volke zum Heil gereichen und die antiösterreichischen Gefühle bei uns entwickeln kann, vorwärts zu gehen. Wollte man übrigens die antiösterreichisch Gesinnten verbannen, so müßte man mit mir selbst anfangen.“ . . .

Wie fast alljährlich brachte Cavour auch in diesem Jahre einige Wochen in Genf und Presinge zu, um dort sein „Bain de liberté“ zu nehmen. Obgleich mit schweren Studien und ernsthaften Dingen beschäftigt, war er doch stets derselbe liebenswürdige, joviale Gefährte wie in früheren Zeiten, „bon luron, tapageur, toujours en train de s'amuser, diseur de fariboles“, wie er als Knabe bei den Seinen hieß.

In der zweiten Hälfte des durch die Wahl Pius' IX. zum Papste bemerkenswerten Jahres berechtigten einige leise Anzeichen zu der Hoffnung die „glücklichere Zukunft“, die Cavour in seinem Artikel über die Eisenbahnen prophezeit, herannahen zu sehen. So bemerkte man zum Beispiel, daß trotz des Verbotes der Regierung die Verbreitung der Bücher „Le Speranze d'Italia“ von Balbo und „I Casi di Romagna“ von Azeglio gerade von denjenigen, die sie hätten unterdrücken sollen, begünstigt wurde. Ferner beteiligten sich beim Kongreß des landwirtschaftlichen Vereins in Mor-

tera zum erstenmale viele Leute aus dem übrigen Italien, die in die Mysterien der geheimen Verbindungen eingeweiht waren. Bei einem Kongreß der Gelehrten zu Genua erschien sogar der Prinz Canino, und dem Grafen Mamiani wurde erlaubt, den piemontesischen Boden zu betreten. Diese und andere „Extravaganzen" wurden mit trostlosem Bedauern vom Grafen Solaro in seinem „Memorandum"[1]) berichtet und dem neuen Papste zugeschrieben.

„An demselben Tage", sagt er, „wo ich die Nachricht vom Hinscheiden des unsterblichen Gregor erfuhr, wußte ich, daß das Schicksal dieses Landes von seinem Nachfolger abhängt. Weh' uns, wenn Karl Albert im Papste eine Stütze für seine neuen Ideen findet; dann würde mir die Kraft fehlen, ihn aufzuhalten."

[1847.] — Im Monat März verfaßte Cavour eine andere wichtige Schrift: „Über den Einfluß, welchen die neue Handelspolitik Englands auf die ökonomische Welt und besonders auf Italien ausüben wird." Der Aufsatz erschien in der Antologia Italiana (Heft 9, 31. März 1847), einer von Predari und Balbo kurz zuvor in Turin gegründeten Zeitschrift. In einem früheren Aufsatze: „De la question relative à la legislation anglaise sur le commerce des céréales" (Genua 1845), hatte Cavour behauptet, die zukünftige Handelsfreiheit Englands müsse natürlicherweise auf alle zivilisirten Länder einwirken.

In dieser neuen Schrift nun befleißigt er sich, die Richtigkeit seines Urteils zu beweisen und Italien den geeignetsten Weg anzugeben, um aus den neuesten englischen Zollreformen den größten Nutzen zu ziehen.

---

[1]) Memorandum storico-politico, pag. 353.

Der Aufsatz beginnt mit folgenden Worten:

„In einer Schrift, welche lange, bevor der berühmte Minister Sir Robert Peel das Schutzzollsystem absolut verworfen hatte, gedruckt worden war, hatten wir uns dahin ausgesprochen, daß die Handelsfreiheit Großbritanniens notgedrungenerweise eine zweifache Wirkung ausüben müsse. Sie wird sich im intellektuellen wie im praktischen Leben fühlbar machen; mit wenigen Worten kann dies bewiesen werden. Daß die in England stattgehabten Handelsreformen die Argumente der ökonomischen Schriftsteller aller Länder bestätigen; daß sie ihren Gegnern das einfache, aber wirksame Mittel abschneiden, die Gesetze der Theorie durch die Autorität der Erfahrung zu bekämpfen — das ist augenscheinlich. Bis jetzt haben die sogenannten „Geschäftsmänner“ die Lehrsätze eines Smith, eines Say oder Romagnosi mit sonderbarem Mißtrauen, ja fast mit verächtlichem Unglauben angesehen. Den klarsten und eindringlichsten Beweisen gegenüber begnügten sie sich zu erwiedern: „Man sehe, was in den Ländern vorgeht, wo die Studien der Volkswirtschaft vorgeschritten und verbreitet sind; ihre Lehrsätze gelten auf den Universitäten, in den Gelehrtenvereinen und wissenschaftlichen Zeitschriften, aber in den Nationalassembleen, bei den politischen Beratungen, wo die Stimmen der praktischen Männer (matter of fact men, wie die Engländer sagen) allein entscheiden, da sind sie nicht zulässig.“

Jetzt sind die Irrtümer dieser anscheinend so schönen Argumente, welche die in der Volkswirtschaft unerfahrenen Leute so hübsch bestrickten, vertilgt. Es ist nicht mehr zu leugnen, daß, in England wenigstens, den wahren Prinzipien der Volkswirtschaft von Schriftstellern sowohl wie von Staatsmännern, von Theoretikern wie von Praktikern auf gleiche Weise Rechnung getragen wird, und ich glaube, daß unter den vielen berühmten Ministern, an denen England so reich ist, keiner war, der den abstrakten Spekulationen so abgeneigt und zugleich in der Handhabung praktischer Dinge so bewandert war, wie der Herzog von Wel-

lington und Sir Robert Peel, diese beiden unsterblichen Schöpfer der jüngsten ökonomischen Reformen.

Wir können also mit Zuversicht behaupten, daß das Beispiel Englands nicht wenig dazu beitragen wird, die ökonomischen Doktrinen in allen zivilisirten Ländern populär und einheimisch zu machen, und das besonders in unserem Italien, der ursprünglichen Quelle dieser gesunden Lehren, wo gottlob auch jetzt noch eine nicht geringe Anzahl berühmter Schriftsteller und hervorragender Professoren der Volkswirtschaft zu finden ist."

Um in den Mitteilungen der Ereignisse folgerecht fortzuschreiten und Cavours Anspielungen in seinem Briefe an Predari vom 31. Juli 1847 zu erklären, müssen wir einige Schritte zurückgehen, d. h. bis zum Jahre 1842, zur Gründung des „Landwirtschaftlichen Vereins" in Turin.

Das öffentliche wie das geheime Ziel dieser Gesellschaft ist uns bekannt. Wie in allen Vereinen, so war auch hier eine Partei, die schnell vorwärts strebte, eine andere, die behutsamer zu Werke ging. Da es in Piemont keine politischen Parteien gab, und die Presse „Gott sei gelobt!" (wie Solaro della Margarita sagt) nicht frei war, so nannten sich die ersteren „Demokraten", die letzteren „Aristokraten". Schon darin lagen Keime zum Zwiespalt, der sich auch sogleich, als man die Statuten der Gesellschaft diskutirte, fühlbar machte.

Die Demokraten, mit Lorenzo Valerio an der Spitze, verlangten die allerdemokratischsten Statuten, mit ausgedehnter Vollmacht für den Verein und einer sehr beschränkten Macht für den Verwaltungsrat. Die Aristokraten, zu denen Petitti, Alfieri, Salmour, Sambez und Cavour gehörten, waren entgegengesetzter Meinung, und Cavour, obgleich der jüngste von allen, übertraf alle übrigen an Hartnäckigkeit und Kühnheit.

Die Zwistigkeiten wurden so heftig, daß der Verein in Gefahr stand sich aufzulösen, jedoch gelang es der Intervention der Regierung, Ruhe in die Beratungen, wenn auch nicht in die Köpfe der Mitglieder zu bringen. Die Präsidentschaft wurde zu einem Regierungsamt erhoben, und das flößte dem Verwaltungsrate große Kraft und der Stiftung selbst neues Leben ein, denn von nun an konnte sie auf den Beistand der ganzen gebildeten Bevölkerung Piemonts rechnen. Der Klerus sogar zollte dem nützlichen Unternehmen seinen Beifall, und das nicht allein durch Ermutigungen, sondern thatsächlich, indem viele Filialvereine ehrwürdige Prälaten zum Vorstand hatten, welche die „gottlosen Absichten" des Vereins weniger fürchteten als der brave Graf Solaro.

Die Streitigkeiten zwischen Cavour und Valerio, dem Generalsekretär des Vereins, hörten nicht auf, sie wurden im Gegenteil mit der Zeit immer heftiger, so daß Valerianer und Cavourianer bald so viel bezeichnete wie Demokraten und Aristokraten. Da nun der Adel am Hofe viele Rechte genoß und in der öffentlichen Meinung für den Anstifter aller unliberalen Regierungsmaßregeln galt, so hielt man auch Cavour für einen Reaktionär, betrachtete ihn als einen Feind des Volkes und der Freiheit und zweifelte an der Aufrichtigkeit der Freiheitsideen seiner Reden und Schriften, welche übrigens damals noch wenig bekannt waren. Dagegen traten die Demokraten als feurige Patrioten auf und wurden auch, im Vergleich zu Cavour, dafür gehalten.

Außerdem war Cavours lebhafter, schneidend scharfer Witz, der jeden Redeschwulst verabscheute und sofort die lächerliche Seite an Menschen und Dingen hervorzog, nicht dazu geeignet, Sympathie zu erregen oder seinen Gegner

auszustechen. Auch schadete ihm sowohl in der Politik wie in Geschäften der Ruf seines Vaters hinsichtlich dessen Amtsverwaltung, denn es hieß, derselbe hätte seine persönlichen Interessen weit mehr im Auge gehabt als die der Stadt Turin. Wenn das auch Verleumdungen waren, so wirkten sie doch auf den Namen des Sohnes wie Thatsachen, und zwar in solchem Grade,[1]) daß, als Cavour an den in Turin zum Empfange Cobdens veranstalteten Festlichkeiten teilnahm, jemand an den Redakteur einer italienischen Zeitung in Lausanne schrieb:

„. . . Die Turiner waren nicht sehr erbaut von der Intimität zwischen dem berühmten Engländer und den Gebrüdern C . . . . ., die den jetzt in Italien herrschenden Ideen nicht sehr zugethan sind. Auch war die Freude an den Ufern der Dora nicht gering, als man hörte, ihrem Vater — dieser traurigen Zelebrität — sei das Polizeipräsidium von Turin genommen.

Die Brüder Cavour wurden dieses Jahr, ich weiß nicht, ob mit oder ohne Grund, beschuldigt, sehr viel Getreide aufgekauft und für hohen Preis wieder verkauft zu

---

[1]) Predari sagt in seinem Werke I Vagiti Seite 156: „Es war gerade zu dieser Zeit, als ich von dem Manne (C. Cavour), der beschuldigt war, sich durch niedrige Wuchergeschäfte bereichern zu wollen, folgende Anekdote erfuhr, die ein Licht auf seinen Charakter wirft: Cäsar Balbo, der seine praktischen Geschäftskenntnisse kannte, hatte ihn um Rat gefragt, wo er eine Summe von zehn- oder zwölftausend Franken gut anlegen könne, und Cavour hatte ihm geraten, sich bei einem Spekulationsunternehmen eines Franzosen in Turin, dem er, wie viele andere, volles Vertrauen schenkte, zu beteiligen. Balbo hatte ihm die Summe zu diesem Zwecke übergeben. Bald darauf verschwand der betrügerische Franzose mit den ihm anvertrauten Geldern, und Cavour, der sich in übertriebener Gewissenhaftigkeit für die ihm anvertraute Summe verantwortlich glaubte, zahlte dieselbe an Balbo, noch ehe dieser von dem Vorfalle unterrichtet worden war, zurück, unter dem Vorwande, er hätte nach reiflicher Überlegung gefunden, daß die Anlage vielleicht nicht ganz sicher wäre.“

haben. Als man nun Cobden zwischen ihnen gehen sah, rief jemand, der für einen gelehrten und ehrenhaften Mann bei uns gilt: „Seht da! die Handelsfreiheit vom Monopol eskortirt!“ (Voilà la liberté du commerce gardée par le monopole!)

Cavour las diesen kleinen Artikel, dessen Verfasser er jedenfalls kannte, als er in Genf war, und aus dem heiteren Tone zu schließen, in welchem er (Brief XLII) darüber schreibt, scheint derselbe keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Mehr im Scherz als im Ernst stellte er an Predari, den Direktor der Antologia, die Frage, ob er Lust hätte, einen zweiten Artikel von dem „abscheulichen Monopolisten“ zu veröffentlichen, der des Verbrechens beschuldigt war, in diesem Jahre der Hungersnot eine große Quantität Getreide auf seinem eigenen Grund und Boden gebaut zu haben, und das — unglaublich!! — ohne die Weisheit der berühmten Agronomen und tadellosen Patrioten zu Rate zu ziehen, welche im Hause Cirié[1]) und auf den Musterfeldern zu Venaria[2]) für das Heil des Vaterlandes arbeiten.“

Nicht die Beschuldigungen[3]) in der Zeitung, sondern Familienangelegenheiten und besonders eine große Entmutigung über den Verlauf der öffentlichen Dinge in Piemont hielten ihn davon ab, den Aufsatz über die Handelsfreiheit zu vollenden.

---

[1]) Name des Gebäudes, wo die Sitzungen des Vereins abgehalten wurden.

[2]) Ein Mustergut, das trotz der entgegengesetzten Ansichten Cavours gegründet worden war.

[3]) Treitschke schreibt: „Der leidenschaftliche Mann nahm sich diese groben Anschuldigungen so zu Herzen, daß er seine Arbeit nicht weiter fortsetzen wollte.“ (S. 48.) Diese Versicherung ist ein Seitenstück zu einer andern, wo es heißt, daß Cäsar Balbo ein Schützling des Königs sei! . . . (S. 45.)

Die im vergangenen Jahre aufgetauchten Hoffnungen der Liberalen auf eine Verbesserung der politischen Lage Piemonts waren mehr und mehr geschwunden. Die antiösterreichischen Gesinnungen des Monarchen hatten sich zwar nicht geändert, aber sein Abscheu vor jeder an Freiheit streifenden Neuerung war auch derselbe geblieben. Während man in den Kirchenstaaten, dank dem Nachfolger Gregors XVI., ebenso in Toskana, sich einer verhältnismäßigen Freiheit zu erfreuen anfing, dauerte in Piemont, mit Ausnahme einiger kleiner Milderungen, das alte Regierungssystem immer so fort. Eine lebendige Schilderung der Zustände in Piemont finden wir in einer kürzlich veröffentlichten [1]) Korrespondenz zwischen C. Balbo und seinem intimen Freunde und Kousin Massimo d'Azeglio, der sich damals in Rom aufhielt. Die nachfolgenden Brieffragmente aus derselben sind vom Juli und August 1847:

„Hier schreitet man herrlich vorwärts, im Krebsschritt! In Gottes Namen!... Im vorigen Jahre hatte der König wunderschön angefangen. Jetzt ruht er sich aus..., oder wartet, oder zweifelt. Neulich sagte mir eines Abends ein Mensch, der vielleicht ein bißchen toll, aber jedenfalls sehr geistreich ist: „Ihr habt den Samen ausgestreut; Ihr habt etwas gethan!" — Das ist Alles! Es fragt sich nur, ob dieser Samen sofort aufgeht, wie das Getreide, daß man das Jahr darauf ernten kann, oder ob er zu jenem Samen gehört, der jahrelang im Boden ruht, um nachher Eicheln, Nüsse, starke hundertjährige Bäume zu erzeugen.... Am 8. Juli teilst du mir die wichtigen Nachrichten vom 22. und 29. Juni mit? — und weißt oder errätst doch — denn nun mußt du doch am Ende überzeugt sein, wie hier die Sachen stehen —, daß wir nichts davon wissen, was dort vor-

---

[1]) In der Rassegna nazionale di Firenze. Januar- und Februar-Heft 1880.

geht. Ich wiederhole es dir, man läßt hier kein Journal von Rom oder von Florenz, Pisa, Bologna mehr eindringen, mit Ausnahme des „Felsineo“, der acht Tage, nachdem er hergekommen, ausgegeben wird. Die „Gazzetta Piemontese“ fährt inzwischen in ihrer bequemen Weise fort, d. h. sie schweigt still. So erfuhr ich die Ereignisse der letzten Julitage durch die französischen Journale, la Presse, les Débats, Revue des deux mondes, früher als durch dich!!! ... Du Glücklicher, der du schreiben darfst! ... Hier darf man das einstweilen nicht! Wir sind jetzt hier ganz herunter. Jedes Wort der Freiheit wird beschnitten. Sie empfehlen uns Klugheit an, aber ohne einen Laut des Beifalls für die Liberalen, ohne einen Hoffnungsschimmer, ohne ein höheres Ziel andeuten zu dürfen. Und das bedeutet, wenigstens für jemand, der sich selbst und seine Leser achtet, soviel wie nicht schreiben dürfen ... Ich lege die Hände nicht in den Schoß; aber wir sind hier wie gelähmt. ... Man schwankt hier. ... — Glaub' es mir, ich bin nicht vom Piemontismus besessen, das weißt du sehr gut — und jetzt weniger als jemals. Ja! weniger als je! — ich schäme mich hier! ich möchte es gern machen wie Alfieri und mich „spiemontizzare“ (Piemont verleugnen) ... — Es heißt, der König sei ganz verändert, und sei ganz und gar der Unsrige 2c. Ich selbst habe — da du, Predari und andre mir immer zurufen „Mut, Mut!“ (als ob es keines Mutes bedürfe, um die Wahrheit in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu sehen —!) ich habe versucht, mir auch etwas Schönes vorzuspiegeln, und schrieb dir so. Aber ich schämte mich, diese rosige Brille länger zu tragen, und sehe nun wieder mit meinen eigenen Augen; und da sehe ich, was ich schon immer gesehen habe, oder aber mikroskopische Handlungen, die für Heldenthaten gelten und in ihren Resultaten Null sind. — Nicht zufrieden mit P. [Promis?] habe ich mich an V. M. [Villa Marina?] und an andere gewendet. Aber überall habe ich mir die Nase verbrannt. Das ist nicht ihre Schuld; das ist die Schuld unseres Chefs, der nicht im stande ist, einen höheren Entschluß zu fassen. . . .

Die letzten Zeilen sind vom 28. August. Am 2. September schrieb Karl Albert an den Grafen Castagnetto „den berühmten Brief, in welchem er sich, von seinem bösen Sterne geleitet, zu den bekannten Worten hinreißen ließ": [1])

„Fügen Sie hinzu, daß, wenn Gott uns die Gnade verleiht, einen Unabhängigkeitskrieg aufnehmen zu können, ich allein die Armeen kommandiren werde, und daß ich entschlossen bin, dann für die Sache der Guelfen zu thun, was Schamil gegen das immense Russenreich thut."

Dieser Brief, der, sicherlich mit Einwilligung des Fürsten, in der Generalversammlung des landwirtschaftlichen Vereins zu Casale, wo der Graf Filiberto di Colobiano präsidirte, vorgelesen wurde, erregte bei den Anwesenden, wie bei allen, die später davon Kenntnis nahmen, den größten Enthusiasmus. Das dauerte aber nicht lange, denn als einige Tage darauf eine Deputation von Genua, durch die Worte des Königs ermutigt, neue politische Konzessionen forderte, wurde ihr kurz und barsch geantwortet:

Der König sei entschlossen, die Unabhängigkeit des Staates gegen jeden fremden Angriff zu verteidigen, aber ebenso sei er auch entschlossen, sich den Großmächten gegenüber nicht zu kompromittiren, indem er, ohne angegriffen zu sein, die Truppen über die Grenze schicke. Das Gerücht, daß der König gesonnen sei, den Krieg für die Unabhängigkeit anderer Staaten zu führen, sei falsch, es sei denn, daß der heilige Vater das Schwert erhebe, um einen Religionskrieg zu verkünden. Der König habe seinem Volke schon viel Gutes erwiesen, aber er halte es nicht für angemessen, jetzt die Bürgerwehr oder die Preßfreiheit zu bewilligen, was,

[1]) Solaro, Memorandum, pag. 438.

wenn Mißbrauch damit getrieben würde, ernste Gefahren und vielen Verdruß nach sich ziehen müßte.

Diese Absichten des Fürsten und die Nachrichten, welche aus den Kirchenstaaten einliefen, steigerten die Unzufriedenheit der subalpinen Bevölkerung immer mehr; daher kamen die häufigen Demonstrationen zu Ehren Pius' IX., welche ein indirekter, aber bitterer Vorwurf für Karl Albert waren. Die bemerkenswerteste dieser Demonstrationen war jene vom 1. Oktober zu Turin, denn die heftigen Unterdrückungsmaßregeln der Polizei hatten die Entlassung des Ministers Villamarina herbeigeführt und auch den König schließlich dazu bewogen, sich vom Grafen Solaro della Margerita (9. Oktober) zu trennen. Ersterer wurde durch den General Broglia di Casalborgone ersetzt, letzterer durch den Grafen Ermolao Asinari di San Marzano, sardinischen Gesandten in Neapel. Dennoch hörten die Aufregungen und Gährungen in der Hauptstadt nicht auf.

Cavour hielt sich in jenen Tagen fern von allen Vorgängen auf seinem Gute in Leri auf, und befand sich in jenem Zustande der Entmutigung, der sich aus dem eben erwähnten Briefe an Cäsar Balbo erkennen läßt. Er war bei den Liberalen unbeliebt, und gleicherweise, wenn nicht noch mehr, bei den Regierenden, die in ihm schon seit mehreren Jahren einen gefährlichen Menschen sahen und keine Gelegenheit vorübergehen ließen, seinem Rufe zu schaden![1]) Seine Autorität im landwirtschaftlichen Verein sowie in dem der Kinderbewahranstalten fürchtend, hatte man wiederholt seine Gegner unterstützt und ihn schließlich dahin gebracht, daß er eines Tages, um diesen Wohlthätigkeitsan-

[1]) De la Rive schreibt: Der König soll geäußert haben, er halte Cavour für den gefährlichsten Menschen seines Reiches.

stalten keinen Schaden zuzufügen, sein bescheidenes Amt als Kassier niederlegte.[1]) Die Bitterkeit seines Gemüts spricht sich in einem Briefe an den Marquis Costa de Beauregard aus, der, nicht begreifend, weshalb ein so bedeutender Mann sich nicht um ein Staatsamt bewerbe und eine Rolle in der Politik spiele, ihn freundschaftlich ermahnt hatte, doch nicht länger unthätig zu bleiben. Ohne eine falsche Bescheidenheit zur Schau zu tragen, setzt Cavour seinem Freunde die Gründe auseinander, die ihn bewegen im Privatleben zu bleiben, und erzählt ihm seine Lebensgeschichte von dem Tage an, da er in die Militärschule trat. Nach diesen Bekenntnissen unterrichtete er den Freund, der damals in Frankreich lebte, von dem Ministerwechsel (9. Oktober), und schildert die Ungeduld der öffentlichen Meinung, welche von der Regierung nicht nur die nationale Unabhängigkeit, sondern auch die Freiheit verlange. (Brief XLIV.)

In einem wenige Tage später geschriebenen Briefe an de la Rive, wo seine Blicke sich auf die anderen Staaten Italiens richten, zeigt er sich wieder vertrauensvoller und sagt am Schlusse: „Wenn unsere Fürsten klug und geschickt sind, so muß sich das Werk unserer politischen Wiedergeburt ohne innere Zerstörungen vollziehen.“ (Brief XLV.)

Am 30. Oktober erschien plötzlich in der Gazzetta Piemontese eine Kundmachung, welche alle die Reformen ver-

---

[1]) Cavour erwähnte dieses Vorfalles in der Sitzung vom 17. Januar 1857: „. . . Obwohl in jener Gesellschaft keine extremen Prinzipien herrschten (man lacht), ließ mich der Präsident, Cäsar Saluzzo, der mein Jugendfreund war und mich lieb hatte, zu sich rufen, und sagte mir, ich solle zum Besten der Gesellschaft aus der Direktion treten (Heiterkeit) . . . und ich war doch kein so arger Revolutionär! (Heiterkeit) . . . Zu jener Zeit aber mußten auch ganz gemäßigte Leute aus der Direktion der Kinderbewahranstalten ausscheiden, um nicht den Ruin dieser Anstalten herbeizuführen.“

sprach, die Piemont den beiden andern zu Reformen gelangten Staaten, Toskana und Rom, an die Seite stellen sollte: Eine konsultative Regierung, ein neuorganisirter, durch Provinzialmitglieder verstärkter Staatsrat und erweiterte Befugnis für denselben wie für die Provinzial- und Kommunalräte. Den folgenden Tag wurde die Zentralzensur abgeschafft, und für jede Provinz eine Zensur nach Art des Appellationsgerichts eingeführt, unter der Kontrole einer obern Revisionskommission, zu deren Präsidenten der bekannte Verfasser des Buches Storia della legislazione italiana, der Graf Federigo Sclopis, welcher das Amt eines Generaladvokaten bekleidete, ernannt wurde.[1])

In Betracht der Gesinnungen des Königs, der bei allen freiheitlichen Fortschritten eben so langsam war, wie er sich bei der Frage der Unabhängigkeit rührig zeigte; in Betracht der vielen Hindernisse, welche der Einführung eines liberalen Regierungssystems in Piemont im Wege standen, begrüßte Cavour diese der subalpinen Bevölkerung gewährten Zugeständnisse, wenn auch nicht mit Enthusiasmus, so doch mit Freude, und zwar als Vorboten künftiger weit ausgedehnterer Freiheiten, zu denen der Monarch durch die Macht der Umstände genötigt werden würde, wenn man ihm Garantien für einen weisen, geregelten Fortschritt geben könnte.

Die erste Zeit von Cavours Laufbahn war voll Widerwärtigkeiten, voll Feindschaften, voll Angst und Sorgen.

---

[1]) Der Graf Sclopis (1798—1878), welchen der König sehr hoch schätzte, wurde zum königlichen Regierungsrat ernannt, und besonders mit den Angelegenheiten zwischen Staat und Kirche beauftragt, auch war er Mitglied der Kommission, welche den Albertinischen Kodex vorbereitete. (20. Juni 1837.) Zu seinen bedeutendsten Werken gehören: La Storia dell' antica legislazione del Piemonte (1833); La Storia della legislazione italiana (1840—1844). Biographie von Matteo Ricci.

Fast zwei Jahre hindurch war er dem unglaublichsten Mißtrauen, den dümmsten, bösartigsten Verleumdungen und herbem Spotte ausgesetzt. Als er bald nach Verkündigung der Reformen von Leri nach Turin gekommen war, um einer Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins, in der irgend ein politisches Argument erörtert werden sollte, beizuwohnen, trat im Moment seines Erscheinens eine plötzliche Stille ein, und als er um das Wort bat, verließen die Mitglieder, die fast alle der demokratischen Partei angehörten, den Saal.[1])

Vielleicht stieg bei dieser Gelegenheit in Cavour der Gedanke auf eine Zeitung zu gründen, welche die Ideen der gemäßigten liberalen Partei vertreten sollte. Die Aktionäre und Mitarbeiter waren bald gefunden, und so erschien am 15. Dezember die erste Nummer des neuen Journals unter dem Titel Il Risorgimento.

Das von Cäsar Balbo entworfene und unterzeichnete Programm enthielt folgende Hauptpunkte: 1. Unabhängigkeit. 2. Eintracht zwischen dem Regenten und dem Volke. 3. Fortschritt auf dem Wege der Reformen. 4. Bündnis der italienischen Fürsten unter sich. 5. Mäßigung, auf Kraft und Ordnung gestützt.

---

[1]) Unter den Anwesenden befand sich der Advokat Michelangelo Castelli (1808—1875), ein früherer Anhänger Mazzinis, der später gemäßigtere Ideen angenommen und vor kurzem eine Broschüre veröffentlicht hatte: Saggio di un' opinione moderata in Italia. Beschämt über das Betragen seiner Kollegen blieb er im Saale, näherte sich dem Verlassenen, mit dem er bis dahin in gar keiner Beziehung gestanden hatte, und reichte ihm die Hand. Cavour drückte ihm gerührt die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, mit der Zeit werde ich diesen Herren zeigen, daß ich nicht der bin, für den sie mich halten." Das war der Anfang der späteren intimen Freundschaft zwischen Cavour und Castelli.

Die erste Nummer brachte Artikel von Santa Rosa, Castelli, Cavour. Letzterer hatte einen Aufsatz „Über den Einfluß der Reformen auf die ökonomischen Zustände Italiens“ geschrieben. Im Namen des Journals sprechend, und den in seinen früheren Schriften vertretenen Prinzipien treu bleibend, drückte sich Cavour folgendermaßen aus: „Das Journal wird nicht zögern, sich entschieden für die Handelsfreiheit auszusprechen, aber es wird sich bemühen, mit Klugheit auf dem Wege der Freiheit vorwärts zu schreiten, damit der Übergang allmählich und ohne große Störungen vor sich gehe.“

In der zweiten, am 21. Dezember gedruckten Nummer nahm Cavour den Titel des Direktors und verantwortlichen Redakteurs des Blattes an, welches aber erst vom 1. Januar 1848 an regelmäßig erschien.

Ende Dezember veranstaltete der Turiner Handelsstand ein Festmahl zur Feier der Reformen, an welchem auch Cavour teilnahm. Viele Reden wurden gehalten, viele patriotische Toaste ausgebracht. Auch Cavour sprach, und ohne von dem hohen patriotischen Standpunkt der früheren Redner herabzusteigen, setzte er mit meisterhafter Klarheit die Interessen des Handels auseinander, wie auch die Vorteile, welche dieser von den Neuerungen und von den vom Fürsten bewilligten Freiheiten zu erwarten habe. Seine Rede fesselte die Zuhörer und erntete reichen Beifall, besonders als er, von der Seidenindustrie sprechend, bewies, wie ihr die Freiheit des Austausches ein neues weites Feld eröffnen und frisches Leben einflößen werde.

[1848.] — Cavour hatte richtig vorausgesehen. Je mehr man die am 30. Oktober versprochenen Reformen zur Anwendung brachte, desto mehr stellte sich heraus, daß es un-

möglich war, den Staat in diesem Mittelzustande zwischen der absoluten Monarchie und der konstitutionellen zu lassen. Die Präliminarzensur machte die Regierung für alles, was mit ihrer Genehmigung gedruckt wurde, verantwortlich, und die Kritik, die ihr Verhalten besprach, ohne daß sie sich dagegen verteidigen konnte, gereichte ihrer moralischen Autorität zu großem Schaden.

Der Umstand, daß die Minister nur dem Monarchen verantwortlich waren und daß sich die Bürger bei deren Ernennung oder Entlassung nicht beteiligen durften, lockerte die Bande zwischen Regierung und Volk und gab Veranlassung, daß man dem Gouvernement die Schuld aller Übelstände zuschrieb. Auf diese Weise wurden die Reformen, die man zuerst für so äußerst zweckmäßig und nützlich gehalten hatte, in der That ein Hindernis für den guten Fortschritt der allgemeinen Sache.[1])

Cavour war der erste, der den Mut hatte, einen Versuch beim König zu wagen, um ihm die Notwendigkeit vorzustellen, aus diesen Zuständen herauszutreten und die Konstitution zu gewähren. Das geschah unter folgenden Umständen.

Die Genueser hatten, nach den Nachrichten aus Turin, fest darauf gerechnet, der König werde beim Jahreswechsel die politischen Sträflinge aus den Jahren 1821 und 1833 begnadigen, den Preis des Salzes herabsetzen und die Bürgerwehr bewilligen. Nichts von alledem geschah. — Da sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, wälzten sie die Schuld auf die Jesuiten, deren Einfluß auf die fromme Seele des Königs bekannt war.

---

[1]) Caesar Alfieri, per D. Berti, pag. 69.

Versammlungen und Tumulte fanden statt, und es erscholl der Ruf: Morte ai gesuiti: vogliamo vere riforme! Endlich wurde beschlossen, eine aus den höhern Ständen gewählte Deputation mit einer Petition nach Turin zu senden, um vom Könige die Errichtung einer Bürgerwehr und die Vertreibung der Jesuiten zu fordern.

In der Hauptstadt des Reiches hatten die Ereignisse von Genua große Aufregung hervorgebracht, und das besonders unter den jungen Leuten und in den exaltirten Köpfen, und als diese Deputation erwartet wurde, war die Anzahl derer, die sich mit ihr vereinigen und zum König gehen wollten, nicht gering. An demselben Tage beschlossen die Zeitungsdirektoren im Einverständnis mit mehreren angesehenen Personen, die dem Volke und der Jugend Vertrauen einflößten, sich im Hotel de l'Europe zu versammeln, um über das Verhalten zu beraten, das man beobachten müsse, damit die öffentliche Ruhe nicht gestört werde und die Eintracht zwischen Thron und Volk erhalten bleibe.

Der Marquis Robert d'Azeglio (Massimos Bruder) führte den Vorsitz in dieser Versammlung. Unter den Anwesenden waren der Oberst Giacomo Durando, Direktor der „Opinione", der Graf Cavour, Direktor des „Risorgimento", sein Gegner aus den Zeiten des landwirtschaftlichen Vereins, Lorenzo Valerio, welcher in der „Concordia" die demokratische Fahne erhoben hatte; der Rechtsanwalt Brofferio, Direktor des alten „Messagere Torinese", Francesco Predari, Direktor der „Antologia Italiana", Santa Rosa, Castelli, Giovanni Lanza, Riccardo Sineo, G. F. Galvagno und andere mehr oder weniger bekannte freisinnige Männer. Cäsar Balbo war durch Krankheit verhindert der Versammlung beizuwohnen.

Lorenzo Valerio, der zuerst sprach, schlug vor, man sollte sich der Deputation anschließen, um die Genueser nicht in der Klemme zu lassen, und solle ihr Gesuch um Errichtung der Bürgerwehr, welche bei dem bevorstehenden unvermeidlichen Kriege mit Österreich sehr nützlich sein könnte, ebenso wie die vom Volke so sehnlichst gewünschte Vertreibung der Jesuiten unterstützen. Angelo Brofferio, welcher nach Valerio sprach, trat dessen Vorschlägen bei.

Nun kam Cavour an die Reihe, der in seinem eignen wie im Namen seiner politischen Freunde vom „Risorgimento" sprach. Ein Auszug aus seiner Rede wird in einem Briefe von Santa Rosa an Gioberti, vom 18. Januar 1848, folgendermaßen wiedergegeben:

Camillo Cavour meinte in unser aller Namen, man müsse der Frage eine größere Tragweite geben. Durch die Ereignisse von Genua sei bewiesen, daß die Regierung, da sie bei dem neuen System nicht imstande war, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nötigen Gesetze an Stelle der früheren zu schaffen, jeden moralischen Einfluß verloren habe.

Die regierenden Männer genössen kein Vertrauen; der König zeige sich in gewissen Dingen schwankend. Das alles verursache eine abnorme Lage und bahne den Weg zu Unruhen und Aufständen. Es wäre ganz gut sich der Deputation von Genua anzuschließen, um ihrem Gesuche größeren Nachdruck zu geben, aber es scheine ihm, man müsse mehr verlangen. Und da es sich darum handle, dem Könige auf eine gewiß nicht ungesetzliche Weise ein Bittgesuch vorzulegen, so erheische die dem Vaterlande drohende Gefahr, daß man die Regierung warne und anfrage, ob jetzt nicht ein organisches Gesetz an der Zeit sei, welches, auf

parlamentarische Formen gestützt, die Regierung stärken und die Nation beruhigen würde.

Hier nun stellt Cavour folgendes Dilemma auf: Entweder der König weigert sich das Gesuch der Genueser anzunehmen, oder er giebt nach. Im ersten Falle, dem wahrscheinlicheren, wäre es unnütz sich anzuschließen, um das Geringere und nicht das Höhere (il meno e non il più) zu verlangen. Giebt der König aber nach, so wird das ein neuer Beweis sein, daß die Regierung jede Kraft und jede Autorität eingebüßt hat, indem sie sich erniedrigt, jede beliebige Konzession zu machen. Eine solche Regierung kann keinen Respekt einflößen und keine Garantie bieten für Aufrechterhaltung der Ordnung oder öffentlichen Sicherheit. Wenn man nun aber darüber hinaus fordert, d. h. eine Konstitution oder wenigstens eine repräsentative gesetzgebende Versammlung, so wird die Frage ganz und gar eine andere. Weigert sich der König, so wird das ebensoviel sein, als ob man das Wenige gefordert hätte, aber er würde doch dann wenigstens die Wünsche und Bedürfnisse der Nation kennen. Willigt er ein, so haben wir nicht mehr eine schwache Regierung, sondern wir haben eine neue Regierung, welche für die Schwächen der früheren nicht mehr verantwortlich ist, und dann werden wir die Bürgerwehr als eine unerläßliche Folge der Neuerungen haben, ebenso die Vertreibung der Jesuiten, welche der König von sich aus niemals bewilligt.[1])

Lorenzo Valerio stand sofort auf, um Cavours Vorschlag zu bekämpfen. Er bestritt dessen Opportunität und

---

[1]) Der Pater Antonio Bresciani erzählt, daß der König Karl Albert bei einer Audienz, die er ihm am 18. Mai 1846 erteilt, gesagt habe: „Sagen Sie dem Obern, so lange ich regiere, wird Euch niemand anrühren. Seid ohne Sorgen. Ich habe Euch immer beschützt und werde Euch auch ferner beschützen.“ — Cantù, Cronistoria, t. II.

behauptete, wenn die Versammlung die Konstitution fordere, so überschreite sie den Willen des Volkes, und zwar auf die Gefahr hin, den König aufzubringen. Damit würde man den Genuesern eine Schmach bereiten und die Unordnungen, die man verhüten wolle, gerade hervorrufen. Er fügte hinzu, daß es sehr unpolitisch wäre, die Frage so zu verwickeln. Die Vertreibung der Jesuiten und die Bewaffnung des Landes seien mehr als hinreichend, um die Gemüter zu beruhigen. Außerdem sei die Versammlung zu einem bestimmten Zwecke berufen worden, und die Majorität habe keine Befugnis, denselben zu ändern.

„Die wirklichen Gründe — schreibt de la Rive —, welche Valerio veranlaßten, Cavours Vorschläge zu bekämpfen, verschwieg er freilich vor der Öffentlichkeit, seinen Freunden aber sagte er: Was wird das für eine Konstitution sein, die wir da fordern sollen! Irgend eine Konstitution à l'anglaise, mit einem Wahl-Zensus, vielleicht mit einem Oberhaus und sonst allerlei aristokratischem Ausputz. Ihr kennt doch diesen Mylord Camillo, den größten Reaktionär des Königreichs, diesen Anglomanen vom reinsten Wasser, den Todfeind der Revolution. Eine Konstitution, wie liberal auch immer, würde uns übrigens heute nicht nur unnütz, sondern sogar nachteilig sein, denn sie würde unsere Rechte, unsere Fortschritte beschränken; sie würde das Zentrum der Aktion verschieben, die Bestrebungen des Volkes ersticken und den Lauf der Revolution hemmen."

Während die „offiziellen" Worte Valerios bei einigen Konservativen der Versammlung Anklang fanden, weil ihnen dadurch ein Mittel geboten wurde sich von dem Wege, auf dem Cavour sie vorwärts treiben wollte, zu entfernen, verband sich auch die demokratische Partei, durch ihre Führer angeregt, mit jenen, um Cavours Vorschläge zu verwerfen. Nur Brofferio machte eine Ausnahme; er hielt sich zum Direktor

des „Risorgimento“ und sagte: Ich werde stets zu denen gehören, die das Meiste fordern.[1])

Natürlich erwiederte Cavour auf Valerios Rede. Aber er begriff wohl, daß sein Antrag, wenn auch von der Versammlung angenommen, keinen so entschiedenen Einfluß auf den König ausüben könne, als wenn er einstimmig votirt worden wäre. Seiner Erwiederung folgte eine heftige Diskussion, nach welcher folgender Beschluß mit Stimmenmehrheit genehmigt wurde: „Angesichts der bedenklichen Vorfälle in Ligurien solle man von dem großmütigen Herrscher die hohe Gnade einer öffentlichen Assemblee erbitten, in welcher die Meinungen, die Interessen und Bedürfnisse der Nation vertreten wären.“ Zu gleicher Zeit that man bei der Genueser Deputation die nötigen Schritte, um dieselbe zu bestimmen, die Ausführung ihres Mandats noch hinauszuschieben.

Am nächsten Tage wurde im Hause Robert d'Azeglios eine zweite Versammlung gehalten, an welcher alle diejenigen teilnahmen, die für Cavours Vorschläge gestimmt hatten. Man hatte erfahren, der Deputation aus Genua sei der Empfang beim Könige verweigert worden, ja der Polizeipräsident habe ihnen bedeutet, Turin zu verlassen. Darauf wurde einstimmig beschlossen, an den König, unabhängig davon, ein dem am vorigen Abend angenommenen Beschlusse entsprechendes Memorial zu richten. In demselben Augenblick traten Valerio, Sineo und andere Anhänger der „Concordia“ in den Saal, und ihre Weigerung, dem Beschluß beizutreten, fachte so heftige Streitigkeiten an, daß der Vorsitzende für ratsam hielt, die Versammlung ohne weiteres zu schließen.

---

[1]) Angelo Brofferio, Storia del Piemonte dal 1814 ai giorni nostri. Parte terza, pag. 26. (Torino Ferrero e Franco, 1851.)

Diese beiden Versammlungen im Hotel de l'Europe und im Hause d'Azeglios gaben Anlaß zu hunderterlei widersprechenden Gerüchten, und Cavour vor allen wurde dem Könige als der Mann bezeichnet, der die aufrührerischsten Reden gehalten hätte. Da er sich angeklagt und verleumdet sah, verfaßte er, im Einverständnis mit den Direktoren der „Antologia", des „Messagero" und der „Opinione", einen treuen Bericht der fälschlich angeschuldigten Thatsachen. Aber die Zensur in Turin verbot die Veröffentlichung dieses Dokumentes, das nun den römischen und toskanischen Zeitungen zugeschickt und dort sofort gedruckt wurde. Gleichzeitig wurde auch dem Könige eine Kopie mit einem Begleitschreiben zugesandt, das Cavour selbst französisch geschrieben und das auch seine Kollegen unterzeichnet hatten. Dieses Schreiben lautete:

Majestät! Die Ankunft der Genueser Deputation in Turin und die Befürchtung, die öffentliche Ordnung in unserer Stadt gestört zu sehen, haben einige bei der periodischen Presse beteiligte Personen veranlaßt, sich zwei Tage nach einander zu versammeln, um die wichtigen politischen Ereignisse des Landes gemeinschaftlich zu besprechen. Die Vorgänge in diesen Versammlungen sind böswillig entstellt worden und haben verleumderische Gerüchte veranlaßt. Zu dem Zwecke, diese Gerüchte zu widerlegen, hatten die Direktoren von vier in Turin erscheinenden Zeitungen beschlossen, die Wahrheit ans Licht zu bringen durch einen gemeinschaftlich verfaßten treuen Bericht der Thatsachen, der in ihren Zeitungen abgedruckt werden sollte. Da aber die Zensur aus höheren Rücksichten (par des motifs de haute convenance) es nicht für gut befunden hat, die Veröffentlichung dieser Schrift zu gestatten, so erlauben sich die unterzeichneten Direktoren der oben genannten Zeitungen, Ew. Majestät eine Abschrift davon vorzulegen, nur zu dem Zwecke, Ew. Majestät die darin ausgesprochenen Meinungen und das Ver-

halten in jenen Versammlungen in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Die Unterzeichneten wagen zu hoffen, daß, welches auch das Urteil Ew. Majestät über die betreffenden Begebenheiten sei, dieselbe geruhen werde zu erkennen, wie der einzige Zweck der war, die Hoheit des Thrones und die Stärke der Regierung mit dem wirklichen Interesse des Landes zu vereinen.

C. Cavour. F. Predari.
G. Durando. A. Brofferio.

Dieser Brief und das Dokument, dessen Berücksichtigung er dem Monarchen anempfehlen sollte, wurde, da die Unterzeichner keinen Zutritt bei Hofe hatten, durch die Post als den einzigen Weg, der ihnen offen stand ohne sich zu kompromittiren, an den hohen Adressaten befördert.

Der Überbringer war ehrlich. Der König empfing und las die Schrift; und wenn er sich auch von der Güte der ihm erteilten Ratschläge nicht überzeugen konnte, so mußte er doch einsehen, daß wenigstens das Verfahren nicht aufrührerischer Natur gewesen war, wie man ihm berichtet hatte.

So endete — schließt sehr richtig de la Rive — ein Zwischenfall, der Cavour zur Ehre gereicht und in einem politischen Verlauf, dessen Anfang und Ende er bildet, hervorgehoben zu werden verdient, mit seiner Niederlage.

Diese Episode zeigt uns die Regierung und die Revolution, diese beiden so erbitterten Feindinnen, in voller Aktivität sich gegenüberstehen, und das in einem Augenblicke, wo Cavour — freilich ohne sein Ziel völlig zu erreichen — bereit war, sein Leben hinzugeben, um diesen Antagonismus zu mildern, seine Natur zu ändern und die feindlichen Mächte zu versöhnen. Bei diesem ersten Konflikt entscheidet er sich sofort, oder besser gesagt, er nimmt sofort die Stellung ein, die er bis an sein Ende behaupten wird: die Stellung eines regierenden Mannes mit kühner Initiative, aber mit wohlerwogenen, festen Absichten.

Einige Tage darauf hatte der Marquis Robert d'Azeglio, welcher während der Regierungszeit von Karl Felix in freundschaftlichem Verhältnis mit Karl Albert gestanden hatte, eine lange und vertraute Unterredung mit diesem. Er bemühte sich, ihn herumzubringen und zur Einräumung größerer politischer Freiheiten zu bewegen. Der König erklärte sich mehr als jemals bereit, für die Sache des Vaterlandes zu handeln, und gab zugleich die Mittel an, die man nach seiner innersten Überzeugung hauptsächlich anwenden solle, um das hohe Ziel zu erreichen. Er behauptete, Italien sei durch seine Zersplitterung dem einigen Österreich gegenüber schwach. Ein einziger unter den italienischen Fürsten besäße Truppen, die aber für das Unternehmen nicht stark genug wären. Die andern wären entweder feige oder von Österreich beherrscht. Er habe kein Vertrauen in die liberale Partei, die viel verspricht und wenig hält. Man brauche Soldaten und nicht Advokaten. Piemont allein habe einen Kern von wackern Männern, aber wenige; das kleine Piemont sei aber dem kolossalen Österreich nicht gewachsen. Das einzige Mittel, seine Kraft zu vermehren, sei die Einheit des Kommandos und die Disziplin des Heeres. Darum würde eine konstitutionelle Verfassung für den guten Erfolg des Unternehmens gefährlich sein, denn sie würde die Tribüne den Juristen überlassen und durch den tribunizischen Nimbus die Kraft der Regierung schwächen, wodurch die Disziplin erschüttert und das Kommando erschwert werden würde. Mit diesen Worten erhob er sich und rief, seinen Zuhörer fixierend: Marquis d'Azeglio! Ich will wie Sie die Befreiung Italiens, und eben darum, merken Sie sich das, werde ich meinem Volke niemals die Konstitution geben.

Wenige Tage nach diesem „Niemals“ versprach Karl Albert seinem Volke die Konstitution.

Als die Nachricht in Turin eintraf, Ferdinand II., durch den Aufstand in Sizilien und die Unruhen in Neapel gezwungen, habe am 29. Januar den Entwurf einer Verfassung öffentlich verkündigt, da sah jeder vernünftige Mensch voraus, diese so ersehnte That werde nun auch ähnliche Wünsche in allen andern Staaten Italiens erwecken. Am 3. Februar erschien im „Risorgimento“ ein Artikel von Cavour über dieses Ereignis (Sulla costituzione data dal Re di Napoli), in welchem er, frei von jeder Regung des Neides, seine Freude darüber ausdrückt, daß die Vorsehung dem Königreich Neapel diese gerechte Entschädigung für das große, so viele Jahrhunderte hindurch erlittene Elend gewährt habe, nämlich den Ruhm, das erste unter den italienischen Völkern zu sein, welches den Segen einer freien Regierung in seiner ganzen Fülle genießen könne. Der Aufsatz endete mit den Worten:

„Aber was unsern Hoffnungen einen sichern Halt giebt und sie für uns sowie für alle Männer mit gesundem Urteil und redlichem Herzen in Gewißheit verwandelt, das ist vor allem das unbegrenzte Vertrauen, das wir in die edle und hohe Gesinnung, in die Einsicht unsrer Fürsten setzen. Italien baut auf sie. Rom, Florenz, Turin sind überzeugt, es werden Pius, Leopold, Karl Albert, diese erhabenen Schirmherren der italienischen Auferstehung, ihr ruhmreiches und unvergleichliches Werk zu vollenden wissen, indem sie zu dem glänzendsten Gebäude unserer Zeit — der italienischen Freiheit — einen tiefen und festen Grund legen.“

Den Redakteuren der „Concordia“, welche bei ihren nahen Beziehungen zum Grafen Castagnetto den Widerwillen des Monarchen gegen eine Verfassung am besten kannten, schien

derselbe unbesiegbar, und sie kehrten nun wieder, gerade in jenen Tagen, zu ihrer früheren Idee zurück, nämlich die Nationalgarde anstatt der Konstitution zu fordern. [1]) Ihr bedeutendster Redner, der Advokat Riccardo Sineo, behauptete daher in der Sitzung des Turiner Stadtrats vom 5. Februar, mit großem Nachdruck die Wichtigkeit und den Vorrang dieser Forderung vor der einer Verfassung. In letzterem Sinne hatte Santa Rosa in derselben Sitzung gesprochen. Auch Cavour nahm seinerseits den Kampf wieder auf, um mit Mut und Offenheit die bereits in der Versammlung im Hotel de l'Europe vorgetragenen Ideen zu verteidigen. Und er hoffte sie durchzusetzen, obgleich er wußte, daß sie mit den Gesinnungen des Fürsten im Widerspruch standen. Der am 6. Februar geschriebene und am folgenden Tage gedruckte Artikel — am Vorabend des Versprechens einer Verfassung — bekundet wunderbaren Scharfblick und Feinheit und läßt die Sorgfalt erkennen, mit welcher der Verfasser die geeignetsten Argumente heraussucht, um auf das furchtsame religiöse Gemüt des Fürsten einen tiefen Eindruck zu machen, und ihm auf zarte Weise Ideen und Ansichten unterzuschieben, die ihm zur Ehre gereichen und ihm die Achtung der klügsten Progressisten erwerben mußten. Denn das war eine besondere Gabe Cavours — als Journalisten —, daß er seine Artikel den Bedürfnissen des Augenblicks anzupassen und Argumente zu brauchen wußte, die direkt zum Ziele führten, wenn sie

[1]) Sie befolgten den Rat Giobertis, welcher in einem Briefe aus Paris vom Januar 1848 an Valerio geschrieben hatte: „Der König von Sardinien wird das Seinige thun, wenn er den schon begonnenen Reformen die Bewaffnung der Bürger zur Verteidigung der allgemeinen Freiheit hinzufügt. Es ist sogar das richtigste, seine Bereitwilligkeit nicht durch andere Forderungen, die ihm mißfallen könnten, zurückzuschrecken.“ Ricordi biografici e carteggio di V. Gioberti, vol. III., pag. 21.

auch vielleicht nicht immer die besten waren. Nach Jeffreys Maxime betrachtete er einen Artikel wie eine That: Scribere est agere. Als Beispiel seiner Art, die Fragen zu behandeln, bringen wir hier den ganzen Artikel. Derselbe verrät den künftigen Staatsmann, der einst das Regieren verstehen wird, wie er jetzt das Schreiben versteht. Der Stil freilich trägt den Stempel der Zeit.

Über die Bürgerwehr.[1]) — Schon seit langer Zeit war der Wunsch, bei uns die Bürgerwehr eingerichtet zu sehen, immer lebendiger, allgemeiner und schließlich zu einem unwiderstehlichen einstimmigen Wunsche geworden. Das konnte nicht anders sein. Den immer mehr zunehmenden Kriegsrüstungen des Auslandes und der nach Ausflüchten haschenden Politik unserer Nachbarn gegenüber, war es erklärlich, daß der Patriotismus des Landes erregt wurde, und alle von Vaterlandsliebe beseelten Männer Waffen und Einrichtungen verlangten, um bereit zu sein, den bevorstehenden Gefahren Widerstand leisten zu können.

Aber diesem Grunde gesellte sich noch ein anderer, nicht weniger legitimer, nicht weniger mächtiger Grund hinzu, die Errichtung einer Bürgerwehr erwünscht zu machen.

Die Reformen von Karl Albert haben, wenn sie auch in der Anwendung beschränkt sind, bei uns einen breiten Grund gelegt zu den wahren Prinzipien, welche die moderne Gesellschaft beherrschen; zu den wahren Prinzipien der bürgerlichen Freiheit. Dies war, daran kann man nicht zweifeln, die entschiedene Absicht unseres erhabenen Königs, als er sie erteilte. Sobald er eingesehen hatte, daß das Volk, dank seiner väterlichen Fürsorge, zu einem hohen Grade von Reife gelangt war, entschloß er sich freiwillig dazu, das alte Regierungssystem in ein anderes, den heutigen Zuständen angepaßteres zu verwandeln, welches den bei allen zivilisirten

---

[1]) Dieser Artikel ist wörtlich in der harten, ungelenken Sprache Cavours wiedergegeben. (Anmerk. d. Übers.)

Völkern eingeführten Systemen gleichkommt: zu einem konstitutionellen System. Jedoch von jener Fürsorge geleitet, die er stets für das Wohl seiner Unterthanen zeigt, wollte er diese große Umgestaltung auf eine kluge fortstrebende Weise bewerkstelligen, um jene Schwierigkeiten zu vermeiden und Gefahren zu verhüten, die, wie die Geschichte uns lehrt, bei allen Übergangsperioden fast unvermeidlich sind. Vielleicht schienen diese Schwierigkeiten, diese Gefahren vor der Erteilung der Reformen größer, als sie in der That waren. Schon bei einer anderen Gelegenheit haben wir erwähnt, daß das Verhalten des Volkes, der fast einstimmige Beistand des Klerus und der Patrizier unbestreitbar bewiesen haben, wie die piemontesische und ligurische Bevölkerung völlig vorbereitet war für die Freiheit und für das Schicksal, zu dem ihr König sie berufen hatte.

Wir haben, im Verein mit der ganzen Nation, dieser klugen Politik, die uns mit so weiser Leitung auf die Bahn des Fortschritts führt, unsern Beifall gezollt; und indem wir mit Freude und Dankbarkeit die vollzogenen Reformen annehmen, vertrauen wir auf die Aufrichtigkeit des Monarchen und auf die Macht der Zeit, um eine schnelle und regelmäßige Entwicklung der segensreichen Prinzipien, die diese Reformen enthalten, zu erhoffen.

Eine der ersten und wichtigsten Anwendungen dieser Prinzipien sollte die Einrichtung der Bürgerwehr sein. Ein Volk, das auf dem Wege der Freiheit vorwärts schreitet, muß natürlicherweise bewaffnet zu sein wünschen, um diese Freiheit zu behüten, um zu verhindern, daß sie nicht ausarte. Dieser Wunsch ist so natürlich, daß auch die einfachsten Bürger, die am wenigsten Gebildeten ihn als eine unerläßliche Notwendigkeit teilen müssen. Und dies ist bei uns der Fall. Der gesunde Volkssinn hat eingesehen, daß die Bürgerwehr die unmittelbare und natürliche Folge der Reformen sein müsse, und so hat die Nation diesen dringenden Wunsch gefühlt und geäußert.

Diesen innern Gründen gesellten sich äußere hinzu. Die Frage der Bewaffnung der Bürger wurde immer dringender

und verdiente, vor noch ganz kurzer Zeit, mehr als jede andere Frage die Aufmerksamkeit der Obrigkeit und der Regierung auf sich zu lenken.

Aber als in Piemont die regelmäßige Entwicklung der in den Reformen verkündigten Freiheitsprinzipien sich vollzog, waren die Gemüter ganz besonders mit Einrichtung der Bürgerwehr beschäftigt. In Neapel verkündigte der König, durch die Ereignisse gezwungen, ohne Beschränkung, ohne Vorbehalt die letzte Konsequenz dieser Prinzipien: das Konstitutionalsystem.

Dieses Ereignis übte bei uns einen ungeheuren Einfluß aus, der von Stunde zu Stunde wächst.

Wir sahen ein Brudervolk schnell zu dem Ziele gelangen, nach dem wir streben; die großen konstitutionellen Wahrheiten, welche man ihm fast verborgen gehalten hatte, wurden ans Licht gebracht. Das alles erweckte tausendfach den in allen Herzen heimlich genährten Wunsch, sofort jene heilsamen politischen Einrichtungen zu erlangen, zu welchen uns unsere Regierung auf eine kluge, aber vielleicht zu langsame Weise hinzuführen beabsichtigt.

Die Ereignisse von Neapel haben Worte laut werden lassen, die jeder im stillen dachte, ohne zu wagen, sie auszusprechen. So öffneten sich die Augen der ganzen Nation, um die großen Prinzipien eines konstitutionellen Systems zu erfassen, das vor einigen Tagen nur der Wunsch aller gebildeten Männer war und das nun der Wunsch fast aller Bürger ist. Ebenso feurig wie man vorher die Bürgerwehr begehrte, fordert man jetzt die parlamentarischen Formen, diese höchste und wesentlichste Wohlthat, welche eine starke und freisinnige Regierung gewähren kann.

Da dieses der wahre Zustand der öffentlichen Meinung ist, so zögern wir nicht die Behauptung aufzustellen, daß, wenn die Gründung der Bürgerwehr allein, vor der Konstitution von Neapel, als die natürliche Folge des Reformsystems und deshalb als eine höchst weise Handlung des Königs zu betrachten war, sie jetzt, ohne das konstitutionelle

System, eine wirkungslose, ja vielleicht gefährliche Konzession sein würde.

Den Gründen, welche für die Errichtung einer Bürgerwehr sprachen. konnte man vor einigen Tagen noch den wesentlichen Grund hinzufügen, daß dadurch den Wünschen der Bevölkerung eine augenblickliche Befriedigung gewährt worden wäre; jetzt wäre dieses Ziel nicht mehr zu erreichen, denn dieser Wunsch ist durch einen dringenderen, berechtigteren, logischeren Wunsch verdrängt worden.

Die Freiheiten, die man Neapel zugestanden und die sich in Toskana [1]) vorbereiten, haben in unserer Bevölkerung das schon seit lange lebendige Gefühl, auch von seiten ihres Fürsten ähnliche Wohlthaten zu verdienen und zu erwarten, von neuem angeregt. Bis jetzt hatte das Volk nur in weiter, unbestimmter Form den Schimmer dieses großen politischen Lichtes gewahrt, aber es war von der Gewißheit durchdrungen, daß die Regierung seit lange ihr Auge darauf gerichtet hatte; darum willigte es in eine Lehrzeit, die man ihm als eine Notwendigkeit für die feste Gründung der Freiheit vorgestellt hatte.

Aber die Gründung eines Parlaments in Neapel und in Florenz, in einer Bevölkerung, welche mit oder ohne Grund von ganz Europa für weniger reif zum konstitutionellen Leben gehalten wird als wir, hat alle Argumente, durch die man die Notwendigkeit einer Übergangsperiode beweisen will, zerstört. Es ist fortan unmöglich, ernsthaft und aufrichtig behaupten zu wollen, die Piemontesen und die Ligurier seien nicht reif genug für Einrichtungen, die man für Neapel und Toskana passend gefunden.

Die göttliche Vorsehung beschleunigt natürlich die Entwicklung dieser Fortschrittsbewegungen, welche von dem starken und wohlwollenden Sinn dessen, der uns regiert, ausgegangen sind. Ein Übergangssystem, das in ruhigen Zeiten vorzüglich ist, wird für stürmische Zeiten

[1]) In Toskana war die Konstitution am 7. Januar versprochen und am 17. Februar proklamirt worden.

unzweckmäßig, wenn es nicht sogar unvorhergesehene Gefahren nach sich zieht.

Darum wiederhole ich: Wozu würde jetzt die Errichtung einer Bürgerwehr allein dienen? Zu einer momentanen Beruhigung der öffentlichen Meinung? Gewiß nicht! — Die öffentliche Meinung hat unwiderruflich höhere und sichrere Ziele im Auge. Ist es zu hoffen, daß die gegenwärtige Gährung im Volke sich durch einige Konzessionen oder durch den Wechsel der Zeiten beruhigen wird? Diese Hoffnung wäre noch trügerischer! — Jedes Schiff, das von Neapel die Nachrichten von jenem konstitutionellen Leben zu uns herüberbringt, wird den heißen Wunsch, das Verlangen im Publikum noch vermehren und es ungeduldiger und unruhiger machen.

Was wird geschehen, wenn man das neapolitanische Parlament eröffnet? Welche Gefühle wird das Echo der von der dortigen Tribüne ertönenden Stimmen in jeder Brust erwecken? Wer kann die Wirkung auf die erhitzten Köpfe der Entfernten, Harrenden voraussehen, wer das Resultat der ersten italienischen Parlamentsreden, welche die Zeitungen in jeder Form wiedergeben und kommentiren werden, ermessen? Welche moralische Kraft wird die Regierung diesen Aufregungen entgegensetzen?

Wir haben uns schon früher dahin ausgesprochen, daß es äußerst schwierig ist, ein Land, wo die Presse frei oder halbfrei ist, zu regieren ohne die Hilfe öffentlicher Debatten im Angesichte des ganzen Landes. Diese Schwierigkeit wird aber geradezu zu einer Unmöglichkeit, wenn das Werk der Presse durch die Aufregungen auf der Tribüne eines Nachbarlandes unterstützt wird, worin schon allein die größte Anregung liegt, dem Beispiel zu folgen.

Wir haben die größte Achtung vor den Staatsmännern, die uns regieren, aber ich wiederhole es, ein Ministerium, und wäre es aus Colbert, Sully, Bogino zusammengesetzt, übernimmt, wenn es mit den Wünschen der Nation nicht einverstanden ist, eine Aufgabe, welche alle menschlichen Kräfte übersteigt.

Man wird vielleicht sagen, die Bürgerwehr genüge, um die Gährung im Volke zu bemeistern. Beklagenswerter Irrtum! Gerade die Klassen, welche dieselbe bilden, sind die ersten, die den Einfluß der neapolitanischen Freiheit am stärksten empfinden werden. Obschon zum Schutze des Thrones und des Landes auserwählt, werden sie die Ungeduld ihrer Wünsche nicht zügeln können, und ihre Ungeduld wird natürlicherweise die der Nation vermehren. Welches dann die Zustände des Landes sein werden, kann man sich leicht vorstellen.

Deshalb erklären wir aus innerster Überzeugung und auf die Gefahr hin, mehreren unserer Freunde zu mißfallen, daß wir nur mit ernster Besorgnis unser Land gegenüber den italienischen Tribünen, der von Neapel, von Florenz (und vielleicht auch bald — so Gott will —) von Rom[1]) bewaffnet sehen würden, solang es noch der parlamentarischen Einrichtungen entbehrt.

Die Gefahren einer solchen Sachlage springen in die Augen; kein Staatsmann kann sie verkennen oder ihre Wichtigkeit ableugnen, diejenigen ausgenommen, welche, durch ein maßloses Vertrauen auf ihren persönlichen Einfluß verblendet, behaupten, daß sie das Land mittelst geheimer dunkler Fäden, die sie Erfahrung nennen, zu lenken und durch ihre Talente nach Belieben zu bewegen vermögen, auch trotz der außerordentlichen Ereignisse, von denen es bedrängt ist.

Aber wir wollen hoffen, unsre Befürchtungen seien unbegründet. Der Erhabene, der schon so viel für sein Volk gethan, wird sein Werk vollenden. Nachdem er das Fahrzeug lange Jahre hindurch auf dem stürmischen Meere des Fortschritts geleitet, wird er es wohlbehalten in den von seiner Weisheit bereiteten Hafen führen, und wird dann die hohe, unvergleichliche Freude empfinden, seinem Volke friedliche, unzerstörbare Freiheiten geschenkt zu haben, wodurch ihm ein erhabener Platz unter den größten Monarchen Europas gesichert bleibt.

---

[1]) Die Konstitution in Rom wurde am 14. Februar versprochen und am 14. März verkündet.

Als Cavour diesen Artikel schrieb, war des Königs Gemüt schon stark erschüttert. Am 2. Februar hatte man auf Veranlassung des Grafen Borelli einen Ministerrat gehalten, und nach reiflicher Prüfung einstimmig beschlossen, daß man dem Könige vorstellen müsse, wie die Zeitverhältnisse auf Erteilung einer Konstitution hindrängen. Am 5. Februar wurde dieser Beschluß Karl Albert mitgeteilt. Seine Bestürzung war groß, nicht nur weil er bekanntlich von unbezwinglichem Widerwillen gegen das konstitutionelle System erfüllt war, sondern auch weil er sich in seinem Gewissen gebunden glaubte; er hatte sich nämlich 1824 in Paris, als er von Spanien zurückkehrte, schriftlich verpflichtet, die Konstitution nicht zu erteilen.[1])

Der erste Gedanke, der sich ihm aufdrängte, war der, auf die Krone zu verzichten und seinem Sohne, der keine Verpflichtungen auf sich hatte, es zu überlassen, für den Frieden und für das Wohl seines Volkes, wie er es für das Beste hielt, zu sorgen. Später aber brachte der einstimmige Beschluß des Ministerrats, sowie die Meinung der angesehensten Staatsmänner und das Urteil untadelhafter Bischöfe und Prälaten ihn zu der Überzeugung, daß die 1824 unterzeichnete Erklärung nicht höher stehe als seine erste und unumstößliche Königspflicht, für den Frieden und das Wohl seiner Völker zu sorgen. Am 8. Februar erschien ein Manifest, worin Karl Albert mit edlen und würdigen Worten das Statut verkündete, und mit ihm die Erteilung aller wesentlichen Rechte, die in dem Statut ihre Sanktion finden würden.

Vierzehn Tage später wurde ein Komitee unter Cäsar Balbos Vorsitz gebildet, um ein Gesetz für die Deputirten-

---

[1]) Domenico Berti, am angef. O. Seite 75.

wahl zu entwerfen. Ein Mitglied dieses Komitees war Cavour. Seine Ansichten über den Gegenstand, welche größtenteils vom Komitee angenommen wurden, sind in vier Artikeln des „Risorgimento“, vom 12., 19., 22. und 23. Februar, weitläufig auseinandergesetzt.[1]) Er spricht sich entschieden gegen die Idee aus, welche damals in der öffentlichen Meinung sehr beliebt war, daß man die neuen konstitutionellen Einrichtungen auf die Gemeindeverfassungen gründen solle. Seinem Urteil nach müsse eine weise konstitutionelle Verfassung dahin streben, die Vereinigung der Freiheit des Volkes mit einer starken und einigen Zentralmacht herbeizuführen. Wenn man nun aber das munizipale Element zur Basis des politischen Wahlsystems machte, so würde sich der Gemeinderat in einen politischen Körper verwandeln. Die Ernennung der Abgeordneten durch die Gemeinderäte würde den Gesamtinteressen des Staates entgegen und den wahren Interessen der Gemeinde gleichfalls nachteilig sein; denn die für einen tüchtigen Administrator erforderlichen Eigenschaften genügen nicht für einen Staatsmann. Cavour führte als Beispiele, denen man folgen könnte, England, Frankreich und Belgien an. „Die politischen Experimente, sagte er, sind stets sehr kostspielig und nicht selten gefährlich. Wenn auch ein ganz neues Verfassungssystem theoretisch vorzuziehen wäre, so scheint es doch ratsamer, sich bereits bekannten und durch die Er-

---

[1]) In der Parlamentssitzung vom 10. Januar 1850, bei Beratung eines Gesetzentwurfs, welcher die Einteilung der Wahlbezirke umändern sollte, erinnerte Cavour daran, wie er das Wahlgesetz habe schaffen helfen, und sagte, daß er für dasselbe eine Art väterlicher Liebe hege. Da diese Worte von der Linken mit allgemeinem anhaltendem Lachen aufgenommen wurden, wiederholte er: „Ja, ich fühle für dieses Gesetz eine väterliche Liebe, welche mich von jeder Umänderung der politischen Prinzipien, auf denen es beruht, abhält.

fahrung erprobten Formen anzuschließen, und dies umsomehr, da die konstitutionellen Länder unaufhaltsame Mittel zum Fortschritt besitzen: die Presse und die öffentlichen Verhandlungen; durch sie kann jede Verbesserung herbeigeführt, jeder Mißbrauch beseitigt werden."

Über das Wahlgesetz im besonderen spricht Cavour folgende Ideen aus:

1. Aus vielen Gründen ist es wünschenswert, daß die aus der Volkswahl hervorgegangene beratende Versammlung so zahlreich wie möglich sei. Die Abgeordnetenkammer muß eine große Anzahl Fachmänner aufnehmen, welche befähigt sind, die vielen und verschiedenen Gegenstände, die ihrer Beratung unterliegen, zu behandeln. Diese zusammenwirkende Kraft von Kenntnissen und speziellen Fähigkeiten kann man aber nur in einer zahlreichen Versammlung erwarten, denn sonst bliebe ja kein Raum mehr für andere, welche mehr Thatkraft als Beredtsamkeit, mehr Tiefe als Schliff besitzen, und die so wesentlich zu einer guten Regierung des Landes und zur Abfassung weiser Gesetze beitragen. Eine zahlreiche Versammlung kann, eben infolge ihrer Anzahl, infolge der individuellen Eitelkeit und Meinungsverschiedenheit, weniger leicht von der machthabenden Partei gewonnen werden; sie ist imstande zu widerstehen, oder wird sich wenigstens nicht so leicht durch Pression von seiten des Volkes einschüchtern lassen. Nach Erwägung aller Umstände sollte sich die piemontesische Kammer so viel als möglich der Zahl von 200 Abgeordneten nähern, so daß ein Abgeordneter auf je 25 000 Einwohner käme.

2. Man solle das Listen-Skrutinium als den Interessen der Minorität nachteilig verwerfen, „denn eine Hauptbedingung eines guten Wahlsystems bestehe darin, daß es der Minorität einen ihrer thatsächlichen Wichtigkeit entsprechenden Einfluß in der Nationalversammlung sichere." Kollektivwahlen können ja niemals so rein sein wie persönliche Wahlen, denn sie geben immer

mehr oder weniger Veranlassung zu Unterhandlungen, zu Übereinkünften und Transaktionen, welche ihrer Würde ebenso schädlich sind, wie ihrer Unverfälschtheit. Bei dem System der kleinen Wahlkreise macht sich freilich der entgegengesetzte Nachteil geltend, indem man den Lokalinteressen eine zu große Wichtigkeit beilegt, d. h. indem man zuweilen Abgeordnete wählt, welche geneigt sind die großen Dinge den kleinen zu opfern. Aber abgesehen davon, daß dieser Nachteil durch die fortwährend wachsenden persönlichen und materiellen Beziehungen der verschiedenen Landesteile untereinander bedeutend vermindert werden wird, bringt dieses System auch wieder viele wichtige Vorteile mit sich. Außer den Garantien, die es der Minorität gewährt, und der größeren Leichtigkeit für die Wähler bei Ausübung ihrer Rechte, ist vor allem der Vorteil zu betrachten, daß der Kandidat mit dem Wähler in Berührung gebracht wird, wodurch dieser letztere besser imstande sein wird, seine Wahl nach eigenem Urteil zu bestimmen. Wenn es nun wünschenswert ist, daß die Ansicht des Abgeordneten mit der seiner Wähler übereinstimmt, so ist es noch mehr zu wünschen, daß Männer gewählt werden, deren Moralität und Aufopferungsfähigkeit für das öffentliche Wohl bekannt und erprobt ist.

Es ist vorzuziehen, daß die Kammer einige politische Männer weniger enthalte, aber daß ihre Majorität aus solchen bestehe, über deren Charakter sich die Wähler ein sicheres Urteil bilden können. Daher ist es ratsam, die Wahl nach Kreisen oder nach Provinzen aufzugeben, und sich, wie in Frankreich, für individuelle Wahlen in bequemen Bezirken zu entscheiden.

3. In einem guten Regierungssystem soll das Wahlrecht allen denen zugestanden werden, von welchen man vernünftigerweise annehmen kann, daß sie die Bedingungen genügend erfüllen, um dasselbe redlich und ohne Gefahr für die Gesellschaft auszuüben. Diese Bedingungen oder Garantien, wenn man sie so nennen will, beschränken sich auf drei:

1. Unabhängigkeit, d. h. Garantie gegen die Versuchung einer zu leichten Bestechung von seiten der Parteien oder

der Regierung. 2. Verstand, d. h. hinreichende Fähigkeiten, um ein Urteil über die Gesinnungen und den Charakter des Kandidaten fällen zu können. 3. Interesse für Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung.

Diese Bedingungen wird man gewöhnlich bei denjenigen erfüllt finden, welche entweder ein bares Kapital oder diesem entsprechende intellektuelle Mittel besitzen. Nur solche können daher annehmen, daß sie Unabhängigkeit, Kenntnisse und konservativen Sinn genug besitzen, um ihnen das Wahlrecht anvertrauen zu können.

Es blieben ihm nun noch zwei Fragen zu erörtern: die Bedingungen der Wählbarkeit; die Dauer der Legislaturperiode und die Art, auf welche diese erneuert werden sollte. Da aber inzwischen das Wahlkomitee, zu dem er gehörte, seine Sitzungen begonnen hatte, hielt er sich für verpflichtet, die im „Risorgimento" angefangenen Studien zu unterbrechen.

Bemerkenswert ist, daß Cavour, auch als er Minister geworden war, noch oft mit seinen Freunden vom „Risorgimento" zusammenkam und sich dessen rühmte, denn außer dem Studium der Mathematik habe nichts so wesentlich dazu beigetragen, ihn für die Staatsgeschäfte und die Diplomatie vorzubereiten, als der Journalismus. Ein Schriftsteller, sagte er, der seiner Überzeugung folgt und Prinzipien vertritt, und dabei genötigt ist, dem Publikum seine Gedanken mitzuteilen, erwirbt jeden Tag mehr die Gewohnheit zu unterscheiden, was er sagen und was er verschweigen soll. Täglich gewinnt er mehr und mehr jenen Takt, der bei der Behandlung öffentlicher Geschäfte so nützlich und notwendig ist. Es ist eine tägliche Schule, eine tägliche Vervollkommnung. Ich wäre kein Staatsmann geworden, wenn ich nicht Journalist gewesen wäre, und nie werde ich ver-

gessen, was ich meiner Mitarbeiterschaft am „Risorgimento“ schuldig bin.[1])

In seiner Stellung als Journalist nahm Cavour am 27. Februar an einer großen, vom Marquis Robert d'Azeglio veranstalteten und geleiteten patriotischen Prozession teil. Nach einem Tedeum in der Kirche Gran Madre di Dio bewegte sich diese Prozession durch die Via di Po nach Piazza Castello und defilirte vor dem Könige Karl Albert, der ihr, zu Pferde und von seinen Söhnen umgeben, beiwohnte. In einer Skizze, welche der Feder d'Azeglios nicht unwürdig wäre, hinterläßt uns Giuseppe Torelli ein sprechendes Porträt des damaligen Cavour, im Augenblick, wo auch er in die famose Hymne „Fratelli d'Italia“ mit einstimmt:

„... Diese Prozession war von der Behörde in so viel Gruppen geteilt worden, als da Klassen, Professionen, Künste und Gewerbe in der Bürgerschaft waren. Die Journalisten, welche man zwischen die Weinküfer und die Holzschnitzer geordnet hatte, trugen die Nummer 41. Es bedurfte über eine Stunde, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Der Journalistenklub bestand aus zehn bis zwölf Individuen, welche den Geist und das Genie der Zeit sehr gut repräsentirten, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen. Eine herzliche Fröhlichkeit herrschte in unserer Abteilung; Witze und humoristische Bemerkungen, die bald die Führer der Prozession, bald unsere Nachbarn, die Weinküfer und Holzschnitzer, trafen — welche sich übrigens viel ruhiger und kontemplativer verhielten als wir —, fehlten nicht. ...

Ich erinnere mich, bei dieser Gelegenheit zum erstenmale zwei Physiognomien mit Aufmerksamkeit betrachtet zu haben: die des Grafen Cavour und die des Advokaten Pinelli. Der Moment hätte aber wirklich besser gewählt werden können; weder dem einen noch dem andern dieser beiden Personen

---

[1]) G. Massari pag. 25.

gingen musikalische Prätensionen im Kopfe herum, und darum führten sie ihre Rolle auch nicht gerade sehr gewissenhaft durch. Nichtsdestoweniger schrieen sie mit den andern und warfen sich unter der Brille verstohlene Blicke zu, um das Lachen zu unterdrücken. Als die Reihe an unsere Nachbarkorporationen kam, hörte ich wie Cavour witzige Bemerkungen machte, unsern Gesang mit dem der andern verglich und den Küfern den Vorzug gab. Sich zu mir wendend sagte er in seinem gebrochenen Mailänder Patois, das er so gerne sprach: „Semm tanti can!“ (Wir sind reine Hunde!) Eine Bemerkung, der ich sehr respektvoll beistimmte.

Cavour hatte um jene Zeit ein frisches, gesundes Gesicht, mit leicht geröteten Wangen, die später eine Bronzefarbe annahmen. Seine Augen waren so lebhaft und so wechselnd, daß es schwer war, den vorherrschenden Ausdruck derselben zu bestimmen. In seiner ganzen Gestalt, sowohl im Gesicht wie im Körper und in den Gliedmaßen, herrschte eine angenehme Elastizität ohne irgend etwas Eckiges. Obgleich er von untersetztem robustem Körperbau war, zeigte sich damals noch nichts von der Korpulenz, die später hervortrat. Sein nicht ganz rechtwinkliges Gesicht, seine außerordentlich breite Stirne, die ihm ganz besonders eigene Art, die Dinge, die er ins Auge faßte, zu fixiren, kennzeichneten ihn beim ersten Blick als einen Menschen, der zu etwas Außerordentlichem bestimmt sein müsse. An den äußersten Winkeln seines kalten, von jedem sinnlichen Ausdruck freien Mundes begannen schon damals zwei kleine Falten sich zu bilden, deren Bewegung später ein sicheres Merkmal heftiger innerer Erregung war.

Und in der That — wer ihn in der Nähe betrachtete und die Aufmerksamkeit auf diese beiden Runzeln lenkte, konnte an ihrem Zusammenziehen und Zittern jedesmal den bevorstehenden Ausbruch vorhersehen. Seine sokratische Stirne war sonderbarerweise und im Widerspruch mit den Lehren der Phrenologie glatt und eben, und hatte nur zwei kaum bemerkbare Erhöhungen, die des Witzes (esprit de saillie) und des Ortssinnes. Alle übrigen äußern Anzeichen geistiger Fähigkeiten waren ausgeglichen und auf dieser hohen ge-

wölbten Stirne gleichsam in einer allgemeinen großartigen Intelligenz aufgegangen.

Seine blauen Augen schienen sanft und ruhig, solange sie unbewegt waren, wenn sie aber ihre Blitze durch die Gläser der schützenden Brille schossen, wirkten sie wie ein magnetischer Strahl auf die Gegenstände, die sie trafen. Sein kurzer dicker Hals ruhte zwischen zwei mächtigen Schultern, welche schon damals durch die nachdenkliche Haltung etwas gekrümmt waren.

Vom Oberkörper hinab richteten sich seine Gliedmaßen nicht mehr nach den Regeln der Ästhetik, denn seine Beine waren im Verhältnis zu der Brust, die sie zu tragen hatten, zu kurz und zu dick. Seine Bewegungen waren die einer aristokratischen Ungezwungenheit, aber frei von jeder kleinlichen Prätension. Meistens sprach er leise, und hörte stets mit der höflichsten Aufmerksamkeit demjenigen zu, der mit ihm sprach, gleichviel wer es war.

Diese Eigenschaft bewahrte er sich, als er auch schon berühmt war, und selbst wenn er es sich vorbehielt zu handeln wie er wollte, ausgenommen allerdings in Momenten der Leidenschaft und des Zornes." — —

Wenige Tage nach der großen Demonstration vom 27. Februar[1]) erteilte Karl Albert die Verfassung (am 4. März). Fast zu gleicher Zeit zog sich Cäsar Balbo, der vom König beauftragt worden war, das erste Kabinet der konstitutionellen Regierung zu bilden, von der Direktion des „Risorgimento" zurück. Übrigens war schon seit längerer Zeit zwischen ihm und Cavour keine volle Übereinstimmung der Gesinnung mehr

[1]) Noch während derselben gelangte die Nachricht von der französischen Februarrevolution (24. Februar) nach Turin. Cavour gab sich schweren Sorgen hin, welchen Einfluß dieses Ereignis auf die Sache Italiens haben möge. „Meines Erachtens," sagte er einige Jahre später im Senat, „hat es nie eine unheilvollere, beklagenswertere Bewegung gegeben als diese; keine hat mich so tief bekümmert."

vorhanden. Cavour — schreibt Predari — schien dem Balbo zu revolutionär; denn dieser fing schon an, die Pflichten eines G e m ä ß i g t e n zu übertreiben; er fürchtete immer wieder jenen Rückschritt, den er schon so oft im Innersten der Höfe hatte vor sich gehen sehen, und hitzige Erörterungen gab es manchmal zwischen ihm und diesem verwegenen birichin (Spitzbuben), wie er zuweilen Cavour mit schmähendem Ausdruck nannte. „Er wird schließlich noch — meinte er — dies von der Vernunft und Mäßigung so vieler wackern Männer aufgerichtete großartige Gebäude umstürzen!“

Ein Auszug aus dem von Balbo während der Bildung des Ministeriums verfaßten Programm beleuchtet seine Absichten gegenüber Österreich. Unter anderm finden wir angemerkt: „Waffen und Verschanzungen so viel als möglich — Kontingente wie sie sind, drei Monate — politisches Bündnis mit den drei andern italienischen Fürsten — Krieg, im Fall eines Bürgerkrieges angenommen (?) — Alles übrige dem zukünftigen Parlamente überlassen.“

Hiernach wollte Balbo den Krieg mit Österreich nur im Falle eines Bürgerkrieges; da er aber in diesem Punkte die Ansichten seiner Kollegen und vielleicht auch die des Königs nicht ganz genau kannte, so hatte er hinter diese Stelle ein Fragezeichen gesetzt. Das neue Kabinet trat am 10. März ins Amt. Am 19. erfuhr man in Turin von dem Aufstande in Mailand, der Tags zuvor begonnen hatte, und der gerade den von Balbo vorausgesehenen Fall mit sich brachte: einen Krieg mit Österreich. Das unentschlossene, schwankende, mißtrauische Naturell des Königs wirkte jetzt sehr nachteilig. Wir müssen hier auf einige Einzelheiten eingehen, denn ohne dieselben würde es dem Leser schwer werden, den Schritt Cavours nach Gebühr zu schätzen. Wir meinen jenen kühnen

Artikel, den er am 22. März im „Risorgimento" veröffentlichte und worin er die Regierung des Königs warnte, in dieser kleinlichen Politik nicht fortzufahren, sonst werde der Thron unter dem Zorne der empörten Menge zusammenbrechen.

Daß früher oder später ein Krieg mit Österreich unvermeidlich war, wußte man allgemein, sowohl in Italien wie außerhalb, und Karl Albert war so fest davon überzeugt, daß er schon seit dem 1. März, gleich nach der französischen Revolution vom 24. Februar, einen Teil der Armee unter die Waffen rief und die Vorbereitungen zum Kriege mit großem Eifer betreiben ließ. Den befreundeten Mächten ließ er mitteilen, daß er zu diesen Maßregeln gezwungen sei „angesichts der ernsten Lage, welche die in Paris ausgebrochene Revolution erzeugt habe, und angesichts der politischen Ereignisse, welche die unvermeidliche Folge davon sein würden." Aber er ging noch weiter: Einige Tage darauf wurde ihm der Graf Martini, der aus Mailand kam, vorgestellt. Karl Albert sprach lange mit ihm über Italien, äußerte seinen Wunsch, dem Lande nützlich zu sein, erkundigte sich nach den Zuständen des Militärs in der Lombardei, nach den Gesinnungen der Bevölkerung und versprach schließlich, „wenn Mailand einen ernstlichen Aufstand machte, würde er mit seinen Söhnen und seinem Volke zu den Waffen greifen und die nationale Bewegung der Lombarden unterstützen."

Als nun am 19. der Graf Martini, der Marquis Carlo d'Adda, zwei andere Mailänder Patrizier und bald darauf der von der Munizipalkommission und von den Führern des Aufstandes abgesandte Graf Francesco Arese zum König kamen, ihn um seinen versprochenen Beistand zu bitten, wäre

ihm eigentlich nichts andres zu thun geblieben, als nach Mailand zu eilen und dem Lande wie ganz Europa offen zu erklären, daß er sich der Sache der Unabhängigkeit Italiens annehme. Dagegen begnügte er sich damit, am 19. die am Tessin versammelten Truppen zu verstärken, und den Martini zu bitten, sich nach Mailand zu begeben, um der Munizipalkommission diese getroffenen Vorkehrungen mitzuteilen, und zu versichern, wie er den aufrichtigsten Wunsch habe, den Aufständischen zu Hilfe zu kommen, und auch den ersten noch so geringen Vorwand dazu benutzen werde.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von dem Mailänder Aufstande in Turin verbreitet, und das Volk, das weder an diesem noch am folgenden Tage ein Zeichen von seiten des Königs wahrnahm, fing an unruhig zu werden.

In diesen Bedrängnissen begab sich der anerkannte Patriot Maurizio Farina, der seit einigen Jahren zu den Intimen des Königs zählte, zu dem Monarchen und beschwor ihn, einen Entschluß zu faßen. Er erfuhr aus dem eignen Munde des Königs, der eigentliche Grund seines Zögerns liege in der Befürchtung, dieser Aufstand in Mailand möchte das Werk der Republikaner sein. Darauf reiste Farina, im Einverständnis mit dem Könige, sofort nach Mailand, um sich zu vergewissern, ob diese Befürchtung irgendwie begründet sei.

Vor dem Morgen des 23. konnte Farina nicht zurückkehren, und so dauerte in der Hauptstadt die Angst und Ungewißheit über die Haltung des Königs und der Regierung zwei Tage lang. Es liefen allerlei beunruhigende Gerüchte ein über das Verhalten, das England und Rußland annehmen würden, falls der König der Mailänder Revolution Beistand leiste. Dieselben gewannen an Glauben durch die Erklärung,

die der Minister des Auswärtigen, Marquis Lorenzo Pareto, am 22. März dem österreichischen Botschafter, Grafen Buol, gegeben hatte, daß Piemont alles aufbieten werde, um mit Österreich in gutem Einvernehmen zu bleiben. Außerdem, hieß es, hätten die Generale erklärt, das Heer sei für einen sofortigen Feldzug nicht vorbereitet.

So lagen die Dinge, als Cavour im „Risorgimento“ den oben erwähnten Aufsatz veröffentlichte. Die Gedankenklarheit und Offenheit, mit der er dem Könige den Ratschlag erteilt, kühn und verwegen zu sein — „denn Kühnheit sei die wahre Klugheit, und Verwegenheit weiser als Zurückhaltung“ — und dessen Befolgung Italien 1859 und 1860 zu Glück und Ehre gereichte, bekundete schon damals den eminenten Staatsmann in ihm. Der Artikel lautete:

„Die Schicksalsstunde der Sabaudischen Monarchie. — Die entscheidende Stunde ist für die sardinische Monarchie herangekommen; die Stunde fester Entschlüsse, von der das Verhängnis der Reiche, das Schicksal der Völker abhängt. Angesichts der Ereignisse in der Lombardei und in Wien ist kein Schwanken, kein Zweifel, kein Aufschub mehr möglich. Das wäre die allerverderblichste Politik.

Wir, Männer mit kaltem Kopfe, die wir daran gewöhnt sind, mehr der Stimme der Vernunft als den Empfindungen des Herzens zu folgen, erklären nach reiflicher Erwägung jedes einzelnen Wortes und nach unserm besten Gewissen, daß der Nation, der Regierung, dem Könige nur ein Weg offen steht: Krieg — sofortiger Krieg gegen Österreich. Es ist unmöglich zurückzutreten; die Nation ist bereits im Kriege mit Österreich; überall finden Bewegungen zur Unterstützung der Lombarden statt. Die Freiwilligen haben schon die Grenze überschritten, und unsere Mitbürger senden den Lombarden offen Munition. Es ist augenscheinlich: der Friede mit Österreich ist gebrochen, die alten Verträge sind von beiden Seiten zertreten und zerrissen worden.

Es handelt sich also nicht darum, zu entscheiden, ob die Feindseligkeiten beginnen sollen oder nicht. Die einzige Frage ist, ob wir uns ehrlich und laut für die Sache Italiens und der Humanität aussprechen wollen, oder ob wir noch lange Zeit fortfahren wollen, den krummen Weg einer weitschweifigen, zweifelhaften Politik zu verfolgen.

Bei dieser Sachlage ist, wir wiederholen es, kein Zweifel mehr möglich. Selbst die weniger feurigen, die klügsten Staatsmänner haben nun klar und deutlich erkannt, was die Pflicht der Regierung ist. Wir befinden uns in einer Lage, wo die Kühnheit zur wahren Klugheit wird, wo Verwegenheit weiser ist als Zurückhaltung.

Vielleicht wird es noch Einzelne geben, die da sagen, wir seien nicht vorbereitet, wir bürden uns mit einer Kriegserklärung eine furchtbare Verantwortlichkeit auf; auch könnten sich Rußland und England in diesem Falle entschließen, mit Österreich, zum Verderben Italiens, zusammenzugehen.

Diesen Einwendungen können wir siegreiche, von der reinen Vernunft diktirte Antworten entgegensetzen. Wäre die Lombardei ruhig, so wäre es eine Thorheit, der Zeit voranzueilen und Feindseligkeiten eröffnen zu wollen, ehe man das Heer versammelt und der Macht des Feindes entsprechende Verteidigungsmittel vorbereitet hätte.

Aber die Lombardei ist in Flammen, Mailand ist belagert. Um jeden Preis müssen wir ihm zu Hilfe kommen. Und selbst wenn wir an den Grenzen nicht mehr als fünftausend Mann hätten, so sollten diese nach Mailand ziehen. Sie würden vielleicht geschlagen werden, das ist möglich, wenn wir es auch nicht für wahrscheinlich halten. Aber dieser kühne Schritt würde die Österreicher zwingen Mailand zu verlassen und es der Stadt ermöglichen, sich Lebensmittel und Munition zu verschaffen und den heroischen Widerstand, um den wir schon seit einigen Tagen in Sorge sind, fortzusetzen.

Die moralische Wirkung dieser ersten Feindseligkeiten, die Rettung Mailands würden der Sache Italiens mehr

nützen, als die Niederlage eines Korps von 5000 Mann ihr schaden könnte. Setzen wir ohne Zögern die in Novara, in Vigevano, in Vercelli einquartierten Regimenter in Bewegung; mögen sie nach Mailand eilen, um die Gefahren und den Ruhm dieser heroischen Stadt zu teilen. Weh uns, wenn wir, um uns besser vorzubereiten, nicht mehr zur rechten Zeit kämen! Weh uns, wenn wir beim Überschreiten des Tessin die Nachricht erhielten, daß die Königin der Lombardei habe fallen müssen!

Wir wiederholen es: Unter den obwaltenden Umständen giebt es nur eine Politik. Nicht die Politik eines Louis Philipp, eines Guizot, sondern die Politik eines Friedrich, eines Napoleon, eines Karl Emanuel — die große Politik kühner Entschlüsse.

Aber Europa? — Wir haben schon gesagt: Thatsächlich hat die Nation den Krieg bereits erklärt. Die schwere Verantwortlichkeit, welche uns wie ein furchtbares Phantom vor Augen schwebt, lastet also schon auf uns.

Wenn Österreich in Deutschland festen Fuß faßt, wenn es die Lombardei besiegt, so wird es uns den Krieg erklären. Wenn Rußland geneigt ist, seinen abgelebten Alliirten gegen seine eigenen Unterthanen und gegen die es umgebenden Feinde zu verteidigen, so werden jetzt schon die russischen Truppen auf dem Wege nach Wien sein.

Aber England? — Man sagt, England habe protestirt, sogar unser Land mit seinem Zorne bedroht, wenn der Tessin überschritten werde.

Wir wollen die Wichtigkeit des Entschlusses, zu welchem wir die Regierung anregen, nicht schmälern. Englands Protest hat eine große Bedeutung, das dürfen wir nicht verkennen. In gewöhnlichen Zeiten geböte es vielleicht die Klugheit, ihm Gehör zu geben. Aber angesichts der Ereignisse von Mailand, jetzt, da die Stunde der Befreiung Italiens schlägt, da das Volk sich rüstet und sich voll Ungeduld gegen die Fremdherrschaft erhebt — jetzt sich von den Einwänden Englands aufhalten lassen, das wäre eine Feigheit! Das wäre keine große gute, sondern eine kleinliche Politik, welche,

ohne uns vor den bevorstehenden Gefahren zu schützen, die Nation mit Schmach bedecken und vielleicht den alten Thron der Sabaudischen Monarchie unter der Entrüstung der empörten Menge zum Sturze bringen würde.

Aber untersuchen wir kaltblütig, welche Folgen ein Protest Englands haben kann. Wird England aufhören, unser Alliirter zu sein? Wird es uns unserm Schicksale überlassen? Und selbst wenn dem so ist: wir haben nie die Illusionen einiger unserer Mitbürger geteilt, welche mehrere Monate lang England als die zukünftige Befreierin Italiens betrachteten. Wir haben immer gedacht, die Aufrechterhaltung der österreichischen Macht liege in den Zwecken der englischen Politik.

Wird aber das Kabinet von St. James um die Aufrechterhaltung dieser Macht die Neutralität brechen, wird es uns den Krieg erklären und sich einem absoluten System anschließen? Wir glauben das nicht. Nicht etwa weil wir ein zu großes Vertrauen in die Großmut und den Liberalismus der englischen Staatsmänner setzen! — Obgleich die Macht sich in den Händen der freisinnigen Partei befindet, würde es uns doch nicht überraschen zu sehen, wie Lord Palmerston und Lord John Russel — falls die Interessen der englischen Politik kompromittirt wären — die noch von polnischem und italienischem Blute triefende Hand Metternichs drücken. (Brief XL von 1846 an W. de la Rive.)

Aber nach den Bewegungen in Wien, welche, ganz abgesehen von ihren momentanen Folgen, Europa bewiesen haben, daß die österreichische Monarchie unzerstörbare Keime der Zerrüttung in sich trägt, wird England gewiß den Weltfrieden nicht aufs Spiel setzen, um ein von allen Seiten zusammenbrechendes Gebäude aufrecht zu erhalten, und wird nicht die Politik der ruhmreichen Britannia mit jener der hinfälligen, angefaulten Austria solidarisch machen.

England ist auf den Krieg vorbereitet; es kann ihn führen, und schreckenerregend führen! Es wäre thöricht, das ableugnen zu wollen. Aber ein von England ausgehender Krieg wäre nicht nur ein europäischer Krieg, sondern ein

allgemeiner, alle vier Weltteile betreffender Krieg. Wird England diesen furchtbaren Kampf aufnehmen wollen, weil man in Italien um die Erringung jener Rechte kämpft, welche im Auge seines Volkes geheiligt sind? Wird dieses Volk darauf eingehen, die Schreckensgeschichte der Revolutionskriege wieder zu erneuern? und das nur, um die Befreiung Italiens zu verhindern? Das ist nicht möglich!

Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Oligarchie der großen Patrizierfamilien noch fast allmächtig war, konnte die englische Regierung das Parlament nicht zum Kriege bewegen, bis nach der Schreckensherrschaft und dem Tode Ludwigs XVI. Sollte jetzt ein Minister, der mit Pitts Traditionen gebrochen, imstande sein, England dazu zu bringen, daß es an dem barbarischen Unternehmen, Italien in seiner Sklaverei zu erhalten, teilnähme? Und das nicht zum eignen Nutzen, sondern um die Existenz eines von allen Seiten zusammenbrechenden Staates zu verlängern? Das ist nicht glaublich. Wenn aber unglücklicherweise die englischen Minister von dem wurmstichigen System einer verrotteten und verrufenen Politik so sehr eingenommen sein sollten, daß sie sich gegen Italien erklärten; wenn Russel und Grey, im Widerspruch mit sich selbst und mit ihrer Vergangenheit, das System von Castlereagh und Liverpool annehmen sollten; wenn ganz Italien von England eine Behandlung ertragen müßte wie die, welche Sizilien 1815 zu erleiden hatte; wenn England sich offen gegen das Völkerrecht erklären und als Verteidigerin des Absolutismus auftreten wollte — dann wehe ihm! Ein furchtbares Bündnis würde sich gegen dieses Land bilden, nicht mehr von Fürsten, wie zur Zeit Napoleons, sondern von Völkern. Und der Weltfriede würde nicht eher hergestellt werden, als bis man ein Volk vernichtet hätte, das die Rechte der Menschheit verraten wollte, und nicht etwa aus Fanatismus oder Verblendung, sondern aus Berechnung einer durchaus perfiden Politik.

Vergesse England nicht, daß die Zeiten sich geändert haben, daß sich überall in den Gesinnungen der Völker eine Wandlung vollzogen hat, daß die Volksrechte auch im Innern

seiner eignen Provinzen warme eifrige Verteidiger zählen. Erinnere sich England, daß in Irland, in Kanada und in andern Kolonien Ideen von Trennung und von unumschränkter Freiheit gähren. Erinnere es sich, daß es nicht mehr die einzige große Seemacht ist, daß ihm ein dreißigjähriger Friede einen furchtbaren Nebenbuhler geschaffen hat: die Vereinigten Staaten, die im Falle eines Krieges seine übermächtige Legislationsgewalt über die Neutralen, welche ihm gestattete, seine Feinde anzugreifen, fast ohne seinen Handel zu beschädigen, nicht mehr zur Geltung kommen ließen.

Denke es endlich daran, daß ein Krieg gegen die Freiheit, selbst wenn er günstig endete, ihm weder Ehre noch Nutzen bringen könnte, wogegen bei einem den Wünschen der Völker entsprechenden Ausgange für England die Stunde der Vernichtung schlagen müßte. Denn es würde von dem Throne, auf dem es als Königin der Freiheit die Meere beherrscht, herabgeschleudert werden."

Der Tag, an dem das „Risorgimento" diesen Artikel brachte, der so mutig und offen sagte, was alle treuen Anhänger der konstitutionellen Monarchie im Herzen fühlten oder im geheimen aussprachen, sollte nicht enden, ohne daß der Hof zu einem Entschlusse gelangte. Schon war stark auf den König eingewirkt worden durch den Grafen Martini, der an demselben Morgen aus Mailand zurückgekehrt war und eine Bittschrift vom dortigen Stadthause um sofortige Hilfe zur Befreiung der Stadt mitgebracht hatte. Am gleichen Morgen kam auch Farina zurück mit einer formelleren und in dringenden Worten abgefaßten Botschaft der provisorischen Regierung von Mailand, die am Tage zuvor eingesetzt worden war (22. März). Farina konnte nun auch dem Könige die Versicherung geben, daß das Haus Savoyen nicht das Schwert ziehen würde, um einer Republik zum Siege zu verhelfen, sondern um die Fremdherrschaft aus Italien zu verdrängen.

Ein letztes Bedenken peinigte noch das schwankende Gemüt des Königs. Das war die Furcht, sich vor Gott schuldig zu machen, indem er unherausgefordert den Krieg erklärte, und die Besorgnis, sich den Tadel der Unredlichkeit zuzuziehen, da er vor wenigen Tagen erst dem österreichischen Gesandten die Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen gegeben hatte. Nachdem dieses Hindernis leicht beseitigt war [1]), versammelte der König den Ministerrat, und fünf Stunden, ehe die Nachricht von der Befreiung Mailands in Turin eintraf, unterzeichnete er die denkwürdige Proklamation an die Bevölkerung der Lombardei und Venetiens, und am 25. zog die erste Abteilung piemontesischer Truppen in die lombardische Hauptstadt ein. — Cavour begleitete mit den wärmsten Wünschen seines patriotischen Herzens die Abreise des Königs, der als Vorkämpfer der italienischen Unabhängigkeit auftrat. Aber er blieb in Unruhe über die politischen Folgen, welche die Verzögerung und die Schwierigkeiten dieses so gewagten und doch unvermeidlichen Schrittes nach sich ziehen müßten, denn er vertraute nicht fest darauf, daß der Monarch der Wucht der Ereignisse gewachsen wäre. Eingeweiht in politische Kämpfe, die nicht weniger Mut fordern als der Kampf auf dem Schlachtfelde, setzte er sein mit so viel Scharfsinn und

[1]) Farina, „der unermüdlich war, wo es sich um das Wohl Italiens handelte“ — wie Brofferio von ihm sagt —, hatte 1844 ein Manuskript von Romagnosi aufgefunden, das er in Lausanne hatte drucken lassen (La Scienza delle Costituzioni). Nach den Reformen von 1847 erschien in Turin eine zweite Auflage davon, mit einer Widmung an Karl Albert. Da Farina wußte, daß der König fleißig in diesem Werke studirte und den Verfasser als Autorität anerkannte, las er ihm den Paragraphen aus dem dritten Teile vor, wo es heißt: Eine Monarchie kann und soll in einer zerrissenen Nation dahin trachten, die zerstreuten Gliedmaßen zu vereinen, wenn sie es mit Sicherheit thun kann, ohne Furcht, weder die Moral noch das Recht anzugreifen.

Freimut begonnenes Wirken als Publizist im „Risorgimento" fort, und genügte zugleich seiner Bürgerpflicht in den Reihen der Nationalgarde. Der frühere Genieleutnant begnügte sich mit dem Grade eines Hauptmanns in der neuen Miliz, und auch in dieser bescheidenen Stellung hatte er oft Gelegenheit, die Energie und Klugheit, welche ihn nie verließen, an den Tag zu legen.

Die Generalwahlen des ersten subalpinen Parlaments fielen auf den 26. April und Cavour wurde von den Wahlkreisen Turin, Cigliano, Monforte und Vercelli als Kandidat vorgeschlagen. Wir teilen später sein Zirkularschreiben an die Wähler mit, welches ein treuer Spiegel seiner Seele und seiner politischen Ansichten ist. Der Leser, der uns bis hierher gefolgt ist, wird einsehen, mit wie großem Rechte Cavour behaupten konnte, daß Italiens Freiheit und Einigkeit stets sein festes Ziel gewesen sei; daß er sein Land im vollen Besitz einer wahren Konstitution wissen wolle, in welcher der Thron auf der festen und sichern Basis der Volksfreiheit stehe; daß er in seiner Zeitung stets offen und ohne Furcht, die Machthaber oder die Preßorgane andrer Parteien zu beleidigen, sein Urteil über die wichtigsten politischen Fragen und Reformen ausgesprochen habe.

Aber die öffentliche Meinung war gegen den Mann, der die Standarte des gemäßigten Liberalismus mit so festen Händen aufrecht hielt, und im Volke herrschten lebhafte antiaristokratische Vorurteile gegen den „Junker", den Sohn des ehemaligen Polizeipräsidenten von Turin. Am Vorabend der Wahlen schrieb er, seine Niederlage voraussehend, an seinen Freund Castelli: „Wenn man mich auch nicht zum Abgeordneten wählt, so wird darum meine Hingabe an die

Freiheit und den Fortschritt nicht geringer sein" u. s. w. (Brief LVIII.)

Bei den Ergänzungswahlen vom 26. Juni machten sich die vier Wahlkreise von Turin, Iglesias, Monforte und Cigliano eine Ehre daraus, die Schmach vom 26. April zu tilgen. Diese vierfache Wahl und ihr Held sind in einer auf Befehl des Königs geschriebenen und in Mailand zwischen 1865 und 1869 veröffentlichten Geschichte des subalpinen Parlaments folgendermaßen geschildert:

Camillo Cavour wurde im zweiten Wahlgange und nicht ohne viel Manövrirens gewählt. Seine Kandidatur war nicht populär, denn sein Vater hatte sich als Polizeidirektor von Turin, mit oder ohne seine Schuld, unbeliebt gemacht, und sein Bruder Gustav, obgleich ein Gelehrter, war dennoch mit allen Vorurteilen getränkt und in den klerikalen Kongregationen sehr heimisch. Einige Reden, die Cavour im „Landwirtschaftlichen Verein" gehalten, hatten in ihm einen im Handel erfahrenen und mit den ökonomischen und landwirtschaftlichen Studien vertrauten Mann bekundet; aber niemand hatte vorausgesetzt, daß in seinem Kopfe erhabene Gedanken keimten und in seinem Herzen die heilige Flamme glühte, welche die Menschen über das Irdische emporhebt. Ihm schadete seine Korpulenz, das Gewöhnliche seiner Erscheinung, die unfeinen Geberden und seine unangenehme Stimme. Von literarischer Bildung besaß er keine Spur; die Kunst war ihm fremd; die Philosophie eine verschlossene Welt. Von Poesie funkelte kein Strahl in seiner Seele; das Wort kam bitter, in gebrochenen Wendungen über seine Lippen und seine Solözismen waren so arg, daß es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre sie mit der italienischen Grammatik in Einklang zu bringen.[1])

Wir enthalten uns jeder Bemerkung, erwähnen aber, daß der „Historiker" Angelo Brofferio großmütig hinzusetzt:

---

[1]) Band I, Seite 145—147.

„wenn Cavour auch keine Krone als Redner verdiene, so habe er sich doch im Laufe der Jahre das berechtigte Lob eines geschickten und scharfen Dialektikers erworben. Bei der Heftigkeit der Angriffe seiner Gegner kam es öfters vor, daß er sich zu höheren Sphären emporschwang, wo nur dem Poeten oder dem Redner der Zutritt gestattet ist.“

Nachdem Cavour den vier Wahlkreisen seine Dankbarkeit ausgesprochen, entschied er sich für seine Vaterstadt, und nahm im Parlamente seinen Platz auf den Bänken der Rechten ein.

Bei seinem Eintritt in die Kammer befand sich diese in voller Anarchie, hauptsächlich entstanden durch die Diskussionen des Gesetzentwurfs über die Annexion der Lombardei an Piemont. Der Ministerpräsident Cäsar Balbo behauptete, das allgemeine Wohl erheische eine einfache und nicht eine bedingte Annexion. Da aber nicht nur der König selbst, sondern auch die provisorische Regierung der Lombardei und einige Minister (welche glaubten sich dadurch die extreme Partei zu versöhnen), die bedingte Annexion begünstigten, so stimmte auch Cavour dafür, um den Unabhängigkeitskrieg in keiner Weise zu stören. Die meisten Abgeordneten der Rechten waren dem Beispiel des Ministerpräsidenten gefolgt, jedoch mit dem Bedauern, daß ein aus heterogenen Elementen bestehendes Ministerium so wichtigen Fragen nicht gewachsen sei.

Nach der Zusammenberufung einer allgemeinen konstituirenden Versammlung, welche die Basis und die Form einer neuen konstitutionellen Monarchie unter der Dynastie Savoyen beraten und bestimmen sollte, schritt die Kammer zur Besprechung eines Wahlgesetzes für diese Versammlung.

Bei dieser Veranlassung hielt Cavour am 4. Juli seine Jungfernrede. Er sprach vor allem sein Bedauern aus, daß er, „unerfahren in der Redekunst,“ gleich im Beginn

seiner Laufbahn eine Kommission der ansehnlichsten Mitglieder der Kammer bekämpfen müsse, deren Berichterstatter einer der erfahrensten und tüchtigsten Redner sei.[1])

Massari erzählt, Cavour sei bei diesem ersten Versuche nicht sehr glücklich gewesen. „Ihm fehlten zwar, heißt es, weder Ideen noch Gedanken, und er argumentirte mit der ihm von der Natur verliehenen Geistesklarheit, aber seine Worte flossen nicht leicht von der Zunge und folgten dem Gedankenfluge nicht mit der nötigen Präzision des Ausdrucks. Zum ersten male vielleicht wurde er gewahr, daß ihm die dem politischen Redner unentbehrliche literarische Bildung fehlte, und er hatte wiederum Gelegenheit, die solide klassische Bildung der Engländer zu bewundern, welche der parlamentarischen Eloquenz dieser bevorzugten Nation so viel Kraft und Leben verleiht."[2])

Aber unter der schmucklosen Form und trotz einer gewissen Schüchternheit, die bei jemand, der zum ersten male vor dem Publikum spricht, wohl begreiflich ist, offenbarte sich doch der klare, eindringende Redner, der nicht verfehlen würde, die Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich zu ziehen. Man sehe zum Beispiel, mit welcher Kunst er dem Berichterstatter vorwirft, sich darauf beschränkt zu haben, die organisirenden Artikel des Wahlgesetzes vorzulegen, ohne in den Kern der Sache eingedrungen zu sein.

„Der Berichterstatter — sagt er — schlägt vor, das Votum per Distrikt durch das Votum per Provinz zu ersetzen, glaubt aber diesen seinen Vorschlag, der einen der wichtigsten Punkte des Gesetzes betrifft, durch keine andern Gründe motiviren zu sollen als durch die Worte: »Così fanno

[1]) Der Advokat Urbano Rattazzi, Abgeordneter für Alessandria.
[2]) Massari, Il conte di Cavour. Riccordi biografici, pag. 36.

i Lombardi.« (So machen es die Lombarden.) Wie groß nun auch mein guter Glaube — denn ich kann nicht aus Erfahrung sprechen — an die politischen Fähigkeiten der Lombarden ist, so scheint mir dies doch kein genügender Grund, um die Meinung der Kammer über einen Punkt festzustellen, über welchen die berühmtesten Publizisten und Statistiker, sowie die zivilisirtesten Völker noch nicht einig sind. Es war eine unabweisliche Pflicht des Berichterstatters, seinen Vorschlag zu motiviren. Es wäre leicht gewesen, sich auf das Beispiel des republikanischen Frankreichs zu stützen und den berühmten Ledru-Rollin als Autorität anzuführen. Diesem hätte man, wenn auch nicht das als aristokratisch verdächtige England, wohl aber das äußerst freisinnige und demokratische Amerika entgegenstellen können. Und hätte er sich auf die Lehren der Erfahrung berufen, so hätten wir ihn daran erinnert, daß infolge dieses Systems aus der Wahlurne in Paris die Namen der extremsten Sozialisten wie Pierre Leroux und Proudhon, und die entschiedensten Konservativen, wie General Changarnier, Thiers und Victor Hugo[1]), hervorgegangen sind."

Cavour, der zu spät in die Kammer gekommen war, um an der Beratung des Gesetzentwurfs über die Annexion der Lombardei an Piemont mittelst einer konstituirenden Versammlung teilzunehmen, wollte seine Rede nicht schließen, ohne dem Ministerium offen erklärt zu haben, daß er sein Benehmen in dieser Angelegenheit nicht billige:

„. . . . . Da ich nicht die Absicht habe, die Basis des Wahlgesetzes von Grund aus zu erörtern, so werde ich nur mit Aufzählung der Lücken in dem Kommissionsentwurf fortfahren, denn das bereits Bemerkte genügt, um die Richtigkeit des Urteils über den Entwurf selbst wie über die Arbeit des Berichterstatters zu bestätigen.

Ohne die erwähnten Lücken wegzuleugnen, könnte man versuchen, sie durch zwei Gründe zu verteidigen. Erstens

[1]) Quantum mutatus ab illo! . . . (1882).

durch die Notwendigkeit, dieses Gesetz zu beschleunigen, um den Zusammentritt der konstituirenden Versammlung nicht hinauszuschieben; zweitens indem man sich auf das Vertrauen in die gesetzgeberischen Fähigkeiten des Ministeriums beruft.

Der erste Grund könnte zur Geltung kommen, wenn dieses Gesetz das letzte wäre, das in dieser Sitzung zur Beratung kommen soll, aber leider ist das nicht der Fall......

Eine Erwiederung auf das zweite Argument bringt mich etwas in Verlegenheit, da es sich um eine persönliche Frage handelt. Aber wie peinlich es mir auch immer sein mag, so halte ich es doch für meine Pflicht, offen zu erklären, daß ich dieses Vertrauen in die gesetzgeberischen Fähigkeiten des Ministeriums nicht im geringsten teile.

Diese offene Erklärung wird mir vielleicht die Beschuldigung des Skeptizismus zuziehen, aber ich denke, wenn die Kammer das Verhalten des Ministeriums in Betreff dieses Gesetzes aufmerksam prüft, so wird sie mit mir erkennen, daß, wenn das Kabinet unter den obwaltenden Umständen den Beweis eines untadelhaften Patriotismus gegeben, wenn es die lobenswerte Absicht gezeigt, seine Irrtümer einzusehen und zu verbessern, und wenn es mit großer Leichtigkeit seine eignen Projekte aufgegeben hat, um sich denen einer, in dieser Versammlung einflußreichen Partei anzuschließen — einer Partei, welche mehr als jede andre den Beifall des lautesten Teils des Publikums (parte più clamorosa) erntet —, so hat es doch nicht viel politischen Takt und Gewandtheit in der Gesetzgebung an den Tag gelegt."

Das Ministerium, welches schon dadurch verurteilt war, daß die „einflußreiche Partei", welche Cavour erwähnt, das Übergewicht gewonnen hatte, fiel kurze Zeit darauf, weil es sich weigerte, dieser Politik, der es sich nicht ohne Widerwillen angeschlossen hatte, bis zu ihren äußersten Konsequenzen treu zu bleiben.

Während man mit der Bildung eines neuen Kabinets beschäftigt war, kam der von Revel einige Wochen früher vorgelegte Gesetzentwurf über eine Anleihe von 12 Millionen mit Hypothek auf die Güter des Mauritius-Ordens vor die Kammer. Cavour hielt in den Sitzungen vom 23. und 24. Juli gegen diesen Gesetzentwurf zwei wichtige Reden, welche ihm Gelegenheit gaben, seine gründlichen und mannichfachen Kenntnisse im Finanzwesen zum erstenmale vor der Kammer darzulegen; dadurch wurde aber auch zugleich bei seinen Kollegen der Rechten der durch seine Rede vom 4. Juli erworbene Ruf eines ehrgeizigen und undisziplinirten Menschen bestärkt, ohne ihm, als Entschädigung, das Wohlwollen und das Vertrauen seiner politischen Gegner zu verschaffen.

Wenn es nur der finanziellen Kenntnisse Cavours bedurft hätte, um ihn zum Finanzminister zu ernennen, so hätten seine Reden vom 23. und 24. Juli gewiß die Aufmerksamkeit des Präsidenten der provisorischen Regierung der Lombardei, Grafen Gabrio Casati, erregt, den Karl Albert mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt hatte. Der Name Cavour hatte aber bei dem Volke und auch bei vielen seiner politischen Anhänger einen zu schlechten Klang, als daß Casati an ihn hätte denken können.

So wandte sich dieser am 25. Juli an den Grafen Pietro di Santa Rosa, der sich im Herzogtum Modena als königlicher Kommissär für Reggio und Guastalla aufhielt. Santa Rosa lehnte aus Bescheidenheit das Amt ab und bezeichnete gerade Cavour als die geeignetste Persönlichkeit für dasselbe.

„Ich weiß,“ so schrieb er, „daß in einem konstitutionellen Kabinet vor allem Gleichheit der Meinungen nötig ist; darum

wird man vielleicht meinen intimen Freund Camillo Cavour nicht auffordern können, in dasselbe einzutreten. Wenn man aber zu gegenseitigen Einräumungen und Vergleichen geneigt wäre, könnte man sich vielleicht verständigen. Ich, der ich meinen Freund genau kenne, weiß, daß es keinen bessern Finanzminister geben kann als ihn."

Ehe die Antwort Santa Rosas nach Turin kam, war das Ministerium schon gebildet (27. Juli), und Ricci, der schon im Kabinet Balbo Minister des Innern gewesen war, übernahm das Portefeuille der Finanzen.

In einer Biographie Cavours darf seine am vorhergehenden Tage in der Parlamentssitzung stattgehabte „Unterbrechung" eines Redners, die in den offiziellen Akten der Kammer aufbewahrt worden ist, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Einem Redner der Linken, namens Cagnardi, entschlüpften die Worte, daß die Liebe zur Freiheit bei den Liguriern stärker sei als bei den Piemontesen. Cavour sprang auf wie gebogener Stahl und fiel dem Redenden ins Wort mit dem Rufe: „Die Piemontesen beweisen ihre Liebe zur Freiheit auf dem Schlachtfelde. Man rufe den Verleumder zur Ordnung!"

Cagnardi wurde in der That vom Präsidenten zur Ordnung verwiesen und konnte seine Beschimpfungen nicht fortsetzen.

Dieser Ausruf giebt Zeugnis von Cavours verbittertem Gemüt. Und er hatte Ursache dazu. Nicht allein, daß er bei Goito einen vielgeliebten Neffen verloren hatte, so erfüllten sich nach und nach alle die traurigen Ahnungen, die ihn zu Anfang des Krieges heimgesucht. Umsonst setzte Karl Albert täglich auf dem Schlachtfelde sein eignes Leben und

das seiner Söhne aufs Spiel und vergeudete die Schätze und das Blut seines Volkes, um das Mißtrauen zu ertöten, das seine früheren und jüngsten Fehler den Lombarden eingeflößt hatten. Seine Hilfe wurde sogar von einzelnen eine „verräterische Hilfe" genannt. Andern schien dieselbe nicht kräftig genug, und nur wenige waren dem armen Fürsten aufrichtig ergeben.[1]) Dazu kam noch, daß der Krieg, der so günstig angefangen, plötzlich eine unglückliche Wendung nahm und mit der Niederlage bei Custozza endete (25. Juli), worauf das kleine sardinische Heer in voller Unordnung seinen Rückzug über den Mincio nehmen mußte.

In diesen Kalamitäten war Cavour einer der ersten, die dem Könige und dem Lande ihre Dienste als Freiwillige anboten, um den Feind am Einbruch in Piemont zu verhindern. Jedoch nahm ihn der am 9. August abgeschlossene Waffenstillstand die Gelegenheit, sein großherziges Vorhaben auszuführen.

Niemals hatte Piemont so dringend wie in diesem Augenblick das Bedürfnis gefühlt, bedeutende Staatsmänner mit wahrhaft patriotischen und freisinnigen Ansichten zu besitzen, die, wie Cavour, den Mut hätten, so schwere Amtswürden auf sich zu laden. Den Männern des Ministeriums, das dem Ministerium Balbo nachgefolgt war, fehlte dieser Mut, und sie waren nicht imstande, dem stürmischen Verlangen derer, die gegen den Waffenstillstand waren, Widerstand zu leisten, noch die Folgen davon zu verantworten. So kam es, daß sie das kaum übernommene Amt sofort

---

[1]) Finali erzählt, der König habe zu dem römischen Kommissär im sardinischen Hauptquartier gesagt: „Was ich auch thun mag, die Italiener werden mir nie mehr glauben. Mein Sohn Viktor wird König von Italien sein." — Luigi Carlo Farini (Nuova Antologia, Heft XL, 1878).

wieder niederlegten. Am 19. August gelang es endlich dem Grafen Revel und dem Marquis Alfieri ein Kabinet zu bilden, welches den Waffenstillstand als ein militärisches Faktum acceptirte und die Vermittlung Frankreichs und Englands annahm. Man hoffte, die beiden Großmächte würden, der öffentlichen Meinung huldigend, zu einem den Prinzipien der nationalen Autonomie gemäßen Abkommen die Hand bieten.

Cavour unterstützte dieses Kabinet im „Risorgimento“ auf die entschiedenste, offenste Weise. Diese Aufgabe war nicht leicht und nicht dazu geeignet, ihn populär zu machen; denn außer der Partei der „Concordia“, die jetzt mit ebensoviel Hitze darauf bestand, den Krieg um jeden Preis fortzusetzen, wie sie sich früher bei der Forderung der Konstitution kühl bewiesen hatte, mußte Cavour auch noch einem andern athletischen Gegner die Stirn bieten, einem Manne, der zu jener Zeit in Piemont einen so außerordentlichen Ruf genoß, daß man kaum wagen durfte, seinen Namen ohne die Beifügung „der Große“ auszusprechen: Vincenzo Gioberti.

Der Verfasser des „Primato“, ebenso genial als des praktischen gesunden Sinnes ermangelnd, hatte dem Könige, noch ehe dieser den Grafen Revel mit der Bildung eines Kabinets beauftragt hatte, seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß er den günstigsten Erfolg von dem bewaffneten Beistande Frankreichs erhoffe, und daß es nur einer Veränderung unter den obern Befehlshabern des Heeres bedürfe, um dasselbe in kurzer Zeit wieder feldtüchtig zu machen.

Gioberti fühlte sich beleidigt und war betrübt, daß man seine Ratschläge nicht befolgte und die Bildung des Kabinets andern Händen anvertraute. Er schrieb dies heim-

lichen unwürdigen Ränken zu, die man gegen ihn geschmiedet, und schürte das glimmende Feuer durch eine im „Politisch-Nationalen Verein" gehaltene Rede, in der er das Ministerium beschuldigte, zwei sich widersprechende Programme zu haben, ein öffentliches und ein geheimes. Er verlangte, man müsse sich mit einem Gesuch an den König wenden, damit dieser die Parteien, welche den Staat zersplitterten und die Macht an sich zu reißen suchten, ernstlich unterdrücke und die ganze Regierungsgewalt in die Hände weniger Einzelnen lege, um aus Männern von anerkannter Klugheit und Energie ein wahrhaft nationales Ministerium zu bilden.

Diese von stürmischem Beifall begleitete Rede, welche Domenico Berti als ein „politisches Evangelium" und als das Programm der Nation bezeichnete, wurde in den Zeitungen abgedruckt und in viel tausend Exemplaren im ganzen Lande verbreitet.

Cavour griff dieses Programm Giobertis im „Risorgimento" vom 25. August auf die schärfste Weise an, und da er den Dienst als Hauptmann der Nationalgarde im königlichen Schloß hatte, verhinderte er es, daß die Petition an den König, in der man die Entlassung des Ministeriums forderte, in der Wachstube unterzeichnet wurde.

Das für jenen Augenblick mutige Vorgehen wurde dem „Politisch-Nationalen Verein," dessen Mitglied Cavour war, als eine „den Prinzipien der Freiheit und den hochherzigen Ideen, welche allein das Vaterland retten könnten," widersetzliche Handlung hinterbracht. (Brief LXII.) Cavour antwortete mit einem geistvollen Briefe auf diese Denunziationen und meldete seinen Austritt aus dem Vereine.

Am 16. Oktober wurde das Parlament wieder eröffnet, und von nun an finden wir Cavour zwei Monate hindurch

fast täglich auf der Tribüne, bis das demokratische Ministerium ans Ruder gelangte.

Am 20. hielt er eine wohldurchdachte, wichtige Rede, die erste seiner Parlamentsreden über auswärtige Politik, in der er auf die Unzweckmäßigkeit hinwies, die Verhandlungen mit den Westmächten abzubrechen und den Kampf mit Österreich wieder aufzunehmen, wie dies die Abgeordneten der Linken verlangten. Obgleich er täglich in den Zeitungen beschuldigt wurde, die Interessen Englands viel mehr im Auge zu haben als die Italiens, zögerte er doch keinen Augenblick, freimütig zu erklären, daß er davon überzeugt sei, England sei aufrichtig, redlich und entschieden auf die Vermittlung eingegangen.

„Diese Erklärung, sagt er, setzt mich freilich mehr als je der Gefahr aus, als Anglomane verurteilt zu werden, ja dem übersprudelnden Genie einiger Feuilletonisten als Zielscheibe in den Zeitungen zu dienen, aber welches auch mein Loos außerhalb der Kammer sein mag, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, wenn meine Kollegen die Gründe hören, auf die ich mein Urteil stütze, so werden sie mich von der schweren Anklage, mein Land nicht mehr als jedes andre zu lieben, freisprechen."

Als in derselben Sitzung Brofferio eine Rede gegen die Politik des Ministeriums hielt, die mit so stürmischem Beifall und so lautem Lärm auf der Galerie begleitet wurde, daß es unmöglich war, die Beratung ruhig fortzusetzen, erhob sich Cavour — obwohl er wußte, welchen Zorn ihm das zuziehen würde — von seinem Sessel und warf dem Präsidenten vor, daß er nicht imstande sei die Würde der Kammer aufrecht zu halten. „Denn wo bleibt die Freiheit, wenn es erlaubt ist, daß das Applaudiren ..."

(Unterbrechung.) — „. . . Ich erkläre laut, im Angesicht des ganzen Landes, denjenigen, welche uns imponiren wollen . . .“ (Anhaltender Lärm im Publikum und auf der Linken.) Er konnte nicht weiter sprechen. Aber am 22. und 26. nahm er den Kampf mit der Linken wieder auf, und seine Rede wurde unaufhörlich durch Lachen, Lärmen und durch Zeichen von Mißbilligung unterbrochen. Er ließ sich durch das Getöse nicht verwirren, sondern nachdem er gesagt hatte, was er sagen wollte, begann er ein persönliches Gefecht mit dem Abgeordneten Brofferio, dessen exaltirte revolutionäre Ideen durchaus im Einklang standen mit denen des Publikums, das den Sitzungen beizuwohnen pflegte. Mit feiner Ironie und mit einer für den damaligen Moment seltenen klaren Vernunft beleuchtete er das Unnütze und Unwirksame dieser revolutionären Mittel, welche der „mit freilich sehr lautem aber auch sehr wertlosem Beifall gekrönte Redner“ vorgeschlagen hatte, um die Staatskassen zu füllen. Die Linke tobte noch eine Weile, aber der geistvolle Redner zwang sie, ihn anzuhören:

„. . . Nun werde ich dem Kollegen Brofferio, der vielleicht auf einige Stellen meiner gestrigen Rede anspielen wollte, antworten.

Ich habe gesagt, daß der Abgeordnete Brofferio in meinen Augen ein großes Verdienst hat, indem er sich nicht darauf beschränkt, die Politik des Ministeriums anzufechten, sondern ein andres politisches System vorschlägt, welches jenem, das dem Staate nicht zuträglich ist, da es sich nicht revolutionärer Mittel bedient, entgegengesetzt sein soll. In der heutigen weitläufigen Entwicklung seines Systems und seiner Ideen bemühte er sich, einige dieser Mittel zur Geltung zu bringen. Ich will die Diskussion über den Wert seiner Vorschläge im allgemeinen nicht wieder aufnehmen, und darum unterlasse ich die Erörterung, ob die revolutionären Mittel für unser Land

und für die Sache, die wir befördern, zweckmäßig seien oder nicht. Ich werde mich also nur damit beschäftigen, die Natur der von ihm vorgeschlagenen Mittel zu untersuchen.[1])

Seiner Ansicht nach bestehen diese Mittel in der sofortigen Aufhebung aller Klöster und in einer Reform des Ertrages der Kirchengüter.

Dies waren, glaube ich, die Mittel, die er soeben zum Vorschlag brachte.

---

[1]) Im „Risorgimento" vom 16. November brachte Cavour folgenden Artikel unter dem Titel: I mezzi rivoluzionari, teoria del Signor Brofferio: „. . . Die Männer der Umsturzpartei, in deren Augen wir nichts andres sind als miserable Gemäßigte, sind nichts neues auf der Welt. Jede Umwälzungsperiode hat welche gehabt, und die Geschichte lehrt uns, daß sie nie viel mehr zuwege gebracht haben, als hier die wichtigsten Interessen der Menschheit zu zerstören, dort den Stoff zu einem Roman zu liefern. Je mehr sie die von der Natur vorgezeichneten Wege verachten, desto weniger gelangen sie zum Ziele. Wir könnten Millionen Exemplare der schönen Schriften Cormenins über die Unabhängigkeit Italiens, dieses herrlichen Systems eines lombardischen Aufstandes, wieder drucken und verbreiten lassen: so lange in der Welt der Wirklichkeit jene entgegenwirkenden Kräfte bestehen, denen der berühmte Autor in der idealen Sphäre seiner Pläne keine Rechnung trägt, wird es sich ereignen, daß, während er einige Seiten unnachahmlicher Sublimitäten niederschreibt, die österreichischen Soldaten in Mailand sich des Lebens freuen. Auch wenn es sich nicht um eine momentane Unmöglichkeit handelt, so handelt es sich doch stets um ephemere Triumphe, um Illusionen. Die Menge applaudirt — der Weise schweigt, und die Ereignisse bestätigen seine Voraussicht. Der Augenblick scheint siegreich — dann tritt die kalte Vernunft hervor. Die menschlichen Bedürfnisse, die unerläßlichen Interessen der Familie mehren sich fühlbar; sie dringen vorwärts wie eine Wasserwoge, verschlingen die von der Revolution geschaffenen Mittel, und das Ziel ist verfehlt. — In der That! Wer hat die schönsten und berechtigtsten Revolutionen stets umgebracht? Der Wahnsinn der angewandten Mittel, die Männer, die sich über die Gemeingesetze erhaben dünkten und sich stark genug wähnten, von Grund aus neue zu schaffen! . . ." — Darauf zitirt Cavour das Beispiel Frankreichs von 1789 bis zum 14. Juni 1848 und ruft mit prophetischen Worten, die bald ihre Bestätigung finden: „Warten wir noch einen Augenblick, um das Schlußergebnis dieses Umsturzsystems zu sehen: Louis Napoleon auf dem Throne!"

Ich will mich nicht über den Wert — ich meine den moralischen Wert — seines Vorschlages auslassen. Ich bin kein Theolog und habe nicht genug studirt, um sagen zu können, ob die Klöster für die katholische Religion notwendig sind, oder ob sie es nicht sind; es mag auch wohl welche geben, die einer Reform bedürfen. (Allgemeine Bewegung.) Das Lärmen wird mich nicht stören, denn ich werde auch mit dieser freilich nicht sehr angenehmen Begleitung fortfahren, zu sprechen. (Allgemeiner Beifall und Heiterkeit.) Ich sagte also, daß ich, da ich nicht Theolog bin, auf das Verdienstliche des Vorschlages des Abgeordneten Brofferio nicht näher eingehen werde; ich werde auch nicht untersuchen, ob die Klöster für die katholische Religion nötig sind, oder ob sie einer Reform bedürfen oder nicht. Ich mache nur die Bemerkung, daß eine derartige Reform die Meinungen, den Glauben, oder wenn man will, die Vorurteile (Murren) eines großen Teiles der Bevölkerung, ja sogar — wenigstens in den Provinzen jenseits der Alpen — fast der ganzen Bevölkerung, in Aufregung bringen würde. Wenn nicht ein wichtiger Grund es notwendig macht, so ist das Verletzen der religiösen Gefühle und Vorurteile gewiß kein gutes Mittel, um die Bevölkerung zum Enthusiasmus anzuregen und sie zum Beistand für die Sache Italiens zu animiren. — Aber lassen wir die Moral bei Seite und gehen zu finanziellen Betrachtungen über. Glaubt der Abgeordnete Brofferio, daß man von diesen Klostergütern sofort einen großen Nutzen ziehen könnte? Ich glaube es nicht. Selbst wenn man von diesem Grund und Boden für viele Millionen zum Kauf ausböte, so würden sich, bei den gegenwärtigen ökonomischen Zuständen, keine Käufer finden oder nur Angebote zu den lästigsten Bedingungen. Wenn ich auch keine statistischen Belege habe für den Reichtum der Klöster, da ich, aufrichtig gestanden, mich nie mit dieser Frage beschäftigt habe, so glaube ich doch, wenn alle diese Güter zum Verkauf ausgeboten würden, ließen sich kaum mehr als 12 bis 15 Millionen daraus ziehen, welches den Bedürfnissen des Staates gegenüber eine unbedeutende Summe ist. Die jetzigen Finanz-

maßregeln haben 60 Millionen eingebracht, und diese 60 Millionen genügen kaum auf vier oder fünf Monate. Der Kollege Brofferio sieht also, daß sein Umsturzsystem höchstens für einen oder zwei Monate vorgehalten hätte.

Was nun die außerordentlichen Mittel betrifft, so möchte ich sagen, daß die der Bank von Genua aufgebürdete Anleihe[1]) ein bischen revolutionär schmeckt; gerade deshalb sollte sie dem Abgeordneten Brofferio gefallen (man lacht) und ihn ein wenig nachgiebiger gegen die Finanzmaßregeln des Ministeriums machen. Ich schließe daher mit dem Antrag, den Entwurf des Abgeordneten Scofferi an die Finanzkommission zurückgehen zu lassen, und was die revolutionären Auskunftsmittel des Abgeordneten Brofferio anbelangt, so bitte ich ihn, wenn er doch einmal diesen Weg einhalten will, dann auch etwas Wirksameres vorzuschlagen.

Am 22. November begann der Streit mit dem Abgeordneten Brofferio von neuem; aber diesmal ist es nicht mehr Ironie, sondern der Ausdruck der Entrüstung, der aus Cavours Worten tönt. Er spricht in seinem eignen Namen und zugleich als Verteidiger der Nationalgarde und zwar besonders seiner Kompagnie, welche man im politischen Verein beschimpft hatte. Und in der Sitzung vom 28. November hatte er einen noch weit mächtigeren Gegner zu bekämpfen an dem Abgeordneten Matteo Pescatore, welcher sich bemühte, einen Entwurf für das Progressivsteuersystem zur Annahme zu bringen. Kaum hatte Cavour begonnen, seine Gründe gegen diesen Entwurf zu entwickeln, so wurde ihm

[1]) Die Regierung hatte in ihrem Finanzplan vom September den Kapitalisten und Grundbesitzern eine Zwangsanleihe auferlegt und zugleich verordnet, daß die Bank von Genua dem Staatsschatz ein Kontokorrent von zwanzig Millionen Lire zu zwei Prozent eröffne, wogegen den Banknoten der gesetzliche Kurs zugestanden wurde. Cavour schrieb darüber einige Artikel im „Risorgimento“ vom 13., 16., 18., 23. und 29. September.

durch Zischen und Murren von der Galerie das Wort abgeschnitten. Der Präsident ermahnte die Lärmenden zur Ruhe, aber vergebens. Zornig rief Cavour dazwischen:

„Ich wiederhole es, das Lärmen stört mich nicht im geringsten; das, was ich für nötig halte zu sagen, werde ich trotz Tumult und Pfeifen sagen. (Lärm.) Wer mich unterbricht, beleidigt nicht mich, sondern die Kammer, und diese Beleidigung teile ich mit allen meinen Kollegen“ (Beifall im Zentrum und bei den Ministern), worauf er ungestört und noch sarkastischer fortfährt: „... Man wird mir sagen, daß dieses Gesetz zu den revolutionären Maßregeln gehört, und daß es darum den Beifall einiger Mitglieder dort (er zeigt nach der Richtung, wo Brofferio sitzt) genießt (Gelächter), welche der heftigsten, ich erlaube mir zu sagen, der verwegensten Oppositionspartei angehören.“ (Lärm auf der Linken.) Der Präsident: Ruhe! — Cavour: „... Aber selbst vom revolutionären Standpunkte aus verdient dieses Gesetz, meiner Meinung nach, nicht die Gunst irgend eines Mitgliedes der Kammer. Ich bin durchaus nicht so vermessen, mich meinen geehrten Herren Kollegen gegenüber, was die revolutionären Maßregeln betrifft, als Meister aufzustellen, aber ich will sie an eine Wahrheit erinnern, der niemand wird widersprechen können, nämlich: wenn die revolutionären Mittel zuweilen der Regierung eine außergewöhnliche Hilfe sein mögen, so haben sie doch stets den Nachteil, die Quelle der regelmäßigen Einkünfte zu beeinträchtigen. ... Meine Herren! Wenn die Regierung jemals durch eine fatale Notwendigkeit oder durch eine verfehlte Politik dahin gelangen sollte, ein System außerordentlicher Maßregeln anzunehmen, so werde ich, nachdem ich sie mit aller Energie bekämpft habe, wenn sie nun einmal unvermeidlich sein sollten, der Kammer zurufen: Wenn man zu Zwangsmaßregeln greift, so geschehe das auch mit aller nur möglichen Energie, damit das Verabscheuungswürdige dieser Mittel durch ein hohes Ziel und ein großes Resultat gerechtfertigt werde; und vor allem vermeide man, daß die Regierung nicht in die bedauernswerteste Lage gerate, die

es geben kann, d. h. sich verhaßt und zugleich lächerlich zu machen. Daher sage ich, daß die Annahme des Gesetzentwurfs Pescatore, als revolutionäres Mittel betrachtet, der Staatskasse direkt nachteilig, und außerdem nicht nur abscheulich, sondern auch lächerlich sein würde, wenn sie nicht als erster Schritt auf dem Wege der Revolution, als Anfang eines ungesetzlichen und gewaltthätigen Systems, zu betrachten wäre."

Den folgenden Tag griff der Abgeordnete Brofferio, den Cavours schneidende Ironie sehr beleidigt hatte, seinen Gegner mit gleichen Waffen an. Die Parlamentsakten, die diese feurige Debatte aufgezeichnet haben, enthalten fast bei jeder Zeile die Worte: „Beifall, Beifall. Bravo, gut, gut." — Aus der nächsten Sitzung berichten die Parlamentsakten: Als der Abgeordnete Cavour seinen Sitz verließ und den Saal durchschritt, um hinauszugehen, gerade während der Minister auf der Tribüne war, ertönte von der Galerie lautes Murren gegen ihn. Mehrere Deputirte beschwerten sich auf energische Weise beim Präsidenten über dieses brutale, unpassende Verhalten.

Das im August gebildete Ministerium legte am 4. Dezember sein Amt nieder, gerade kurz bevor Perrone mitteilen konnte, daß Österreich die englisch-französische Vermittlung angenommen habe.

Der Abbate Gioberti rechnete darauf, als Haupt der Opposition und als hauptsächlichster Anstifter des Sturzes des Ministeriums, in das zukünftige Kabinet einzutreten, und hatte in der That die Äußerung gethan, er strebe danach, das Vaterland, das er in den Händen unfähiger Männer untergehen sehe, zu retten. Aber der König, der ihn nicht gern sah, da er alle politisirenden Geistlichen haßte, und dem das große Aufheben, das man von einem seiner Unterthanen

machte, lästig war, zögerte bis zum 12., ehe er ihn rufen ließ. Am 16. war das Ministerium gebildet, und „da das Wort Demokratie noch immer einen ziemlich guten Klang hatte" (wie Massari richtig sagt), so nannte es sich das „Demokratische Ministerium," und kündigte als erste Thatsache im offiziellen Teil der „Gazzetta Piemontese" der Bevölkerung an, daß in der Sitzung des Ministerrats vom 17. der Titel Excellenz für die Minister abgeschafft worden sei und abgeschafft bleiben würde.

[1849.] Wie bei den ersten Generalwahlen vom 26. April 1848, so war auch bei den zweiten Wahlen vom 22. Januar 1849 das Verdikt der Wähler für Cavour ungünstig ausgefallen. Von der „Concordia" bekämpft, mußte er den Platz dem Cavaliere Giovanni Ignazio Pansoya räumen, dessen Name besonders in Piemont bekannt war, da er einige Jahre vorher in Vorschlag gebracht hatte, eine Gesellschaft zu gründen, die sich freiwillig die Verpflichtung auferlegte, stets italienisch zu sprechen.

„Der Name Pansoya — hieß es anmaßlich in der „Concordia" — wird den Wählern viel sympathischer sein als der jenes Nationalökonomen, welcher die Anleihe Revel verteidigte. Das Schreckbild des Kommunismus, das der Graf Cavour von Zeit zu Zeit heraufbeschwört, stellt ihn als einen fürchterlichen Ökonomisten dar, wenn auch in der That seine volkswirtschaftlichen Doktrinen gar nicht so befremdend sein können, denn für ihn ist Demokratie und Kommunismus so ziemlich ein- und dasselbe, und in jeder finanziellen Einrichtung, die nicht ganz und gar auf dem Volke lastet zu Gunsten der Reichen, sieht er ein agrarisches Gesetz und die Vernichtung des Eigentums."

Cavour war jedoch nicht das einzige Opfer in diesem Wahlkampfe. Andere gemäßigt Liberale von Ansehen und

alte Patrioten, wie Perrone und Lisio, erfuhren das gleiche Schicksal. Auch Gioberti, der dieses Scherbengericht patronisirte, konnte bald mit Händen greifen, in wie hohem Grade sich durch dies Gebahren die gute politische Stimmung des Landes verändert hatte. Als er dann mit den andern Ministern über seine beabsichtigte Intervention in Toskana in Streit geraten war und aus manchen Andeutungen schließen konnte, daß die Kammer ihm nicht beigestimmt hätte, mußte er, gerade in dem Augenblick, wo er das Schicksal des Staates in Händen zu halten glaubte, sein Amt niederlegen. (20. Februar.)

Für Cavour hätte es genügt, zu wissen, daß Österreich Giobertis Plänen **feindlich** gesinnt war, um sich denselben günstig zu zeigen; aber auch ohne daß er darüber Gewißheit hatte, kamen Gründe hinzu (die der Leser leicht erraten kann), welche ihn veranlaßten, die Opposition gegen Gioberti aufzugeben, um ihm auf die einzige ihm zu Gebot stehende Weise, durch die Feder, zu Hilfe zu kommen. Als er dann Giobertis Abdankung erfuhr, war er so durchdrungen von dem Ernst der Ereignisse, daß er verlangte, der König solle den ausgeschiedenen Minister autorisiren, sich neue Kollegen zu wählen, und solle im Notfall die Kammer noch einmal auflösen. Für ihn war von nun an Gioberti der letzte Rettungsanker, der dem Lande bliebe. Diese seine innerste Überzeugung beweist, wie er einen Augenblick auch die Pflicht des Heeres mißkennt, indem er darauf besteht, dasselbe solle sich zu Gunsten des obengenannten Ministeriums erklären. „**Entweder die Diktatur oder den Krieg: es giebt nun kein andres Mittel mehr, der Schande der Demagogenherrschaft zu entgehen.**“ (Brief LXIV.)

Während Cavour diese Worte niederschrieb, deren Härte die hochgradige Aufregung zeigt, die damals herrschte, hatte

Karl Albert bereits einen Entschluß gefaßt,[1]) nämlich Giobertis Abdankung anzunehmen, was in seinen Augen so viel hieß, als wieder zu den Waffen zu greifen. Und so war es auch in der That. Kaum eine Woche darauf, am 4. März, erklärten die Minister im Parlament, das Heer „sei in Bereitschaft und im besten Zustande," und am 6. kündigten sie den Waffenstillstand und sagten die Eröffnung der Feindseligkeiten auf den 20. an. Cavour sah recht wohl ein, daß es eine Thorheit war, das Schicksal des Heeres aufs Spiel zu setzen, auch wußte er, daß dasselbe nichts weniger als gerüstet war, allein er meinte, man müsse jetzt aus der Not eine Tugend machen und verteidigte im „Risorgimento" die Kriegserklärung als das geringste Übel in dieser unheilschwangern Zeit.

Die Briefe LXV und LXVI an La Marmora und an die Gräfin Circourt, nach dem Unglück von Novara und dem Aufstande in Genua, können freilich keine historische Skizze heißen, doch geben sie ein geschichtliches Bild und spiegeln die Erbitterung ab, welche Cavours Gesinnungsgenossen erfüllte. Um in solchen Fällen ein klares Urteil zu behalten, muß man gleichgiltig bleiben, und das konnte Cavour nicht. Daher Prädikate wie „stupid, dumm, feig" 2c., die er den Demo-

---

[1]) Carlo Promis schrieb am 29. März 1849 an Matteo Ricci: „Der König, der den Tod suchte, um den infamen Gerüchten, die über ihn im Umlauf waren, ein Ende zu machen, wünschte den Krieg und war der erste, der ihn anstiftete. Beim Abschied sagte er zur Königin, sie werde ihn nicht wiedersehen, denn er wolle sich töten lassen, worauf sie in Ohnmacht fiel." (Memorie e lettere di Carlo Promis, raccolte dal dott. Giacomo Lumbroso, pag. 94.) Einige Zeit vor dem Waffenstillstande sollen ihm die Worte entschlüpft sein, er würde, selbst wenn er sich die rote Mütze aufsetzen sollte, seine Rache zu nehmen wissen. Wenn diese Worte auch von Brofferio berichtet werden, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie gesprochen wurden.

kraten, die das Land ins Verderben stürzten, beilegt. Der Blick auf die Wunden des Vaterlandes machte ihn sogar gefühllos gegen das bedauerungswürdige Loos des unglücklichen Fürsten, der, nachdem er vergebens auf dem Schlachtfelde von Novara den Tod gesucht, dem Thron entsagte und sich zum Exil verurteilte.[1])

Solcher Niedergeschlagenheit zur Beute geworden, hoffte Cavour nichts für das Heil des Landes. Er freut sich zwar über die Wahl des jungen Nachfolgers Karl Alberts, der den d'Azeglio zum Ministerpräsidenten ernannt hat (6. Mai), aber unter den obwaltenden Umständen etwas gutes zu erreichen, dünkt ihm schwierig, wenn nicht unmöglich. Das Vergnügen das er in dem Briefe LXVII darüber ausdrückt, daß d'Azeglio nicht daran gedacht habe, ihn ins Kabinet zu wählen, scheint auch nicht aufrichtig zu sein; vielmehr spricht sich in seinen Worten ein Gefühl von Bitterkeit aus. Man darf es aber d'Azeglio nicht zur Schuld anrechnen, daß es ihm in jenem Augenblicke nicht einkam, Cavour heranzuziehen, da er zum Ministerpräsidenten und nicht zur Bildung eines neuen

[1]) Anmerkung von de la Rive: „Ich erinnere mich nicht, daß er (Cavour) jemals recht lebhaften oder gar anhaltenden Haß genährt hätte, mit Ausnahme gegen den Feldmarschall Haynau, über den er keine Vernunft annehmen wollte. Aber wenn es jemand gab, den er nicht liebte, so war es sicherlich der König Karl Albert." — Das ist wahr, aber man würde sich irren, wenn man dafür persönliche Gründe suchen wollte, statt politischer. Was aber die unglücklichen Ereignisse von 1849 ganz besonders betrifft, so bemerken wir hier, daß die ganze gemäßigt-liberale Partei in ihrem harten Urteil über Karl Albert, selbst wo dasselbe so streng und grausam war, wie in Cavours Brief an die Gräfin Circourt, übereinstimmte. Es ist z. B. bedauerlich zu lesen, wie d'Azeglio am 28. März an seine Gattin schreibt: „Der König hat abgedankt; das hätte er auch einen Monat früher thun können." Aber solch harte Worte werfen Licht auf die Gemütsstimmung, von welcher selbst so aufrichtige Patrioten wie der liebenswürdige Verfasser des Nicolò de' Lapi beherrscht waren.

Ministeriums berufen war,[1]) und da, was noch wichtiger ist, der Name des Direktors des „Risorgimento“ im allgemeinen durchaus nicht beliebt war. Das hätte nur dazu gedient, die gute Wirkung von d'Azeglios Ernennung abzuschwächen oder zu zerstören, denn dieser war trotz seiner Feindseligkeit gegen die Demokraten doch gern gesehen, sowohl wegen seines ritterlichen Charakters wie in Erinnerung des auf dem Schlachtfelde vergossenen Blutes.

Die wahrhaft providenzielle Gegenwart dieses Mannes im Kabinette des jungen Königs trug sofort gute Früchte, und vor allem die, daß er das sonderbare unberechtigte Mißtrauen gegen Viktor Emanuel in Betreff der Grundgesetze des Reiches zu verscheuchen oder wenigstens zu mildern wußte. Auch bei denen, die kein großes Vertrauen in Azeglios politische Talente hatten (auch Cavour zählte darunter), entstand nach und nach die Hoffnung, daß unter seiner Leitung das Staatsschiff wenigstens nicht an den Klippen zerschellen werde. Aus jener Zeit scheint Cavours Brief an Salvagnoli zu stammen, worin er schreibt: „Man darf den Mut nicht verlieren. So lange noch in einem Winkelchen der Halbinsel die Freiheit lebt, darf man nicht verzweifeln.“ (Brief LXVIII.)

Am 29. März war die demokratische Kammer aufgelöst. Erst am 15. Juli fanden die Neuwahlen statt, zum dritten

[1]) Als das demokratische Ministerium nach dem Unglück von Novara gefallen war, beauftragte der König den General Gabriele de Launay mit der Bildung eines neuen Kabinets, welches folgendermaßen zusammengesetzt war: de Launay, Präsident und Auswärtiges; Pier Dionigi Pinelli, Inneres; Giovanni Nigra, Finanzen; Enrico Morozzo della Rocca, Krieg und Seewesen; Luigi Demargherita, Justiz; Filippo Galvagno, Landwirtschaft, Handel und öffentliche Arbeiten; Cristoforo Mameli, öffentlicher Unterricht. Vincenzo Gioberti erhielt ohne Portefeuille eine besondre Mission nach Paris, verzichtete aber schon nach wenigen Tagen auf das Ministerium und auf die Gesandtschaft.

male seit dem Bestehen der konstitutionellen Regierung. Trotz der Ränke, welche die Partei der „Concordia“ gegen Cavour anstiftete, ging sein Name diesmal siegreich aus der Urne hervor, und das nicht nur im ersten Wahlbezirk von Turin, sondern auch in dem von Finalborgo in Ligurien.

Im Gegensatz zur vorigen Kammer war in der neuen die Zahl der Gemäßigten überwiegend, aber doch nicht stark genug, um nicht von den Ultraliberalen überholt zu werden, welche sofort ihr Übergewicht und ihre Geistesrichtung an den Tag legten, indem sie die Gegner von jedem Amt in der Kammer und von allen Kommissionen, besonders von der Budgetkommission, ausschlossen und bald darauf die Vorlage verwarfen, in welcher die Regierung die Ermächtigung zu einer zweimonatlichen Verlängerung der Steuererhebung verlangte.

Dieser erste Schritt der Kammer ließ dem Ministerium nicht viel Aussicht auf die Bestätigung zweier Gesetze, die ihm wichtig waren und Eile hatten, nämlich das über den Friedensvertrag mit Österreich, und dasjenige über den Abzahlungsmodus der 75 Millionen betragenden Kriegsentschädigung.

Eben um diese Zeit war in der Linken eine Trennung vor sich gegangen, die anfing bekannt zu werden. Einige Abgeordnete, unter denen Rattazzi und zwei andre seiner Kollegen aus dem demokratischen Ministerium, Buffa und Cadorna, hatten in Betracht der ernsten Lage, in der das Land sich befand, eine Partei für sich zu bilden beschlossen, die nach denselben Zielen wie die Linke strebte, aber auf andern Wegen. Dies war der Ursprung des „Linken Zentrums.“

Thätig zeigte sich die neue Partei ganz besonders bei der am 13. November begonnenen Beratung über den Friedens-

vertrag mit Österreich. Nachdem man den Vorschlag Balbos verworfen hatte, welcher es der Würde der Kammer, der Würde des Landes, der Würde Italiens für angemessen hielt, den Vertrag durch ein „stilles Votum" zu bestätigen, schlug der Abgeordnete Buffa im Namen seiner Kollegen vom linken Zentrum eine Tagesordnung folgenden Inhalts vor:

„In Betracht der am 17. August 1849 stattgehabten Ratifikation des am 6. desselben Monats in Mailand festgestellten Vertrages mit Österreich, durch welche besagter Vertrag für perfekt und unwiderruflich erklärt wurde; in Betracht des Gesetzes vom 27. September 1849, welches die Regierung autorisirt, die in den Zusatzartikeln bestimmte Kriegsentschädigung zu bezahlen, hält die Kammer den zwischen Sr. Majestät dem König und dem Kaiser von Österreich abgeschlossenen Vertrag für eine bereits vollzogene Thatsache, und wird, wenn es nötig ist und insofern es von ihr abhängt, durch ein besondres Gesetz für die Ausführung desselben sorgen."

Cavour erklärte, daß er den Antrag Balbos vorgezogen hätte, zeigte sich aber dennoch in seinem eignen und seiner politischen Freunde Namen bereit, für den Antrag Buffa zu stimmen, obwohl das Ministerium, das ihn zuerst als einen Transaktionsweg angenommen hatte, später dagegen war.

Bei der Abstimmung wurde aber der Antrag von der Majorität, unter der auch einige Mitglieder der Linken waren, verworfen.

Nach dieser vergeblichen Bemühung brachte das linke Zentrum am 16. November durch den Abgeordneten Cadorna einen andern Antrag vor die Kammer, wonach diese noch vor der Bestätigung des Friedensvertrags die nach Piemont übersiedelten Lombarden und Venetianer gesetzlich schützen sollte.

Es muß hier bemerkt werden, daß Cavour, dem es sehr am Herzen lag, eine Aussöhnung zwischen dem Ministerium und dessen weniger heftigen Gegnern herbeizuführen, sich geneigt gezeigt hatte, einen in der vorigen Sitzung von einem Redner gebrachten Vorschlag, der dasselbe Ziel verfolgte, bis auf wenige Abänderungen, zu unterstützen. Er hatte sogar laut erklärt, wie er fast geneigt wäre, dem Ministerium einen Vorwurf zu machen, weil es nicht aus freiem Antriebe einen Gesetzentwurf eingebracht hatte, welcher das Schicksal der von der Amnestie Ausgeschlossenen sicherstelle. In Ermangelung dieses Gesetzentwurfs schlug er folgende Tagesordnung vor:

„Mit der Erklärung, daß der gegenwärtige Vertrag nicht zur Folge haben kann, den Bewohnern der mit den sardinischen Staaten vereinigten Provinzen, welche von ihrer Regierung von der Amnestie ausgeschlossen wurden, das Bürgerrecht zu entziehen, schreitet die Kammer zur Abstimmung über das Gesetz." Da dieser Antrag keine günstige Aufnahme fand, stellte sich dem Antrage Cadorna gegenüber die Frage so: Ist es ratsam, die Bestätigung des Vertrages hinauszuschieben, bis ein Gesetz von beiden Kammern genehmigt und vom König sanktionirt worden ist, oder aber genügt das vom Ministerium formell und feierlich gegebene Versprechen, ein Gesetz über diesen wichtigen Gegenstand vorzulegen, durch welches es sich verpflichtet, inzwischen das Bürgerrecht allen denen zu verleihen, die es ausdrücklich fordern oder die der Kategorie der von der Amnestie Ausgeschlossenen angehören? Bei dieser Lage der Dinge erklärte sich Cavour entschieden gegen den Antrag Cadorna.

„Ich glaube, sagt er, daß die Diskussion des Vertrages die Gemüter ängstlich und schwankend macht; ich bin dieser

Meinung, es steht ja jedem frei, eine andre zu haben. Ich bin überzeugt, daß die parlamentarischen Arbeiten, welche ohnehin schon so schwierig sind, nicht mit der nötigen Regelmäßigkeit und Schnelligkeit vor sich gehen können, so lange diese Hauptfrage nicht gelöst ist. Dies sei in Bezug auf die innern Angelegenheiten gesagt. Was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so glaube ich, daß die Aufschiebung des Vertrages sehr nachteilig ist, und daß, wenn man den Zustand Europas nimmt wie er ist, und nicht wie wir ihn wünschen möchten, niemand verkennen wird, wie diese großen Schwierigkeiten, die sich der Annahme des Vertrages entgegenstellen, dieses fortwährende Hinausschieben[1]) nur Unannehmlichkeiten und schlimme Resultate für unsere Diplomatie und für unsre internationalen Verbindungen haben kann. . . .

Die Frage über den Vertrag ist für uns eine Schicksalsfrage (una questione fra noi e la fatalità). Und wenn auch nicht mehr unter diesem Ministerium, wenn auch bei einer andern, gleichviel aus welchen Parteien gebildeten Kammer, stets werden wir uns in der Zwangslage befinden dieses fatale Gesetz anzuerkennen und den Vertrag anzunehmen."

Diese Worte waren in den Wind gesprochen. Die vereinigte Opposition der Linken und des linken Zentrums besiegte mit 6 Stimmen die Ministerialpartei. Am folgenden Tage, am 17. November, wurde die Kammer bis zum 29. des Monats vertagt. Am 20. wurde das Dekret der Kammerauflösung bekannt gemacht und die berühmte Proklamation von Moncalieri erlassen; die Wahlen wurden auf den 9. Dezember anberaumt.

---

[1]) Der Vertrag war der Kammer am 7. August von d'Azeglio vorgelegt worden. Am 24. September wurde mit den Beratungen über die Kriegsentschädigung begonnen und Beschluß gefaßt, ohne weitere Bestimmung über den Friedensvertrag.

Die Aufregung, in welche das Ministerium durch das Votum vom 16. November versetzt wurde, zeugt von der Wichtigkeit jener Verhandlungen, und daß dasselbe auf den Antrag eines hervorragenden Mitgliedes des linken Zentrums erfolgt war, daraus erklärt sich auch die spätere Abneigung d'Azeglios, sich dieser Partei anzuschließen.

Was nun Cavour betrifft, so versichert zwar Massari, er habe nicht wenig dazu beigetragen, die Unschlüssigkeit Santa Rosas [1]) über die Zweckmäßigkeit der Einmischung des Königs beim Wahlgesetz zu bekämpfen, auch hatte sich Cavour selbst damit völlig einverstanden erklärt, dennoch bleibt es höchst fraglich, ob er wirklich dem Ministerpräsidenten diesen Rat erteilt hatte. Thatsache ist, daß er nicht aufgefordert wurde, an der im Saale Durandos stattfindenden Beratung über diese wichtige Angelegenheit teilzunehmen. Da die angesehensten Abgeordneten der Kammer und des Senates denselben beiwohnten, durfte ein Mann wie Cavour dort nicht fehlen. Es war also kaum zu verwundern, daß ihn diese Rücksichtslosigkeit beleidigte und er sofort die Hauptstadt verließ.

[1850.] — Am 20. Dezember 1849 versammelte sich die neue Kammer, und am 9. Januar wurde fast ohne Debatte der Friedensvertrag mit Österreich mit einer Mehrheit von 112 Stimmen bestätigt. Dagegen waren nur 17 Stimmen, während es in der vorigen Kammer 72 gewesen waren. Dieses Resultat und die Ernennung Pinellis zum Kammerpräsidenten sicherten der Regierung die Aussicht auf ruhige Zeiten.

Cavour trat sofort als Haupt dieser ministeriellen Majorität auf, und zwar mit der unverkennbaren Absicht, dieselbe

---

[1]) Am 23. Oktober zum Minister des Handels und der Landwirtschaft ernannt.

in seine Gewalt zu bekommen, das Ministerium auf dem Wege der Reformen vorwärts zu treiben, und es im Notfall, als eine für seinen Beistand unerläßliche Bedingung, zu diesen Reformen zu zwingen. Er kannte die Männer der Majorität genügend, um annehmen zu können, daß sie ihm folgen würden. Er sah voraus, daß früher oder später eine Spaltung zwischen ihrer äußersten Fortschrittspartei und der reaktionären Partei erfolgen würde, aber das beunruhigte ihn nicht, wenn es ihm nicht vielleicht sogar wünschenswert war, um freier und ungehinderter mit einer vielleicht numerisch schwachen, aber soliden und gleichgesinnten Majorität vorgehen zu können.

Der Minister Nigra hatte eine Vorlage gemacht betreffs Autorisation zu einer Rentenausgabe von 4 Millionen Lire, um die aus den Kriegen 1848 und 1849 gebliebenen Rückstände zu decken. Als nun Cavour zum Berichterstatter in dieser Sache ernannt wurde, benutzte er die Gelegenheit, um in der Sitzung vom 24. Januar eine am Tage vorher von Brofferio behandelte Frage anzugreifen. Ebenso ironisch, wenn auch nicht so fließend und glänzend sprechend wie sein Gegner, begann er:

„Meine Herren! Nachdem der Abgeordnete Brofferio in der gestrigen Sitzung Ziffern und finanzielle Betrachtungen als unfruchtbar und trocken aus dem Wege geräumt, versetzte er die Kammer auf das Gebiet der Politik, wobei er so hochtrabende, beredte, aber auch zugleich so düstere, unheimliche Worte aussprach, daß man hätte sagen mögen, sie ertönten aus jener Gruft, in welcher, wie der geehrte Kollege bemerkt, die Undankbarkeit der Leser und der Wankelmut des Publikums jenes Journal[1]) gestürzt hat, welches die Erstgeburt seiner glänzenden Phantasie war.

[1]) „Il Messaggere Torinese“; zuerst ein unbedeutendes Handelsblättchen, 1834 unter Brofferios Direktion eine periodische Zeitschrift für Kunst und Literatur, die seit 1847 auch Politik brachte.

Nur sehr ungern fahre ich auf diesem Gebiete fort; denn die Kommission, die mich mit der Berichterstattung beehrt hat, beschloß, angesichts der unbestrittenen Notlage der Staatskasse, welche von der Politik völlig unabhängig ist, die politische Frage nicht zu diskutiren, die, in parlamentarische Formen gebracht, eine Vertrauensfrage werden würde.

Es ist daher schwierig für mich, dieses Gebiet zu betreten, und das umso mehr, als ich nicht die poetische Ader und das Rednertalent des Abgeordneten Brofferio besitze und wohl weiß, mit wie stumpfen Waffen ich das Schlachtfeld betrete. Aber ich vertraue auf die Macht der Wahrheit und der Logik und fürchte darum das Urteil der Kammer nicht." ...

Hier nun zählt Cavour alle Kritiken Brofferios über das Ministerium auf, welche darauf hinausgehen, es zu beschuldigen, die laut Verfassung unumgänglichen Reformen nicht pflichtgetreu ausgeführt zu haben, und als tapferer Feldherr behauptet er den Posten nicht nur durch Verteidigung, sondern auch durch den Angriff.

Am 7. Februar hielt Cavour, bei Gelegenheit der Interpellation des Abgeordneten Paolo Farina über die Angelegenheiten der Nationalbank, drei Reden, welche mit großer Aufmerksamkeit angehört wurden. Auch jetzt noch kann man dieselben nicht lesen, ohne Bewunderung zu hegen für das außerordentliche ökonomische Talent des großen Staatsmannes. Wenn es ihm nun auch gelungen war sich die Aufmerksamkeit seiner Gegner zu verschaffen, so machten diese doch nichtsdestoweniger allerlei bösartige Glossen über ihn, um ihm zu schaden.

„... Der Graf Cavour, hieß es am folgenden Tage in der »Concordia«, hatte in der Nacht, seiner Gewohnheit gemäß, die auswärtigen Zeitungen durchblättert, die, wenn wir nicht irren, seine ganze Bibliothek und den ganzen Vorrat seiner prätendirten Kenntnisse ausmachen."

Auch nach einer in der Sitzung vom 26. stattgehabten Erörterung über den Eisenbahnbau zwischen Alessandria und dem Lago Maggiore schrieb die „Concordia“ in verächtlichen Ausdrücken: Der Graf Cavour hätte so viel staatsökonomische Sophistik, so viel Fehler und phantastische Hypothesen aufgestellt, daß die gesundeste Vernunft und die zäheste Geduld dabei in Verzweiflung geraten wären. Dieses Urteil über den politischen und moralischen Wert Cavours, das in einer der verbreitetsten Zeitungen, in einem Organ der Linken des Parlaments ausgesprochen wurde, ist so ziemlich dasselbe, wie es die politischen Gegner zu allen Zeiten und in allen Landen mit einander austauschen. Wir teilen es hier mit, weil es darlegt, welchen Begriff sich zu jener Zeit die Gegner Cavours von ihm machten, und weil man danach die Schwierigkeiten ermessen kann, die er zu übersteigen hatte, um das Ziel seines edlen Strebens zu erreichen.

Unter den parlamentarischen Arbeiten der ersten Monate dieser Sitzung verdienen die Reden vom 27. und 28. Februar und vom 1., 2. und 5. März über eine Reform des Postwesens erwähnt zu werden.[1]) In einer derselben kam er auf die ökonomische Lage der Zeitung zu sprechen, deren Direktor und hauptsächlichster Aktionär er war.

„Schon der Abgeordnete Jacquemond hat erwähnt, daß fast alle Zeitungen in einem bedauernswürdigen Zustande sind, und ich lasse dieses „fast“ fort; denn ich wüßte keine, die eine Ausnahme machte. So weit ich selbst davon berührt werde, so kann jeder, der daran zweifelt, heute Abend in die Versammlung der Aktionäre des »Risorgimento« kommen (man

[1]) Discorsi Parlamentari del Conte di Cavour, raccolti e pubblicati per ordine della Camera dei Deputati. Torino, Eredi Botta, 1863.

lacht), wo sich ihm ein trauriges Bild von dem finanziellen Zustande der Zeitung darbieten wird."

Kehren wir zu Cavours parlamentarischer Thätigkeit zurück, so lenkt sich unsre Aufmerksamkeit zunächst auf seine Rede vom 7. März über den Gesetzentwurf Siccardis für Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit. Dieses war mehr als eine Rede; das war ein Ereignis in seiner politischen Laufbahn.

Der in dem erwähnten Gesetzentwurf gemachte Vorschlag war in der That von gar keiner Bedeutung. Es genügt zu bemerken, daß Piemont fast der einzige unter allen katholischen Staaten war, der das alte Privilegium der Gerichtsbarkeit beibehalten hatte, sodaß eine Wiener Zeitung spottend bemerkte: Das liberale Piemont bemüht sich Dinge zu erreichen, die Österreich bereits seit den Zeiten von Joseph II. besitzt. Was aber der Sache Wichtigkeit verlieh, war der Entschluß der Regierung, dem Parlamente die Abschaffung jener Privilegien vorzuschlagen, nachdem der römische Hof sich geweigert hatte, in freundlicher Weise darauf einzugehen; denn man zeigte dadurch die Tendenz, das alte, zu den Zeiten von La Margarita so sehr begünstigte System, den Staat der Kirche unterworfen zu halten, aufzugeben und nach und nach an dessen Stelle das System der Trennung (des Staates von der Kirche) anzunehmen.

Was nun Cavour betrifft, so hatte er diese Ideen in seinem Kopfe, der für jede Freiheit ohne Ausnahme geöffnet war, schon lange herumgetragen. (Brief XXXIV u. XXXV.) Es wäre nicht konsequent gewesen, wenn er jetzt, da der Augenblick gekommen war, dieselben zu verwirklichen, unthätig geblieben wäre.

Siccardis Gesetzentwurf brachte zum erstenmale den Zwiespalt über die liberalen Reformen in der Majorität der mi-

nisteriellen Partei ans Licht. Balbo, Revel, Menabrea und andre bestritten, aus diesem oder jenem Grunde, mehr oder weniger lebhaft die neue Politik, welche das Ministerium einschlagen wollte. In Cavours Rede vom 7. März sieht man deutlich die Absicht, diesen Zwiespalt noch mehr hervortreten zu lassen, ohne daß er sein Vorhaben durchleuchten läßt, sich andre Verbündete suchen zu wollen. Wahrscheinlich gab er sich dem Glauben hin, die Andersgesinnten seien so gering an Zahl, daß die ministerielle Partei auch ohne sie das Übergewicht behalten werde.

Cavours Rede besteht aus drei Teilen. Im ersten Teile untersucht und widerlegt er die von Balbo, Revel und von andern vorgebrachten Gründe gegen die Opportunität. Er führt aus, wenn man die extremen Parteien ohnmächtig machen oder wenigstens ihre Kraft vermindern wolle, so sei das beste, was man thun könne, „ihnen die mächtigen Waffen zu nehmen, d. h. die bestehenden Mißbräuche abzuschaffen.“ Endlich spricht er seine Überzeugung dahin aus, daß es unter den obwaltenden Umständen unmöglich sei, auf dem Wege der Unterhandlung zu einem dem Zeitgeiste und den Prinzipien, welche das Wesen der Verfassung bilden, entsprechenden Konkordate zu gelangen.

Im zweiten Teile behandelt er entschlossen die politische Frage. Mit großer Geistesklarheit beurteilt er die Ereignisse der Vergangenheit und zeigt der Regierung und der Nation mit voller Sicherheit die neue Laufbahn, auf welcher, wenigstens für einige Zeit, jeder Gedanke an eine auswärtige Politik ausgeschlossen bleiben müsse. Nach seiner Sprache zu urteilen würde man sagen, er halte schon das Schicksal des Staates in seinen Händen.

Im dritten Teile seiner Rede bemüht sich Cavour, die Argumente des Grafen Revel zu widerlegen, daß die Abschaffung des Forums der Geistlichen das Volk erbittern und einen wesentlichen Teil der Geistlichkeit den konstitutionellen Einrichtungen abgeneigt machen würde. Er erklärt, daß er derselben Ansicht sein würde, wenn die vorgeschlagenen Reformen für den Katholizismus etwas Verletzendes enthielten, aber keiner der Redner hätte das gefunden; der Klerus würde sogar die Abschaffung eines Privilegiums, das mit dem Zeitgeist nicht mehr in Einklang steht, gutwillig hingenommen haben.[1])

„... Wenn die Folgen der Reformen — fährt der Redner fort — der Religion nicht nachteilig sein können, wie wäre es dann möglich, daß sie im Herzen der Geistlichkeit eine dauernd feindselige Gesinnung gegen unsre Institutionen, gegen die Regierung und das Parlament, die sie begünstigt haben, hervorrufen sollten? Mit der Behauptung dieser These thut man den Geistlichen ein Unrecht an, schiebt ihnen egoistische, kleinliche, niedrige Gesinnungen unter. Ich glaube das nicht, und bin sogar der festen Überzeugung, daß diese Reformen

---

[1]) In seinen „Memorie intime" berichtet der Graf Sclopis eine Unterhaltung, die er über diesen Gegenstand am 1. August 1852 mit dem berühmten Erzbischof Sibour in Paris hatte. „Wir haben lange über die Kirchenangelegenheiten in Piemont gesprochen, heißt es; der Erzbischof drückte sich sehr gemäßigt aus und erkannte an, daß es bei den neuen Verhältnissen, welche die Konstitution geschaffen hatte, unerläßlich wäre, die Befugnis der Ziviljurisdiktion zu reguliren, um die Einheit der Gerichtsbarkeit und die Gleichheit vor dem Gesetze herzustellen." (A. Manno, Carattere e religiosità del conte Federigo Sclopis, pag. 79.) Welcher Unterschied zwischen dieser Sprache und der des Kardinals Antonelli, als der Graf Siccardi im Oktober 1849 die Verhandlungen über die Abschaffung des Forums der Geistlichkeit mit ihm besprach: „Der heilige Vater, sagte Antonelli, ist bereit, dem König von Sardinien zu Liebe bis ins Vorgemach des Teufels zu gehen, aber in die Stube selbst kann man nicht eintreten!" (G. Massari, La vita ed il regno di Vittorio Emanuele II., vol. I, pag. 146. Milano, Treves, 1878.)

nicht dahin wirken werden, die Gemüter zu reizen und sie gegen uns aufzubringen. Höchstens werden sie eine kleine Mißstimmung, eine vorübergehende Aufregung mit sich bringen; aber die große Mehrzahl wird nicht zögern, uns die Hand zu reichen und uns den Friedenskuß zu bieten. Und wir, die wir nicht so spröde sind wie der Abgeordnete von Caraglio (anhaltende Heiterkeit), wir werden ihn mit höchster Freude hinnehmen und werden gern den Bund mit der Geistlichkeit schließen; denn wir leben der festen Überzeugung, daß der Fortschritt der modernen Gesellschaft den Beistand jener moralischen Mächte, die am meisten auf die Menschheit einwirken, bedarf: die Religion und die Freiheit!" (Bravo! rechts.)

Am Schlusse seiner Rede wendet sich Cavour an seine politischen Freunde, welche aus Schonung für das Prinzip der Autorität dem Gesetz entgegen waren, und ruft:

„Richten Sie den Blick auf alle Länder Europas; wo wäre eines, das den revolutionären Stürmen widerstehen konnte? Nicht die deutschen Fürsten konnten es, welche alle mehr oder weniger ihre Hauptstädte mit Blut befleckt sehen mußten — nicht Frankreich konnte es, das in wenigen Stunden seinen Thron umgestürzt sah. Und in diesem Lande gab es vorzügliche kluge Männer, die aber die politischen Reformen, ohne ihren Wert zu bestreiten, als unzeitgemäß verwarfen, bis sie endlich vom Geiste der Revolution ergriffen wurden. So wurden diese Reformen, statt mit Reife und Überlegung, durch Gewaltthaten und durch die Revolution vollzogen. Hätte Guizot die Forderung der Wahlreform, deren Gerechtigkeit er selbst nicht bestritt, nicht als unzeitig hinausgeschoben, so säße Louis Philipp wahrscheinlich noch auf dem Throne. (Sensation.) Wo wäre also das Land, das sich gegen die Stürme der Revolution schützen könnte? England ist es, auf das der Abgeordnete Balbo hinzielte. In jenem Lande haben die Staatsmänner, denen die konservativen Prinzipien heilig sind, das Prinzip der Autorität aufrecht zu erhalten gewußt, und danach weitumfassende Reformen voll-

zogen, denen gegenüber diese, die uns hier beschäftigen, von keinem Belang sind. Und das thaten sie trotz des Ankämpfens eines großen Teiles ihrer politischen Gegner."

Hier führt der Redner als Beispiel den Herzog von Wellington im Jahre 1829 an, Lord Grey 1832, Sir Robert Peel 1846, und schließt mit den Worten:

„Sehen Sie, meine Herren, wie die Reformen, zur rechten Zeit vollzogen, die Autorität kräftigen statt sie zu schwächen, wie sie den revolutionären Geist, statt seine Kraft zu vermehren, ohnmächtig machen. (Bewegung.) Ich werde also den Herren Ministern zurufen: Folgt mutig dem Beispiele des Herzogs von Wellington, von Lord Grey, Sir Robert Peel, welche die Geschichte als die ersten Staatsmänner unsrer Epoche proklamiren wird; schreitet rüstig fort auf dem Wege der Reformen, ohne Furcht, die Macht des konstitutionellen Thrones, der euern Händen anvertraut ist, zu schwächen; denn ihr werdet diesen Thron im Gegenteil befestigen; ihr werdet ihm in unserm Vaterlande eine so feste Basis gründen, daß er, wenn auch die Stürme der Revolution ringsum sich erheben, nicht nur imstande sein wird, ihnen Widerstand zu leisten, sondern auch, indem er die Lebenskräfte ganz Italiens um sich versammelt, imstande sein wird, unsre Nation zu der hohen Bestimmung emporzuheben, zu der sie berufen ist."

Bei dieser Stelle ist im Sitzungsprotokoll bemerkt: Anhaltender, stürmischer Beifall in der Versammlung wie im Publikum. Die Deputierten in seiner Nähe bringen ihm ihre Glückwünsche dar, die Minister drücken ihm die Hand und viele Abgeordnete aus der Linken stimmen ihnen bei.

Dieses war der erste vollständige oratorische Sieg, den Cavour im subalpinen Parlamente davontrug.[1]) Man be-

---

[1]) In der „Storia del Parlamento subalpino" drückt Angelo Brofferio seine Bewunderung aus über diese Transformation, wie er

schuldigte ihn, dem Publikum eine gute Dosis Weihrauch angezündet zu haben; aber wer das sagte, kannte den Mann nicht. Thatsache ist, daß, als an demselben Tage (9. März) nach Annahme des Gesetzes Siccardi, ein Entwurf für Abschaffung der Strafe wegen Versäumnisses einzelner religiöser Feste vorgelegt wurde, Cavour eine Rede hielt, die weit entfernt davon war nach Popularität zu haschen.

„. . . Ich glaube nicht, sagte er, daß man auf so entschiedene Weise wie der Abgeordnete Josti behaupten kann, die weltliche Macht solle sich niemals darum kümmern, ob die Religion in Ehren gehalten werde oder nicht. (Oh, oh! . . .) Ich wiederhole, mir scheint das ein Irrtum. Das wäre entschieden gegen den ersten Artikel der Verfassung, welcher die katholische Kirche zur Staatskirche erklärt, und der als logische Konsequenz der Regierung die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß diese Religion nicht Beleidigungen ausgesetzt sei, daß der Ausübung ihres Kultus nichts in den Weg gelegt werde. Aber nicht bloß darin liegt der Irrtum. In seiner Rede spricht der Abgeordnete ein andres Prinzip aus, nämlich daß der Staat keine Feiertage einsetzen solle noch könne. Ich erkläre dagegen nicht nur vom religiösen, sondern auch vom ökonomischen Standpunkte aus die gesetzlichen Ruhetage für eine Notwendigkeit, und das besonders im Interesse der an Zahl überwiegenden Klassen.

Ich hörte, daß jemand die Abschaffung der Feiertage im Interesse des Handelsstandes empfahl. Wenn diese Ansichten nicht die Grenzen, auf welche der Vorschlag des Ministeriums sie beschränkt hat, überschreiten, so kann ich ihnen beistimmen; aber wenn man weiter gehen wollte, wenn man

es nennt: „Dieser Cavour, den niemand anhörte, dem viele mißgünstig gesinnt waren, der den Mund nicht öffnen konnte, ohne Tumult und Mißbilligung zu erregen, der bei den feierlichsten Gelegenheiten die Galerien geräumt haben mußte, um reden zu können — dieser Cavour wird nun plötzlich vom Ministerium, vom Parlamente, vom Volke begrüßt und gefeiert!“

ein absolutes Prinzip aufstellen wollte, dem zufolge man keine Ruhetage für die arbeitenden Klassen anordnen dürfte, dann, meine ich, würde man einen sehr großen ökonomischen Fehler begehen, und würde einen dem ersehnten Ziele ganz entgegengesetzten Weg einschlagen.

Die von der Religion eingesetzten Ruhetage sind in der That den ökonomischen und sozialen Gesetzen völlig entsprechend, wenigstens wenn man diejenigen Gesetze als die besten anerkennt, welche dem größern Teile der Bevölkerung den meisten Nutzen und die größten Wohlthaten bringen.

Ich denke nun aber, daß eine zu große Zahl von Feiertagen den arbeitenden Klassen nur nachteilig sein müsse, denn die außergewöhnlichen Festtage werden meistens nicht der Ruhe gewidmet, sondern mit Vergnügungen und andern schlechten Gewohnheiten hingebracht; dagegen halte ich eine regelmäßige Erholung für eine moralische, physische und ökonomische Notwendigkeit. Um das zu beweisen, beabsichtige ich nicht etwa der Kammer einen staatsökonomischen Vortrag zu halten, und zu erörtern, welches der Lohn der arbeitenden Klassen ist und nach welchen Normen der Lohn und die Arbeit sich richten; ich will nur meine feste Überzeugung aussprechen, daß, wenn man alle Feste abschaffen wollte, die arbeitenden Klassen nach Verlauf einiger Jahre nichts andres dabei gewinnen würden als einige Arbeitsstunden mehr, ohne nach Ende des Jahres ihren Verdienst gesteigert zu sehen. Dieses kann nicht in Zweifel gezogen werden und ist eine leicht zu beweisende ökonomische Regel.

Ich halte es also für höchst angemessen, daß die Ruhetage in der Gesellschaft festgestellt werden, und dies aus denselben Gründen, aus welchen man in Ländern, wo die Zivilisation, die Staatswissenschaft und die Industrie weiter vorgeschritten sind als bei uns, die Arbeitsstunden, auch für die Frauen und Kinder, auf eine Weise geregelt hat, wie ich wohl wünschen möchte, es auch bei uns eingeführt zu sehen. Denn wenn wir hier die Lage der englischen Fabrikarbeiter beklagen, kümmern wir uns vielleicht nur gar zu wenig darum, daß in unsern eignen Werkstätten und Fabriken

die Frauen und Kinder ein Drittel, vielleicht die Hälfte mehr arbeiten als in England.

Ich sage also: wenn man es in zivilisirteren Ländern für nötig befunden hat, die Arbeitszeit der erwerbenden Klassen festzustellen, so müßte man auch a fortiori die Ruhetage feststellen. . . .“

Es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß Cavour bei dieser freimütigen Weise zu sprechen viel mehr der Stimme seines Gewissens und seiner Überzeugung folgte als dem Wunsche, sich bei der Partei, die im subalpinen Parlament für die freisinnigste galt, beliebt zu machen. Aber er ging noch weiter. Der Abgeordnete Giuseppe Jacquemoud von der Rechten hatte vorgeschlagen, die Abstimmung über das Gesetz für Abschaffung der Feste auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, um die Sanktion des päpstlichen Stuhles mit der gesetzlichen Verordnung zu vereinen. Das war so ziemlich derselbe Antrag wie der des Abgeordneten Palluel, dem Cavour, bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Gerichtsstand der Geistlichen, entgegen gewesen war. Nachdem Cavour die Bemerkung gemacht hatte, daß eine derartige Vorsorge etwas Unvollkommenes sei und nicht ein Gesetz genannt werden könne, sondern vielmehr eine Tagesordnung oder ein Beschluß, sprach er ohne Zögern sein Urteil aus:

„Ich gestehe, daß, wenn dieses System derart wäre, daß man vernünftigerweise voraussetzen könnte, der päpstliche Stuhl werde das in diesem Gesetze enthaltene Prinzip genehmigen, und wenn dasselbe zu einer Verständigung zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht führen könnte, ich mich nicht weigern würde, diese halbe Unlogik (semi-illogicità) — ich bitte den Abgeordneten Jacquemoud, meine Worte nicht übel zu nehmen — zu begehen. Aber ich halte dieses von ihm vorgeschlagene Mittel wirklich nicht für geeignet, seine Absichten zu erreichen.

Ich glaube nicht, daß der heilige Stuhl, solange er weiß, daß die Bestätigung oder die Verweigerung des Gesetzes in seiner unumschränkten Macht liegt, sich dazu entschließen wird, es anzunehmen; ich glaube, daß beim gegenwärtigen Stande der Dinge der heilige Stuhl sich ohne weiteres weigern wird, das Gesetz zu sanktioniren. Ich würde daher ein andres Mittel vorziehen, durch das man vielleicht schneller zu unserm Ziele gelangen könnte, und das wäre: die Anwendung des Gesetzes auf ziemlich weite Zeit hinauszuschieben, damit dem Ministerium die Möglichkeit gegeben werde, mit dem heiligen Stuhle in Unterhandlungen zu treten, um zu versuchen, die religiöse Sanktion dieses Gesetzes zu erlangen. (Lärm auf der Galerie.) Das hieße freilich so viel wie dem Ministerium ein Vertrauensvotum geben; aber ich, der ich stets die Politik des Ministeriums unterstützt habe und bei dieser Angelegenheit, statt mich von ihm zu entfernen, doppeltes Vertrauen in dasselbe setze, ich glaube, was mich betrifft, daß man ihm dieses Vertrauensvotum geben und ihm ohne Bedenken die Mittel zugestehen kann, eine Vereinigung der politischen und der religiösen Macht zu versuchen. Und ich zweifle nicht daran, daß, wenn das Ministerium dem heiligen Vater sagen wird: Seht! dies ist der Wunsch der Nation, ausgesprochen durch den Mund ihrer Vertreter und insbesondre durch diejenigen Savoyens, welches der allerreligiöseste und dem Katholizismus ergebenste Teil des Landes ist: dieser Wunsch ist von dem Parlamente, das sich für diese bereits in allen andern katholischen Staaten bestehenden Reformen energisch erklärt hat, fast einstimmig gutgeheißen worden — dann wird der Papst dieser unbesiegbaren Notwendigkeit gegenüber nachgeben und dem Gesetze seine religiöse Sanktion erteilen. Demnach würde ich als Amendement zu Artikel 7 vorschlagen, daß das Gesetz erst im Jahre 1851 in Kraft treten solle."

Obgleich die Ausdrucksweise, in welche Cavour diesen Antrag hüllte, deutlich genug seine Absicht erkennen ließ, den Widerwillen recht hervorzuheben, den der Hof zu Rom

zeigte, sich zu einer Verständigung mit der subalpinen Regierung herbeizulassen (was die Dissidenten der Rechten bestritten), so erforderte es nichtsdestoweniger einen großen Mut, so offen die Ansicht auszusprechen, man solle mit dem päpstlichen Stuhle wegen der religiösen Sanktion des vorliegenden Gesetzes in Unterhandlung treten.

Hier muß nun bemerkt werden, daß die Dissidenten sofort die Absicht Cavours herausfühlten, wogegen man auf der Linken glaubte, er mache einen Schritt rückwärts, um sich mit jenen zu verbinden. —

Jetzt sind wir im Leben Cavours da angelangt, wo er mit allem Rechte die Worte des alten Kanzlers Lord Eldon hätte wiederholen können: „Ich weiß wirklich nicht, warum ich nicht Minister bin.“ Er selbst muß darüber erstaunt gewesen sein, daß das Ministerium, dem er so energisch und erfolgreich beigestanden hatte, keine Schritte that, ihn als thätigen Mitarbeiter für die nationale Fortschrittspolitik, die man durch das Gesetz Siccardi eingeweiht hatte, zu gewinnen. Es wäre ein Irrtum, wollte man das Widerstreben d'Azeglios, Cavour zum Kollegen zu wählen, einer Regung des Neides zuschreiben. Andre Gründe waren dagegen. Aus früheren persönlichen Erinnerungen und aus der Natur d'Azeglios läßt sich schließen, daß es ihm nicht wünschenswert war, sobald schon mit Rom und dem Klerus in Streit zu geraten.

Die Schwierigkeit, inmitten des reaktionären Treibens in ganz Europa freisinnige Einrichtungen in Piemont zu gründen, schien ihm schon groß genug, um sich nicht noch obenein eine so gefährliche Feindschaft zuzuziehen wie die des Klerus.[1])

---

[1]) Aus einem Zirkularschreiben vom 8. Februar 1850 von d'Azeglio an seine diplomatischen Agenten kann man sehen, was

Je weniger man von Piemont spricht, dachte er, desto mehr wird es sich kräftigen und zur gelegenen Zeit seine Autorität geltend machen und seinen Einfluß ausüben können. Ein nicht geringer Grund seiner Zögerung war auch vielleicht die Abneigung des Königs, mit dem heiligen Stuhle in Widerspruch zu kommen, denn d'Azeglio fürchtete, wenn man den König nötigte, diesen Weg einzuschlagen, möchte er den freiheitlichen Einrichtungen abgeneigt werden, während es doch oberstes Interesse war, daß er denselben fest und unveränderlich treu bleibe. Als aber Azeglio nach den allgemeinen Wahlen vom Dezember 1849 gewahrte, wie die gemäßigtliberale Partei, unter Cavours Führung, die Regierung zu freiheitlichen Reformen antrieb, besonders in den geistlichen Angelegenheiten, da folgte auch er dieser Stimme. Er hoffte durch die Initiative der Regierung Ausschreitungen zu verhindern, deren man gewärtig sein mußte, wenn die Linke voranging. Die Spaltung, die dadurch innerhalb der Rechten entstanden war, betrübte Azeglio sehr, aber noch mehr betrübte es ihn, daß Cavour in seinen Reden wie in seiner Zeitung den Riß, statt ihn zu heilen, noch zu vergrößern suchte, obgleich die konservative Partei der Rechten dem Kabinette, nach dem Gesetz Siccardi, immer noch Zeichen von Vertrauen und Achtung gab und stets zu seinen Gunsten stimmte. Cavour seinerseits, der sich nicht so behandelt sah, wie er es zu verdienen glaubte, und der die innerste Überzeugung hegte, das Ministerium gehe mit den Reformen so langsam zu Werke, um nicht die Stütze Balbos und seiner politischen Freunde zu verlieren, ergriff, vor dem Schlusse

---

damals seine vornehmsten Gedanken waren. „Man darf sich nicht verhehlen, sagt er, daß die wichtigste Frage jetzt die ist, das Prinzip der Macht wieder herzustellen."

der Kammer, bei den Verhandlungen des Gesetzentwurfs für Emission einer Rente von 6 Millionen Lire die Gelegenheit, den Ministern in ziemlich harten Worten ihr unschlüssiges, mattes Verfahren vorzuwerfen; und mehr als Protektor denn als treu ergebener Anhänger auftretend, zeigte er sich in einer am 2. Juli gehaltenen Rede bereit, den Ministern Indemnität zu bewilligen, aber nicht ohne die Warnung, daß er ihnen seinen Beistand verweigern würde, wenn sie bei Eröffnung der nächsten Session nicht ein andres System einschlügen. Diese Rede Cavours ist nicht nur wegen der oratorischen Geschicklichkeit, mit der er argumentirt, bemerkenswert, sondern auch weil sie gleichsam das Programm seiner zukünftigen Staatslenkung enthält. Mit Recht kann man sie seine Ministerrede nennen. Man sieht daraus, mit welcher Sorgfalt er sich bemüht, die Minister nicht anzuklagen, sondern sie gegen die Angriffe der Linken, die er teilweise in seiner Überzeugung für berechtigt hält, zu verteidigen.

Einige Tage darauf wurde die Kammer bis zum 4. November vertagt. Am 5. August wurde das Ministerium für Handel und Landwirtschaft durch den Tod Santa Rosas seines Chefs beraubt (Brief LXXIV), worauf die öffentliche Meinung fast einstimmig den Grafen Cavour zu diesem Posten berief.

Es ist leicht zu begreifen, warum diese Begebenheit, aus verschiedenen Gründen, nicht allen Ministern angenehm war, worin auch die Erklärung zu suchen ist, daß man sich mit der Entscheidung nicht so sehr beeilte. Vielleicht wäre man sogar erst nach Wiedereröffnung der Kammer und je nach den Ansichten derselben zu einem Entschluß gekommen, wenn nicht La Marmora, der intimer als alle andern Minister mit Azeglio befreundet war und ihm als große Autorität

galt, demselben schon seit Anfang September die Notwendigkeit vorgestellt hätte, Santa Rosa zu ersetzen, und es ihm gleichsam zur Pflicht gemacht hätte, Cavour an seine Stelle zu berufen. La Marmora hatte die größte Mühe, ihn vom einen wie vom andern zu überzeugen, und sein Widerstreben, Cavour als Kollegen anzunehmen, zu bekämpfen. In einem Moment, sagte Azeglio, wird er das ganze Ministerium umkehren, und ich will vor allem keine Störungen. . . . „Aber du irrst dich! erwiederte La Marmora, Camillo ist ein vortrefflicher Kerl (Camillo è un gran buon diavolo) und außerdem, fügte er hinzu, wird er unter uns zahmer werden. . . .“

Schließlich versprach d'Azeglio den Ministerrat darüber zu befragen, und nachdem dieser zugestimmt, ließ er Cavour rufen, teilte ihm die Richtung mit, die das Ministerium bei den nächsten Parlamentssitzungen einzuschlagen beabsichtige, und fragte ihn, ob er derselben beistimmen könne und sie als Minister des Handels und der Landwirtschaft unterstützen wolle. Cavour antwortete ihm, wie aus Brief LXXIX hervorgeht, daß er mit allen im Programm des Ministeriums enthaltenen Punkten einverstanden sei, nur sollte Mameli, den er für außerordentlich schwach hielt und von dem er wußte, daß er den Reformen, besonders den geistlichen, abgeneigt sei, durch einen andern ersetzt werden. Auf alle Fälle, versicherte er, würde er im Parlamente ein offener und entschiedener Vertreter der ministeriellen Politik sein.

„Das fängt gut an mit deinem buon diavolo, lieber Alfons, sagte Azeglio zu La Marmora, als er ihm die erste „Prätension“ Cavours erzählte. Da aber Azeglio keine besondre Zärtlichkeit für Mameli und dieser keine besondre Zärtlichkeit für das Ministerportefeuille hegte, wurde diese erste Prätension Cavour bewilligt, und die

Ernennung eines neuen Unterrichtsministers vor Eröffnung der Kammern beschlossen. Hierauf wurde der Minister des Innern, Filippo Galvagno, beauftragt, sich zum König zu begeben um ihm im Namen des Ministerrates die Ernennung Cavours zum Minister für Handel und Landwirtschaft vorzuschlagen.

Viktor Emanuel, der nicht allein richtiges Urteil in seltenem Grade besaß, sondern auch von den Vorgängen in seinem Reiche wie von der Vergangenheit und den Geistesgaben der bedeutendsten Staatsmänner unterrichtet war, erstaunte nicht wenig über diesen Vorschlag und sagte lachend zu Galvagno: „Aber sehen denn diese Herren nicht, daß jener Mensch sie alle in die Luft blasen wird?" (li manderà tutti colle gambe all' aria? . . .[1]) Sie sollten es sich überlegen." Dieselben Worte wiederholte er einige Tage später zu Azeglio, hinzufügend, ob man nicht später an Cavour denken und inzwischen ihm einen „sympathischeren Namen" vorschlagen könnte.

La Marmora, der sich bei der Rückkehr von einem Manöver in der Nähe des Königs befand, ergriff die Gelegenheit, die Rede auf Cavour zu bringen und besiegte endlich durch eine ehrerbietige, aber feste Sprache den Widerwillen des Herrschers.[2])

Bevor Cavour sein neues Amt antrat, begab er sich in Gesellschaft zweier Mitarbeiter des „Risorgimento", des Grafen Enrico Martini und des Filippo Cordova, in einige

---

[1]) Der König sprach im piemontesischen Dialekt, und gebrauchte eine Phrase, die nicht gedruckt werden kann. . . .

[2]) In einem ungedruckten Privatbriefe von La Marmora an Agostino Petitti, aus Mailand vom 27. März 1861 heißt es: Wenigstens dreimal redete ich dem Könige zu, ihn (Cavour) zum Minister zu nehmen, trotz seines Widerwillens. . . .

Provinzen des Reiches, um die Lage des Landes besser kennen zu lernen und nützliche Kenntnisse über den Handel und die Industrie desselben zu sammeln. Er besuchte Biella, ging an den Lago Maggiore und verweilte vorzugsweise in Intra. In Stresa genoß er die Gastfreundschaft Rosminis, der durch gemeinschaftliche Studien mit Cavours Bruder Gustav innig befreundet war. In Rosminis Hause lernte er auch Manzoni kennen, den er sehr liebte und verehrte, und der in ihm einen zu hohen Dingen bestimmten Menschen erkannte. „Von diesem Männchen, sagte der große Dichter in seiner gutmütigen Weise zu seinem Freunde Giovanni Berchet, kann man sich viel versprechen (quell' omino promette bene assai)."

Der Gegenstand der Unterhaltung war Italien und dessen Schicksal. Mit festem Vertrauen hoffte der Poet auf die Einheit der Nation, worauf Rosmini mit gutmütigem Lachen bemerkte, er lasse seiner Phantasie zu sehr den Zügel schießen. Cavour rieb sich die Hände und sagte von Zeit zu Zeit: „Etwas werden wir schon machen (qualche cosa faremo)!" —

Am 11. Oktober konnte man im „Risorgimento" folgende Notiz lesen: „Heute morgen hat der Graf Cavour S. M. dem Könige den Eid als Minister des Handels und der Landwirtschaft geleistet". Am nächsten Tage erschien die Erklärung Cavours:

„Von Sr. Majestät zum Minister ernannt, erklärt der Unterzeichnete, daß er mit dem heutigen Tage aufhört, sich an der Direktion der Zeitung „Il Risorgimento" zu beteiligen.

Bei der Trennung von den Männern, die ihm durch drei Jahre auf der schwierigen journalistischen Laufbahn Gefährten waren, ist es ihm Bedürfnis, die Gefühle der Achtung, Sympathie und Freundschaft, die er während der

gemeinschaftlichen harten Prüfungen für seine Kollegen hegte, und die er sich auch unwandelbar erhalten wird, öffentlich auszusprechen. C. Cavour."

Cavour war verständiger als der junge Pitt, der es 1782 ablehnte, in das Kabinet einzutreten, weil der ihm bestimmte Posten seinen Erwartungen nicht entsprach. Er weigerte sich nicht, in dem von Azeglio präsidirten Kabinette eine sekundäre Stelle zu bekleiden; das wichtigste für ihn war, im Ministerium Fuß zu fassen, denn er fühlte sich stark genug, in Bälde Herr der Lage zu werden. Somit läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß er von nun an die Tage zählte, bis daß ihm der Finanzminister, gutwillig oder gezwungen, sein Portefeuille abtreten würde.

Es ist interessant zu sehen, wie die „Concordia," die gegen Cavour stets feindlich gesinnt gewesen, seinen Eintritt in das Ministerium aufnahm:

„Es wird versichert, so heißt es in der Ausgabe vom 10. Oktober, daß der Graf Cavour das Ministerportefeuille für Handel und Landwirtschaft übernehmen wird. Er ist unser politischer Gegner, und darum wollen wir es nicht zu sehr beklagen, ihn an der Macht, diesem Prüfsteine für Staatsmänner, zu sehen. Die klerikale Frage und die Finanzfrage, die schon seit Monaten eine Lösung erwarten, können in den Händen des Direktors des „Risorgimento" nur gewinnen, wenn nämlich die Thaten seinen Worten und Doktrinen entsprechen.

Bei der konstitutionellen Frage wünschen wir, der Graf Cavour möchte sich auf der Ministerbank daran erinnern, daß er stets ein Verehrer Englands war und ein Anhänger jener strengen Gesetzlichkeit und der parlamentarischen Konvenienzen, welche das Korrektiv und die Vervollkommnung der Konstitution bilden. Sonst hoffen und fordern wir nicht viel von ihm; denn der Geist unsers Parlaments und die Macht der Umstände gestatten es nicht, von einem Ministerium

mehr zu erwarten als Gesetzlichkeit und eine gute Verwaltung. Wir wenden uns an die Nation, an die öffentliche Meinung, an die Wähler mit der Bitte, den nationalen Fortschritt zu beschleunigen und unsre Institutionen auf einen Weg zu lenken, der bald ein wahrhaft nationales politisches Ministerium möglich macht, damit die demokratischen Journale nicht mehr genötigt seien, die Ernennung eines Cavour fast wie ein Glück zu begrüßen." [1])

Als einige Tage später das Dekret von Cavours Ernennung zum Minister des Seewesens erschien, hieß es in der „Concordia":

„Die Trennung der Administration des Seewesens vom Kriegsministerium und die Einrichtung eines See- und Handelsministeriums ist für uns ein wichtiges Ereignis.

Wir wollen die Thätigkeit des neuen Ministers nicht vorschnell beurteilen, sondern erst nach den Thaten uns das Recht nehmen, ein reifes, verständiges Urteil zu fällen. Wir erkennen Cavours Kenntnisse an, aber wir können uns schwer davon überzeugen, wie er, der weder Seemann noch Soldat ist, eine Kriegsflotte schaffen und leiten soll. Der Handel und seine Flotte werden sich mit der Zeit unter seiner Leitung entwickeln und gedeihen, wogegen die Kriegsflotte uns Sorge einflößt, wenn wir nicht in großem Irrtum befangen sind. Wäre dies der Fall, so würden wir gern unsern Irrtum einsehen und den neuen Handelsminister unterstützen."

Hier könnten diese Mitteilungen ein Ende haben, denn von dem Augenblicke an, da Cavour in das Ministerium Azeglio tritt, ist sein Leben ebenso bekannt, wie es bis

---

[1]) Zwei Jahre vorher, am 7. Oktober, verspottete die „Concordia" den Grafen Cavour und warf ihm vor, daß er bei Sir Ralph Abercromby englischen Unterricht nahm und sich anglisirte, um in die Kammer zu kommen und dort mit seiner „englischen Stimme" das Ministerium vom Monat August zu unterstützen rc.! Und jetzt lobte man ihn wegen seiner Bewunderung für England! . . . Tempo galantuomo!

dahin unbekannt war; außerdem sind die Briefe dieser Sammlung, welche seine hohen Absichten und Handlungen beschreiben, von nun an viel zahlreicher. Da aber Briefe nicht alles sagen, auch nicht ein historisches Urteil ersetzen, und außerdem die Wiederholung von wenn auch vielbekannten Dingen nicht ganz fruchtlos ist, wollen wir diese Mitteilungen vervollständigen, sie aber in der Biographie des großen Staatsmannes so viel als möglich zusammendrängen.

[1850—1851.] — Nachdem wir gesehen, wie die eifrigsten und hartnäckigsten politischen und persönlichen Gegner Cavours seinen Eintritt in das Ministerium aufnahmen, ist es nun auch wichtig, das Verhalten einer andern parlamentarischen Partei zu beobachten, die, wenn auch numerisch nicht bedeutend, sich durch die Klugheit ihres Führers in der Kammer bemerkbar machte. Wir sprechen vom linken Zentrum, das sich, wie schon erwähnt, unter Urbano Rattazzi gebildet hatte, zur Zeit der dritten Legislatur, die am 30. Juli 1849 eröffnet worden war. Der Antrag Cadorna hatte damals Veranlassung zu einer stürmischen Debatte gegeben, die das Ministerium Azeglio von neuem zwang, seine Zuflucht zu den Wahlen zu nehmen.

Rattazzi betrachtete Cavours Eintritt in das Ministerium als einen ersten Schritt zu einer Reform der Majorität auf einer neuen Basis. Wenn er auch zu dem neuen Minister bis dahin keine Beziehungen gehabt hatte, so fühlte er doch, daß derselbe ihm früher oder später helfen werde, sich aus der isolirten Lage herauszureißen, worin er und seine Partei sich befanden. Die Taktik, die Rattazzi anwandte, um sich bei Cavour in Gunst zu bringen, erhellt aus einem Artikel in der vom linken Zentrum gegründeten Zeitung „La Croce di Savoia.“

„Dadurch, daß die Regierung — heißt es in dem Blatte vom 11. Oktober — sich mit dem Programm Cavours vom 2. Juli einverstanden erklärt, verschafft sie sich eine Stütze, zu der wir, die ganze Nation und ganz Italien ihr Glück wünschen. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Rechte fest zusammenhalten oder persönliche Empfindlichkeiten aufkeimen lassen wird. Nicht von einer numerischen oder manipulirten Majorität erwarten wir die gubernative Kraft. Die Partei Cavour wird, wie sie versprochen, dem Ministerium ihre Stütze entziehen, wenn es nicht zu den Reformen greift. Von dem Augenblicke an, wo das Ministerium sich für diese Reformen erklärt, wird aber die Macht der früheren Majoriät zu Ende sein. Rechte, Linke, Zentrum, alle werden sich genötigt sehen, der Regierung eine Stütze zu bieten."

Die Absichten und Hoffnungen des linken Zentrums treten noch deutlicher hervor in einem Artikel vom 25. Oktober, wo Cavour mit Lobeserhebungen überschüttet war für ein Zirkular über die Brotsteuer, das er an die Bürgermeister ausgeschickt hatte als Vorboten den späteren großen ökonomischen Reformen.

„Diese erste administrative Maßregel, heißt es in dem Blatte, ist nur ein Beleg für das, was wir schon hundertmal hier ausgesprochen haben: die Parteien sind in Piemont schlecht gruppirt, sie müssen sich von neuem organisiren, müssen ihre zerstreuten Moleküle zu einem Aggregat verschmelzen, um eine Partei geistigen Übergewichtes daraus zu bilden. Wenn derartige verdienstvolle Maßregeln in die Öffentlichkeit kommen, dann atmet das Publikum auf; jeder sagt sich im stillen: endlich werden wir regiert; das ist ein Verstand, der unsre wahren Interessen begreift, wir müssen ihm dabei helfen."

Die Debatte über die Gebäudesteuer, welche zu Anfang der am 26. November eröffneten Session vorgenommen wurde, bot dem linken Zentrum zum ersten male eine Ge-

legenheit, seine Flagge wehen zu lassen. In der Sitzung vom 17. Dezember 1850 beantragte Rattazzi in gemäßigten, aber energischen Ausdrücken, das Ministerium solle vor Anfang der Verhandlungen das von Cavour am 2. Juli vorgelegte Programm bezüglich des Budgets zur Ausführung bringen.

„Das Ministerium kann und darf es sich nicht verhehlen, sagte der Führer des linken Zentrums, daß es sich vor den Angriffen der Partei, die es heimlich und listig bedroht, nicht anders schützen kann, als indem es neben Mäßigkeit, Festigkeit und Energie Fortschrittsideen an den Tag legt, und mit fester, sicherer Hand die Reformen in Angriff nimmt, welche im Wunsche des Volkes liegen, und ohne die es niemals, weder im Parlamente noch außerhalb desselben, auf eine wahrhaft aufrichtige Stütze wird rechnen können."

Diese Sprache war hochmütig genug im Munde eines Anführers von kaum mehr als zwanzig Streitbaren, und der kaum anderthalb Monate zuvor Gelegenheit gehabt hatte, sich davon zu überzeugen, daß das Ministerium auf den Beistand einer ansehnlichen Majorität rechnen konnte.

Geben wir hier ein kurzes Bruchstück aus Cavours Antwort.

„Es war nicht meine Absicht, in dieser Vorfrage das Wort zu ergreifen, und ich hätte es lieber meinem geehrten Kollegen, dem Kriegsminister, und dem kgl. Kommissär überlassen, die Argumente, welche der geehrte Antragsteller soeben der Kammer vorgelegt hat, zu bekämpfen; aber da er in seiner Einleitung geglaubt hat, Argumente der Mißbilligung gegen das Ministerium vorführen zu können, und vielleicht auch Vorwürfe der Inkonsequenz für mich . . . Rattazzi: Ich bitte ums Wort . . . Da er einen Vergleich zog zwischen meiner Rede — die ich am 2. Juli gehalten, wenn ich nicht irre — und dem Verfahren des Ministeriums, so habe ich es für gut befunden, auf diese Anschuldigungen sofort zu erwiedern.

Vor allem beeile ich mich, zu erklären, daß, weit entfernt davon, diese Rede vom 2. Juli zu verleugnen oder ein Wort, eine Wendung davon zurückzunehmen, ich eher geneigt wäre, sie jetzt hier, auf der Ministerbank, zu wiederholen, ganz so wie ich sie auf dem Abgeordnetensitze gehalten habe. . . .“

Wir wollen hier nicht die drei wichtigen Reden, die Cavour am 18., 19. und 23. Dezember über Steuersachen hielt, analysiren; nur möchten wir gern die geistvolle Erwiederung mitteilen, die er an die Deputirten Brofferio und Josti richtete, als diese es für ein großes Wunder erklärten, daß er es für nötig befunden, einige höhere Beamte ins Ausland zu schicken, um die administrativen Einrichtungen zu studiren.

„. . . Was die Zentral-Administrationen betrifft, so ist darüber noch kein Plan entworfen worden, das ist wahr, das habe ich gestern eingestanden, und mein offenes Geständnis hat den Herren Abgeordneten von Caraglio und Mortara Gelegenheit zu Scherzen gegeben. Der erste dieser geschätzten Repräsentanten meinte: wenn man danach trachte, Minister zu werden, so solle man wenigstens die Schule hinter sich haben, und nicht brauchen noch hineingeschickt zu werden. Der geehrte Abgeordnete von Mortara sagte, es wäre überflüssig, Leute ins Ausland zu schicken, um dort Studien zu machen, da ich doch selbst so viel gereist sei. Ich werde mit aller Offenheit sprechen, aber nur für mich und nicht für meine Kollegen.

Wenn ich allgemeine Studien gemacht und mir einige theoretische Kenntnisse im Administrationswesen erworben habe, so besitze ich doch noch keine praktischen Kenntnisse, da ich nie in einer öffentlichen Administration angestellt war, und mich bis jetzt auch nicht an den Staatsgeschäften beteiligt hatte. Darum gestehe ich offen ein, daß es viele Einzelheiten in der Verwaltung giebt, die mir, als ich zum Minister ernannt wurde, unbekannt waren. Ich machte gestern offenherzig dieses Geständnis, glaube aber darum nicht eine Thorheit

begangen zu haben durch Annahme dieses Postens, den der König beliebt hat, mir anzuvertrauen. Es giebt Dinge, meine Herren, die man nur durch die Praxis lernen kann. So glaube ich, daß für das System der Buchführung eine gewisse Praxis und besondre Studien notwendig sind. Die Herren Abgeordneten von Caraglio und Mortara sind vielleicht der Meinung, es gäbe Dinge, die man wissen kann, ohne sie studirt zu haben. Ich meinerseits habe ein andres Urteil. Ein geistvoller Schriftsteller, der vielleicht nicht wenig zu den Ereignissen dieser neuen Ära beigetragen hat, sagte einmal, zur Zeit der Aristokratie und des Feudalismus: Les grands seigneurs savent tout sans rien apprendre; und so kann es auch sein, daß einige Abgeordnete der Oppositionspartei viele Dinge wissen, ohne sie gelernt zu haben (Murren links); aber was mich betrifft, so erkläre ich, daß das, was ich nicht studirt habe, nicht als Wissenschaft in mich eingedrungen ist."

Den Teil der Rede, wo Cavour in eignem Namen sprach, ausgenommen, wurde alles übrige in einem Tone gesprochen, als ob er bereits Finanzminister oder besser wirklicher Ministerpräsident wäre. Je mehr wir vorwärts gehen, desto auffallender tritt diese Haltung hervor, sodaß Azeglio eines Tages scherzend zu Giuseppe Torelli sagte: „Mit diesem Männlein (ometto) bin ich daran wie Louis Philipp: ich herrsche, ohne zu regieren." So hielt er sich am 4. Januar 1851, ohne daß im Ministerrate darüber verhandelt worden war, für autorisirt, der Kammer zu erklären, es sei die Absicht der Regierung, den Finanzminister zum Wächter und Hüter des Staatsschatzes zu machen, und bis zu einem gewissen Punkte zum Zensor seiner Kollegen, in der Gewißheit, wohlverstanden, daß in kurzer Zeit er selbst dieser Zensor sein würde. Kaum einen Monat später, am 30. Januar, (das wissen wir von Azeglio selbst), sprach er wiederum vor dem Präsidenten und vor dem Minister des

Innern — die ihm übrigens applaudirten — als Wortführer des Ministeriums, ohne dazu beauftragt worden zu sein. Wir fügen hier das Bemerkenswerteste dieser Rede in einigen Fragmenten bei:

„Meine Herren! Die Verhandlung, zu welcher das Budget des Justizministeriums Veranlassung gab, wurde gestern, nachdem sie sich drei Tage lang um, wie ich es nenne, spezielle oder gesetzliche Fragen gedreht, von einigen Abgeordneten auf das Feld der Politik gespielt. Demnach glaube ich, es sei die Pflicht derjenigen Mitglieder des Ministeriums, denen die Spezialfragen fern liegen, sich auch ihrem hochgeschätzten Kollegen, dem Siegelbewahrer, anzuschließen, um ihre Ansichten auszusprechen und die so bitter und heftig angegriffene Politik des Ministeriums zu verteidigen. (Allgemeine Bewegung und Aufmerksamkeit.)

... Die wahren Anschuldigungen, die, welche einen politischen Charakter annahmen, drehten sich um zwei Punkte.

Die erste bezieht sich auf die Magistratur, die andre besonders auf die Angelegenheiten in Savoyen. Was die Magistratur betrifft, so genügt es zu wiederholen, was der Siegelbewahrer, dem das ganze Ministerium sich anschließt, bereits gesagt hat.

Das Ministerium ist der Ansicht, daß die subalpine Magistratur einen Teil des Ruhmes unsrer Nation bilde. Es kann also keinen Antrag annehmen, der danach trachtet, Mißtrauen oder Tadel auf sie zu werfen. Es scheint dem Ministerium nicht, daß man die Korporation der Magistratur einer Untersuchungskommission unterwerfen darf. (Murren links; der Redner wendet sich dorthin.)

Meine Herren! Das Ministerium ist mit großer Heftigkeit angegriffen worden; ich hoffe, daß der Teil der Kammer, von dem diese Angriffe ausgingen, nun auch seine Verteidigung wird anhören wollen. — Bekanntlich können mich die Unterbrechungen nicht stören. (Rechts: Bravo, gut!)

Das Ministerium wird, ich wiederhole es, jedes Votum, das auf direkte oder indirekte Weise danach zielt, der Magi-

stratur ein Zeichen des Verdachts oder Tadels zu geben, verwerfen . . . (Rechts: Bravo, gut!) Es fühlt, ebenso wie jedes andre Mitglied dieser Kammer, die Wichtigkeit der Wandlung in unsren politischen Schicksalen. Es weiß, wie jeder andre, welche großen Umgestaltungen die Konstitution bewerkstelligt hat; aber es ist der Ansicht, daß die Konstitution sich nicht mit der Revolution vergleichen soll. Ganz anders, scheint ihm, ist die Art des Verfahrens, wenn ein Land auf gesetzlichem Wege, ohne die Erschütterung innerer Kämpfe, von einem politischen System zum andern übergeht, als wenn die Freiheit mit bewaffneter Hand erobert wird und das Resultat eines gewaltsamen Aufstandes ist.

Das Ministerium betrachtet die Verfassung als einen Vertrag der Einheit und Eintracht und nicht etwa als eine Friedensbedingung, welche die siegreiche Partei der absoluten Macht diktirt. Es glaubt deshalb nicht, man solle die Magistratur einer Inquisition unterwerfen und die ganze bisherige Geschichte unseres Staates bis 1848 umstoßen. . . .

Ich komme nun zu einem delikateren Punkte, zu dem, welcher von den Angelegenheiten Savoyens handelt."

Um diese Zitate nicht zu weit auszudehnen, zumal die folgenden Argumente von keinem biographischen Interesse sind, bringen wir nur noch einige Bruchstücke, welche Cavour gleichsam persönlich betreffen.

„. . . Niemand wird vergessen haben, welche furchtbare Wirkung auf die öffentliche Meinung in ganz Europa, auf die frühere sogenannte liberale Meinung, die Exzesse, die Ausschweifungen, die Verwüstungen ausübten, die in Frankreich den Umwälzungen von 1848 nachfolgten. Erinnere man sich, welche Schrecken und welche Unruhe diese Ereignisse selbst den stärksten und gewappnetsten Seelen einflößten. Ich erinnere mich, daß im Winter 1848 Männer, die sich für viel freisinniger ausgaben, als ich bin, Turin verließen, und viel konservativer zurückkehrten, als ich es jetzt bin. Ich glaube, daß auch die allerradikalsten Mitglieder, die dort (nach links

weisend) sitzen, ihr unbegrenztes Vertrauen in die Fortschrittsideen verlieren würden, wenn sie den wüsten Szenen in Lyon und den Junitagen in Paris beigewohnt hätten. Daß diese Besorgnis, welche in Frankreich so lebhaft war, sich auch auf Savoyen übertrug, war natürlich. Savoyen hatte das Schauspiel der Stadt Lyon, das traurigste aus dieser Epoche, neben sich, vor Augen und mußte natürlich lebhaft davon ergriffen sein.

Ein großer Teil derjenigen, die vor und nach 1848 freisinnige Ideen gehabt hatten, waren jetzt ernstlich besorgt wegen der Gefahr der französischen Ausschreitungen und sozialistischen Doktrinen. . . .

Unter solchen Umständen finde ich es nicht befremdend, daß die Staatsanwaltschaft es für nötig und zweckmäßig befunden hat, eine größere Strenge anzuwenden. (Aufregung.)

Aber in Piemont hat das nicht stattgefunden. In Piemont existirten auch solche Befürchtungen garnicht und hatten keinen Grund zu existiren, sei es, weil das Land von andern, höheren, großartigeren Dingen in Anspruch genommen war; sei es, weil, Gott sei Dank! unsre Nation nicht von den Gefahren bedroht ist, welche die französische Gesellschaft bedrohen; sei es endlich, weil es bei uns noch sehr viel praktischen Verstand giebt, auch bei Personen, die sich zu politischen Fortschrittsideen bekennen. — — —

Am Schluß seiner Rede behauptet der Abgeordnete Carquet, daß die Antipathie der Savoyarden gegen die Piemontesen solange dauerte, wie der Krieg dauerte, und daß ihre Sympathie nur von dem Verzicht auf alle Kriegspläne abhing. Dieser Behauptung widerspreche ich feierlich. (Mit erhobener Stimme:) Feierlich protestire ich dagegen! (Bravo! rechts.) Auch ich stamme aus Savoyen, und wenn ich auch nie die Ehre gehabt habe, Abgeordneter zu sein für dieses tapfere Land, so fühle ich doch, daß savoyisches Blut in meinen Adern rinnt; und wenn ich solche unedle Worte höre, so treibt mich das Blut, dagegen zu protestiren. Ich protestire dagegen auf eine Weise, daß mir jeder Savoyarde beistimmen wird; und ich behaupte, wenn das Vaterland und

der König die Söhne jenes Landes herbeiriefen, wenn es sich darum handelte, unsre Fahne gegen Beleidigungen zu verteidigen, so würden die Savoyarden herbeiströmen, um den Abgeordneten von Saint Maurice Lügen zu strafen und mit uns zu kämpfen. (Verschiedene Abgeordnete von Savoyen rechts: Ja, ja. Bravo!). Cavour: Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die bittern Worte des Abgeordneten Carquet gestern die Freunde der Freiheit wenig beglückt haben. Dagegen werden sie mit Freude, mit einer höllischen Freude von der reaktionären Partei aufgenommen werden. (Gut, bravo!)

Nachdem Cavour diese hitzigen Worte ausgesprochen, die uns an einen ähnlichen Zornesausbruch dem Abgeordneten Cagnardi gegenüber erinnern (am 26. Juli 1848), gab er im Namen des Ministeriums folgende Erklärung ab:

„Da ich schon dazu veranlaßt worden bin, die Frage auf das Feld der Politik zu bringen, so wiederhole ich zum Schlusse das schon so oft dargelegte Glaubensbekenntnis des Ministeriums. (Hört, hört!)

Das Ministerium glaubt sich zu einer doppelten Mission berufen. Das heißt, es wird mit der ausgedehntesten Anwendung der Freiheitsideen und mit Entwicklung der in der Verfassung enthaltenen Prinzipien fortfahren. Jedoch bei der weitmöglichsten Beförderung der Reformen wird es sich zur Pflicht machen, jeden Versuch der extremen Parteien, jener Parteien, welche ihren Ursprung außerhalb der Verfassung haben, zu bekämpfen, gleichviel, in welcher Gestalt sie auftreten mögen, sei es unter dem heuchlerischen Mantel der Religion, sei es, daß sie sich in der Schreckensgestalt der Revolution erheben wollten.

Diese doppelte Pflicht wird das Ministerium mit Festigkeit erfüllen. Es verhehlt sich nicht, daß die Aufgabe, Neuerungen zu gründen und das alte System mit einer neuen Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen, sehr schwierig und mühsam ist, und daß man dabei auf große Hindernisse stoßen wird.

Aber das Ministerium ist entschlossen, diese Pflicht zu erfüllen, und wird sie auch sicherlich erfüllen, wenn es, was ich hoffe, auf den Beistand des Parlaments und auf das Vertrauen, mit dem unser erhabener Herrscher es beehrt, rechnen darf. Sollte es aber zu der Einsicht gelangen, daß es, durch die Schuld der Menschen oder der Umstände, durch äußere oder innere Gründe, nicht weiter auf dem Wege der Reformen fortschreiten kann; sollte es genötigt werden, anzuhalten oder stille zu stehen in einem statu quo, dann würde es augenblicklich abdanken. (Große Bewegung.) Alle diese Männer, die auf diesen Bänken sitzen, haben sich ihr ganzes Leben hindurch zu freisinnigen Ansichten bekannt, und haben die Notwendigkeit ökonomischer, gerichtlicher, administrativer Reformen eingesehen. Wenn eine Schicksalsmacht die Ausführung derselben unmöglich machen sollte, dann würden sie, das Haupt vor der Notwendigkeit beugend, andern, Geschickteren, das undankbare Werk überlassen, in einem Staate absoluten Konservatismus zu regieren. Wenn sich das ereignen sollte, dann würde das Ministerium ruhigen Geistes, mit erhobenem Haupte zurücktreten; denn es würde alsdann — wie auch jetzt — mit reinem Gewissen überzeugt sein, in keiner Weise die Vorwürfe verdient zu haben, die der geehrte Abgeordnete Carquet ihm zugeschleudert hat.“ (Beifall rechts und im Zentrum; der Ministerpräsident und der Minister des Innern geben ihrem Kollegen lebhafte Zeichen der Anerkennung.)

Im allgemeinen war dies die Politik des Ministeriums, und die unverhohlene Bestätigung seiner Worte bewies, daß er die Absichten seiner Kollegen gut auszulegen gewußt hatte.

Bei Cavours Manie, über jedweden Gegenstand zu reden, ohne im Grunde die Ideen seiner Kollegen zu kennen, — vielleicht auch hielt er es, gerade weil er sie zu gut kannte, für angemessen und der Sache des Kabinets zuträglich, seine eignen Ansichten auszusprechen —, konnten Veranlassungen zu Zwiespalt und Mißhelligkeiten für die Dauer nicht ausbleiben, wodurch die Lage des Kabinets nun

recht schwierig wurde. Erwähnen wir z. B. die Sitzung, wo (bei Gelegenheit der Debatte über das Budget des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts) darüber verhandelt wurde, ob die Regierung die Berechtigung habe, in das geistliche Unterrichtswesen einzugreifen. Cavour war, wie aus seinen Briefen und Schriften hervorleuchtet, ein eifriger Vertreter jeder Freiheit, und folglich auch der religiösen Freiheit. Auch als die Jesuiten, denen er die Geisteskvechtschaft seines eignen Landes zuschrieb, Piemont beherrschten, enthielt er sich nicht, sein Bedauern über die Verfolgungen, denen sie (1844) in Frankreich ausgesetzt waren, auszudrücken, worüber er sich in einem Briefe an seine Freundin, die Gräfin Circourt, äußert. (Brief XXXV.)

Als er am 13. März hörte, wie der Abgeordnete Asproni sich mit Entrüstung dahin aussprach, daß man in Piemont eine „laxe und verderbliche Moral“ lehre, gegen welche die Wachsamkeit und die Strenge der Regierung angerufen werden müsse, erhob er sich, ohne dem neben ihm sitzenden Minister des öffentlichen Unterrichts eine Silbe zu sagen, nahm das Wort und fing folgendermaßen an zu sprechen:

„Ich protestire laut gegen die von dem Herrn Deputirten Asproni dargelegten Doktrinen. (Rechts: Bravo, Bravo!) Ich bin nicht der Ansicht, daß die Regierung ein Recht habe, sich in den Unterricht der Seminarien einzumischen. (Beifallszeichen rechts.) Das wäre den in der Verfassung sanktionirten Prinzipien entgegen, und wäre die unglückseligste Maßregel des Absolutismus, die man anwenden könnte. Der Abgeordnete Asproni sprach von den Seminarien. Diese Frage ist, wie mein verehrter Herr Kollege, der Minister des öffentlichen Unterrichts, bereits bemerkt hat, eine sehr wichtige, die man nicht so im Handumdrehen, ohne sie reiflich in Erwägung zu ziehen, lösen kann.

Was mich betrifft, so glaube ich, wenn ich meine Meinung nicht als Minister, sondern als Bürger aussprechen darf, die Regierung solle sich vom theologischen Unterricht fernhalten und die Aufsicht über diese Studien solle ganz und gar den Bischöfen anvertraut werden. (Beifallsrufe rechts; Murren links.)

Die Bischöfe mögen Theologen sein und nicht Deputirte, und in derselben Weise sei die Regierung Regierung, und nicht ein Theologe. (Gut, Bravo rechts und im Zentrum.)

Ein jeder, meine Herren, walte seines Amtes; die weltliche Macht sorge für den Unterricht der weltlichen Wissenschaften, und die Geistlichkeit überwache den Unterricht der Geistlichkeit. (Gut! auf der Rechten.)

Asproni: Und die Ethik?

Cavour (sehr laut): Es steht uns frei, zu glauben oder nicht zu glauben; es steht uns frei, zum Seelsorger zu wählen . . .

Asproni: Ich bitte ums Wort.

Cavour: Es steht uns frei, zum Seelsorger zu wählen wen wir wollen.

Wenn man also in den Seminarien eine schlechte Moral lehrt, so werden wir uns andre Theologen suchen zu Seelsorgern, die beim Herrn Asproni[1]) und ähnlichen Professoren in die Schule gegangen sind." (Anhaltendes Lachen und Beifall rechts; Murren links.) — — —

Der Abgeordnete Sineo beeilte sich zu bemerken, welcher Widerspruch zwischen den Worten des Ministers des Seewesens, Handels und der Landwirtschaft und der Erklärung des Ministers des öffentlichen Unterrichts bestehe. Dieser seinerseits behauptete laut, daß kein Widerspruch existire, wenn nicht „dem Anschein nach"; daß vielleicht eine kleine

---

[1]) Der Abgeordnete Asproni hatte in der Kammer daran erinnert, daß er mehrere Jahre hindurch Professor der Theologie und Moral in einem Seminar in Sardinien gewesen.

Abweichung in der Argumentation des einen oder andern Ministers vorhanden sei, daß aber im wesentlichsten alle Minister darüber einig seien, man solle jede Änderung der bestehenden Einrichtungen aufschieben und zu „gelegnerer Zeit" ein Spezialgesetz ausarbeiten. Im Vertrauen aber beklagte er sich bei seinem Kollegen darüber, daß er fast versucht hätte, mit seiner stürmischen Sprache einer Frage, welche in das Ressort des Unterrichtsministers gehöre, vorzugreifen.

Cavour, der, wie La Marmora ihn ganz richtig bezeichnet hatte, im Grunde „un gran buon diavolo" war, machte in der nächsten Sitzung eine „Amende honorable" für die begangene „Unklugheit," blieb aber bei seinem Ausspruche, daß die Frage „zur gelegeneren Zeit" nach den von ihm ausgesprochenen Ansichten ihre Lösung finden solle.

Diejenigen, welche heute noch glauben, Cavour sei nicht aufrichtig gewesen, als er das Prinzip: „Freie Kirche im freien Staate" proklamirte, mögen folgende Reden lesen; und wenn sie auch seine Ansichten nicht teilen, so werden sie wenigstens über die Redlichkeit seiner Überzeugungen nicht im Zweifel bleiben. Wenn er sein politisches Interesse, den Ehrgeiz, der ihn antrieb, seine bescheidene Stellung als Minister der Landwirtschaft mit der eines Ministerpräsidenten vertauschen zu wollen, allein im Auge gehabt hätte, so wäre er auch klug genug gewesen, einzusehen, daß die Kundgebung seiner Ideen für die Freiheit des Klerus ihn von dem erwünschten Ziele entfernen mußten. Aber als ein überlegener Mann verschmähte er so leicht gewonnenen Beifall, und anstatt seine liberalen Grundsätze, von deren Güte und Richtigkeit er überzeugt war, zu verbergen, zog er es vor, als öffentlicher Verteidiger derselben aufzutreten:

„Ich habe gestern das Wort ergriffen zur Bekämpfung der von den Abgeordneten Brofferio und Asproni entwickelten Prinzipien bezüglich der Notwendigkeit, den Unterricht in den Seminarien einer direkten und unmittelbaren Aufsicht der Regierung zu unterstellen. Vor allem scheint mir, daß diese Politik nicht annehmbar ist, denn sie ist in einem Punkte, welcher der wichtigste ist, verfehlt: sie ist unausführbar.

Wenn auch Kammer und Regierung die Seminarien einer direkten und beständigen Aufsicht unterstellen wollten, so würden sie, meine ich, ihre Absicht nicht ausführen können; denn das würde beim Klerus und bei den Bischöfen auf einen Widerstand stoßen, den zu besiegen man Mittel anwenden müßte, welche wie Verfolgung aussehen könnten, und die das Parlament gewiß nicht bestätigen, das Volk aber unzweifelhaft verdammen würde.

Der einzige Weg, eine wirksame Aufsicht auszuüben, wäre derjenige der Inspektion. Glauben Sie nun aber, meine Herren, daß die Ausführung einer solchen Inspektion eine leichte Aufgabe wäre? . . . Wenn außerdem die weltliche Macht sich verpflichtete, den religiösen Unterricht zu überwachen, so übernähme damit das Parlament die Pflicht und das Recht, darauf zu sehen, daß diese Überwachung vom Ministerium auf lobenswerte Weise geschähe. Demzufolge müßten also die theologischen Erörterungen des Ministerrates dem Parlamente vorgelegt werden.

Nun frage ich, ob sich das Parlament in derartigen Untersuchungen Autorität oder Achtung erwerben könnte?

Ich bitte die Kammer zu bedenken, welchen Eindruck es machen würde, wenn nach einer lebhaften Debatte über die Erziehung in irgend einem Seminar einer jener Abgeordneten, die als die eifrigsten Vertreter der Unabhängigkeit und der Rechte der weltlichen Macht auftreten, zum Beispiel der Abgeordnete von Caraglio (Heiterkeit), eine Tagesordnung folgenden Inhalts vorschlüge: „In Anbetracht, daß in dem Seminar zu Alessandria, Genua oder sonstwo eine nicht genügend strenge oder reine Moral gelehrt wird, fordert die Kammer das Ministerium auf, dafür zu sorgen, daß die

Doktrin des heiligen Thomas mit größerer Strenge gelehrt werde. (Anhaltende Heiterkeit rechts und im Zentrum.)

Aber in der That, wenn man soweit ginge, wenn man die Theorie der Abgeordneten Brofferio und Asproni annähme, so würde diese Politik nicht nur an der Opposition der Prälaten und an andern Hindernissen scheitern, sondern auch an der enormen Lächerlichkeit, in der wir vor allen aufgeklärten Männern Piemonts, Italiens, ganz Europas dastehen würden.

Aber ich füge hinzu, daß diese Politik nicht allein unnütz ist, da sie zu keinem praktischen Resultate führt, sondern daß sie auch schädlich werden kann. Ich glaube nicht, daß die geehrten Antragsteller darauf hinzielen, die gesetzliche Autorität der Kirche zu schmälern oder die Religion beschränken zu wollen, sondern vielmehr darauf, den Klerus zur Annahme liberalerer Doktrinen hinzuführen. Die vorgeschlagenen Mittel scheinen mir aber etwas ganz andres zu bezwecken. Wie wollen Sie, meine Herren, daß der Klerus unsre Institutionen lieb gewinne! Die Privilegien des früheren Systems sind ihm genommen worden, wenn auch ganz berechtigterweise; das, was ihm noch blieb, soll ihm auch genommen werden; über die Einkünfte der Kirchengüter wird zu unsern Gunsten verfügt. Und dabei ruft man ihm zu: Bei allem, was früher zu euren Gunsten war, haben wir die freiheitlichen Prinzipien angewandt, aber was eure Freiheit und Unabhängigkeit betrifft, da bleiben wir bei den alten Traditionen der Vergangenheit, die wir das ruhmreiche Erbteil unsrer Ahnen nennen. Meine Ansicht ist, daß wir mit solcher Sprache den Klerus, anstatt ihm unsre liberalen Ideen und Einrichtungen lieb zu machen, nur davon entfernen; denn sie würden in ihm jenes Gerechtigkeitsgefühl erwecken, das im Herzen jedes aufgeklärten Mannes schlummert. Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß das wirksamste Mittel, den politischen Einfluß des Klerus zu vermehren, das ist, ihm eine Ausnahmestellung einzuräumen, eine Verfolgung oder auch nur einfache Belästigungen über ihn ergehen zu lassen.

Ich bitte daher die Kammer dringend, die Lehren der Geschichte zu benutzen, und die Intoleranz des Klerus durch kein andres Mittel bekämpfen zu wollen, als durch die Anwendung der freiheitlichen Prinzipien.

Freilich wird die Freiheit der religiösen Erziehung einige Nachteile mit sich bringen; ich will nicht für die Erziehung, die man in allen Seminarien erteilt, garantiren, Gott soll mich bewahren! Aber, meine Herren, wo wäre eine Freiheit, die nicht auch eine bittere Frucht erzeugte, die nur Wohlthaten ohne jeden Nachteil brächte? Ich kenne keine solche Freiheit! . . .

Wenn Mißbräuche bei der geistlichen Erziehung vorkommen werden, so wird es auch Gelehrte geben, die über diese Materie liberale und den Ideen des Fortschritts und der Freiheit entsprechende Abhandlungen schreiben, aber, um Gottes willen, meine Herren! fangen wir auf dem Wege der Reformen nicht damit an, daß wir ein Prinzip des Absolutismus aufstellen; fangen wir nicht, um einigen Mißbräuchen vorzubeugen, damit an, daß wir eine unsrer vornehmsten, unsrer höchsten Freiheiten verleugnen! — Ich hoffe, die Kammer wird diese Prinzipien freundlich aufnehmen; sie wird sich von den beredten Worten der Abgeordneten Brofferio und Asproni nicht verblenden lassen, sondern wird unter dem Firniß des Liberalismus und Fortschritts herausfinden, welches die eigentlichen Doktrinen sind, zu denen sie sich bekennen. Ich baue darauf, daß sie erkennen wird, wie der Fortschritt, zu dem man uns auffordert, eine Rückkehr zum Regiment Ludwigs XIV. wäre, und daß der Liberalismus, den man uns anrät, des Geistes ist, den unter Ludwig XV. die Encyklopädisten im Boudoir der Madame de Pompadour predigten."

Hier enthalten die Akten der Kammer die Anmerkung: Beifallszeichen auf den Bänken rechts. Und Balbo, der nach Cavour sprach, schloß mit den Worten: „Was die Frage betrifft, die uns jetzt besonders beschäftigte, so ist sie von dem Herrn Handelsminister so meisterhaft behandelt worden, daß

ich mich nur seinen Worten ganz und gar anschließen kann."

Bis jetzt haben wir den Minister als Politiker beobachtet; es ist nun Zeit, ihn auch als Ökonomisten zu sehen, und die Umgestaltungen zu erwähnen, welche er durch Handelsverträge in der Volkswirtschaft Sardiniens bewirkte.

Schon ehe Cavour Minister war, hatte er, — bei der Beratung über einen Gesetzentwurf zur Abschaffung des Differentialzolltarifs für diejenigen Nationen, welche Reziprozität anboten (4. April 1850) — seinen, bereits vor 1848 durch die Presse kundgegebenen Prinzipien treu bleibend, die Ansicht ausgesprochen, daß derselbe für alle Nationen abgeschafft werden solle, auch in den Fällen, wo auf keine Ausgleichung zu rechnen wäre, und daß diese Reform als an und für sich gut eingeführt werden solle, ohne in Betracht zu ziehen, was andre Nationen thun würden. Die Kammer zeigte sich diesem Vorschlage nicht geneigt. Cavour hielt daran fest, man solle nicht absolute Gegenseitigkeit, d. h. eine vollständige Gleichheit der Zollgebühren, fordern, sondern man solle die Gelegenheit benutzen, andre Vorteile zu fordern und zu erlangen. In keinem Falle wäre es ratsam, sagte er, der Regierung das Recht zu entziehen, Unterhandlungen auch mit denjenigen Nationen anzuknüpfen, welche entweder aus politischen Gründen oder aus irrtümlichen ökonomischen Ansichten dieser Abschaffung des Differentialtarifs für die sardinische Handelsflotte nicht beistimmen wollten, aber dennoch geneigt wären, über andre Zollentschädigungen in Unterhandlung zu treten. Um seine Ansichten klarer zu entwickeln, fügte er hinzu:

„Ich kann nicht hoffen, Frankreich werde uns zuliebe das Differentialzollsystem schlechtweg abschaffen wollen, obschon ich der Meinung bin, die Annahme der Prinzipien der

Handelsfreiheit anstatt des Schutzzollsystems wäre das beste Mittel, Frankreich von der politischen und ökonomischen Krankheit, an der es leidet, zu heilen. Es liegt aber garnicht fern, zu hoffen, Frankreich möchte sich zu einer Reduzirung des Zolltarifs verstehen, welche immerhin eine mehr als genügende Ausgleichung für uns sein würde."

Cavour legte so wenig Gewicht auf irgend eine Vergütung und hielt die Handelsfreiheit an und für sich für so vorteilhaft, daß er den Differentialzolltarif auch sogar bei jenen Nationen abgeschafft wissen wollte (z. B. Österreich und Griechenland), von denen sicherlich, selbst wenn sie auf die Gegenseitigkeit eingingen, kein großer Vorteil für den Handel Sardiniens zu erwarten stand.

Aber die Kammer hielt es, wie schon bemerkt, nicht für zweckmäßig dem Grafen Cavour ganz und gar auf diesen kühnen Wegen zu folgen, und begnügte sich mit folgenden Beschlüssen: Man solle die Abschaffung des Differentialtarifs ohne weiteres allen jenen Staaten zugestehen, welche sich geneigt zeigten, ebensoviel für Sardinien zu thun. Der Regierung aber solle die Befugnis bleiben, wenn es ihr zweckmäßig schiene, dasselbe auch solchen Staaten gegenüber zu thun, welche diese Ausgleichung nicht zugestehen würden. — „Die ökonomische Rettung, sagte Cavour, hängt von einer aufgeklärten Politik auf diesem Gebiete ab."

Aus dem hier Gesagten geht deutlich hervor, daß Cavour bezüglich der Handelsreformen nicht der Schule derer angehörte, welche nichts geben, ohne etwas zu empfangen. Obgleich er noch nicht Minister war, als diese Verhandlungen ihren Anfang nahmen, untersuchte er das Problem von einem allgemein theoretischen Standpunkte aus. Er wünschte, daß man die kommerziellen Reformen ihrer eignen Vortrefflichkeit

halber vollzöge, ohne auf die Systeme andrer Nationen zu achten. Als er aber Minister geworden war, und man von der Abschaffung des Differentialzolltarifs zu der allgemeinen Reduzirung aller Tarife schreiten mußte, da gewahrte er die Sache von einem andern Standpunkte aus. Obschon das System der Handelsverträge nicht das direkteste, nicht das ausgedehnteste und ein seinen eignen Prinzipen entgegengesetztes war, so hielt er es doch für das beste, sofern es den Produkten Sardiniens am leichtesten einen Ausgang nach den fremden Handelsplätzen eröffnen könnte. Und in der That! Hätte man sich auf eine Tarifreduktion beschränkt, so hätten die Käufer durch den Ankauf ausländischer Waren zu niedrigeren Preisen allein dabei gewonnen, während durch den Handelsvertrag, beide der Käufer wie der Produzent, ihren Vorteil fanden.[1]

So begannen also nun die Verhandlungen, und zwar zunächst mit Frankreich, mit welchem am 5. Dezember 1850 ein Handelsvertrag abgeschlossen wurde an Stelle des früheren vom 18. August 1843, der am 20. November abgelaufen war. Das war in der That ein armseliger Vertrag, denn in Frankreich herrschten damals die Doktrinen des Schutzzollsystems, und um seine Annahme in den Kammern durchzusetzen, mußte ihn die Regierung mehr als eine politische Vorsorge hinstellen, welche dem Lande für die Zukunft die Sympathie Frankreichs sichern sollte, denn als wirklichen Handelsvertrag. (Brief LXXXII.) Was Cavour in der Sitzung vom 21. Januar 1851 über diesen Gegenstand gesprochen, ist besonders darum bemerkenswert, weil es beweist, wie schon damals in seinem Kopfe die Absicht feststand, sich

[1]) Il Conte di Cavour in Parlamento, per J. Artom e A. Blanc (Firenze, Barbera, 1868), pag. 39.

für seine zukünftigen Pläne gegen Österreich ganz besonders auf Frankreich zu stützen. Auch in dieser Rede führte Cavour entschieden die Sprache eines Kabinetspräsidenten.

„... Ich werde nun noch einige Betrachtungen wichtigerer Art hinzufügen. Ich glaube, meine Herren, daß auch noch einige höhere, über den ökonomischen Rücksichten stehende Gründe zu Gunsten der Annahme des Vertrages sprechen; ich meine politische Rücksichten. (Hört, hört!)

Wenn ich auch die mehrfach in dieser Kammer geäußerten Befürchtungen, die ein beredter Abgeordneter von Savoyen vor kurzem ausgesprochen hat, nicht teilen kann; wenn ich auch nicht glauben kann, daß wir von so ernsten und so nahe bevorstehenden Gefahren umgeben sind, daß es unumgänglich notwendig wäre, eine kräftige und unmittelbare Stütze in unserm Nachbarlande zu suchen, so bin ich darum noch kein Optimist.

Mein Vertrauen in die Zukunft geht nicht so weit, daß ich das Gewölk schwerer Ereignisse, die einen großen Einfluß auf unsern Staat haben können, am politischen Horizonte nicht bemerken sollte. Ich glaube nicht, daß wir in einer Lage sind, sagen zu können, unsre neuen Einrichtungen seien eine absolute Schutzwehr gegen jedes Hindernis, gegen jede Gefahr. Ich nehme nicht die Wahrscheinlichkeit, aber doch die Möglichkeit an, daß sich manches ereignen könnte, das uns eine, wenn auch nicht materielle, so doch moralische Stütze von seiten Frankreichs sehr wünschenswert machen möchte, und darum halte ich es weder für nützlich noch für angemessen, irgend etwas zu thun, das in dieser Nation feindliche Gesinnungen gegen uns wachrufen könnte.

Es nützt nichts zu sagen, daß wir durch Verweigerung des Vertrages nicht gegen die Nation, sondern nur gegen die Regierung handeln würden, da in Frankreich Nation und Regierung zwei völlig verschiedene Dinge sind, und die Regierung oft wechselt, während die Nation, die nicht alle Leidenschaften und Ansichten der Regierung teilt, fortbesteht.

Diese Einwendung wäre richtig, wenn es sich um eine innere, um eine rein französische Frage handelte, aber wenn

es sich um eine internationale Frage handelt, so, meine ich, werden Nation und Regierung eins und dasselbe. Daraufhin bemerke ich, daß wenn der Vertrag in der französischen Assemblee bekämpft wurde, so wurde er auch sehr lebhaft unterstützt, und zwar von hervorragenden Mitgliedern, meistens aus der Linken.

Vielleicht aber könnte jemand, der mit meiner Auseinandersetzung nicht zufrieden ist und meine Worte für Rednerkunstgriffe auslegen möchte, mir, um zu einem Schluß zu kommen, die Frage vorlegen: Glauben Sie, Frankreich werde, wenn wir den Vertrag verweigern, eine feindliche Haltung gegen uns annehmen und Repressalien gegen unser Reich anwenden?

Darauf werde ich offenherzig antworten: Nein, ich glaube das nicht. — Ich glaube, daß wenn wir auch den Vertrag verweigerten, Frankreich nicht feindlich gegen uns auftreten und nicht unmittelbare Zollrepressalien gegen uns üben würde. Aber, meine Herren, eine mächtige Nation besitzt viele und ganz andre Mittel zu schaden, als dasjenige, daß sie eine drohende Haltung annimmt oder das System der Repressalien anwendet. Zum Beweis für meine Behauptung will ich bei dem vom Abgeordneten Paolo Farina angeführten Beispiele bleiben; dem Beispiel von jenem berühmten Durchsuchungsvertrag, den die französische Regierung verwarf, nachdem er von ihrem Bevollmächtigten bereits bestätigt worden war.

Der Minister Guizot hatte in London durch seinen Bevollmächtigten einen Vertrag betreffs Unterdrückung des Sklavenhandels bestätigen lassen, welcher, trotz der Anschuldigungen, die man gegen denselben gerichtet hatte, auf edeln und gerechten Gefühlen der Humanität beruhte — Guizot, sage ich, welcher dem Druck der öffentlichen Meinung nachgab, von seinem Hange zur Macht beherrscht (was die wunde Stelle seines Lebens ist), sanktionirte gleichsam diese England angethane Schmach dadurch, daß er am Ruder blieb, nachdem er jenem von ihm ausgegangenen Vertrage seine Bestätigung verweigert hatte.

England erklärte darum Frankreich nicht den Krieg; es gebrauchte keine Repressalien im Zollwesen, aber von diesem Augenblicke an entstand in ihm ein feindseliges, antipathisches Gefühl gegen die französische Regierung, welches vielleicht bei der Revolution von 1848 nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein mag.

Bewahre mich der Himmel, einen Vergleich zwischen unsrer gegenwärtigen Lage und derjenigen Frankreichs in jener Epoche anstellen zu wollen!

Die savoyische Dynastie, die seit acht Jahrhunderten mit der Nation zu einer Gemeinschaft in Ruhm und Gefahr verschmolzen ist, stand durch die Opferfähigkeit Karl Alberts an der Spitze der Auferstehung Italiens und Piemonts und ist jetzt durch einen Fürsten vertreten, dessen ererbten Tugenden sich Hochherzigkeit und eine aufrichtige Liebe zu unsern Freiheiten beigesellen. Die savoyische Monarchie hat, ich wiederhole es, in diesem subalpinen Boden andre Wurzeln geschlagen als der Thron Louis Philipps in Frankreich hatte; und darum beabsichtige ich nicht im geringsten, durch dieses Beispiel das Gespenst der Revolution heraufzubeschwören, um auf den Geist der Kammer einzuwirken. Jedoch glaube ich der Kammer vorstellen zu dürfen, daß, wenn wir auch nach innen in einer bessern Lage sind, als Frankreich zu jener Zeit war, man dasselbe nicht von der äußeren Lage sagen kann; und daß die Zustände Frankreichs unter Louis Philipp Europa gegenüber gewiß gesicherter waren, als sie es jetzt bei uns sind.

Ich bitte daher die Kammer, nicht nur die ökonomischen, sondern auch die politischen Rücksichten zu erwägen, und, wenn es von Nutzen ist, über die minder wichtige Seite der Frage wegzugehen (die ökonomische), um sich an die wichtigere zu halten (die politische), und diesen Vertrag zu votiren, welcher, wenn er auch nicht alle Vorteile, die man von ihm erhoffen kann, realisiren wird, doch wenigstens die so wünschenswerte Eintracht, die zwischen den occidentalen Völkern Europas herrschen sollte, befestigen kann.“ (Lebhafte Beifallszeichen von verschiedenen Seiten.)

Während der Debatten über den Vertrag mit Frankreich war die sardinische Regierung in Unterhandlungen mit Belgien, mit dem am 24. Januar ein auf vernünftigen Freiheitsprinzipien basirter Handels- und Schifffahrtsvertrag zum Abschluß kam. Gleichzeitig unterhandelte man auch mit England, und am 24. Februar wurde auch mit dieser Großmacht unter günstigen Bedingungen ein für Piemont vorteilhafter Handelsvertrag abgeschlossen.

Die am 14. April in der Kammer begonnenen Debatten über die beiden oben erwähnten Verträge hatten eine politische und eine ökonomische Wichtigkeit zugleich. Sie bewiesen, daß zwischen der Rechten, an deren Spitze Balbo und Revel standen, und dem Ministerium nicht nur ein ernster Zwiespalt über die Kirchenpolitik, sondern auch über die Handelspolitik bestand. Die Mißstimmung der Rechten gegen den Grafen Cavour, die mehrere Monate lang geschlummert hatte, trat nun wieder lebhaft hervor.

Einige Züge aus der Rede des Grafen von Revel werden genügen, um den Lesern eine Idee von dem Kampfe zwischen ihm und Cavour zu geben.

„Ich weiß, daß viele der Anwesenden das, was ich über die Verträge mit Belgien und England sagte, ungünstig aufnehmen werden, als ob ich Systeme und Ansichten aufstellen wollte, die „verschimmelten Deklamationen“ ähnlich wären, wie der Herr Minister für Handel und Landwirtschaft sich ausdrückt. . . . Cavour: Ja!

Revel: . . . oder Rückschritt, oder Absolutismus und ähnliche liebenswürdige Ausdrücke, mit welchen andre, die nicht so unparteiisch sind wie er, sehr freigebig gegen jeden sind, der ihre Gesinnungen nicht blindlings teilt. (Bewegung.) . . .

Meine Herren! Freihandel oder Schutzzollsystem! Zwei entgegengesetzte ökonomische Systeme, denen Leidenschaft, Un-

wissenheit oder Leichtsinn die Bedeutung zweier entgegengesetzten politischen Prinzipien zuschreiben.

Wer für den Freihandel stimmt, ist ein vorurteilsfreier Mann, mit weiten liberalen Ansichten, und folglich mit freien politischen Prinzipien. Wer dagegen diese ökonomische Theorie nicht ganz und gar teilt, oder nur für eine vernünftigere, klügere und weniger gewagte Anwendung stimmt, der ist ein beschränkter Mensch, voll Furcht und Vorurteilen; und wenig fehlt, so würde man ihn als Gegner — wenigstens in seinem Herzen — der Freiheitspolitik anklagen, weil er keine ökonomischen Revolutionen, sondern nur einen allmählichen, überlegten Fortschritt haben will.

Dies ist, meine Herren, die im Geiste der Mehrzahl eingewurzelte Ansicht. . . ."

Im Verlauf seiner Argumente zieht Revel einen Vergleich zwischen dem Verfahren von Sir Robert Peel bei den Handelsreformen und dem des Grafen Cavour, um damit zu schließen, daß die Einrichtungen des einen für den Fall, daß sie nachteilig wären, hätten zurückgenommen werden können, während die des andern unwiderruflich sind. „Diesen Vergleich, fügte er hinzu, könnte ich noch ausdehnen, aber ich fürchte, wenn ich weiter ginge, möchte man glauben, ich wollte spotten."

Im Verlauf seiner Rede wurden die Anspielungen auf Cavour und auf dessen politische Persönlichkeit immer schärfer.

„Ich will Fortschritte, sagt er, und keine Revolutionen (Murren), wohldurchdachte Erörterungen, gewissenhafte Untersuchungen, keine Überstürzungen. . . . Die große Masse der Nation, der kleine Mann, . . . glauben Sie, daß der aus Ihrer Tarifreduktion große Vorteile ziehen wird? . . . Ich kann das nicht glauben, und aus Verehrung für ein theoretisches abstraktes Prinzip, für eine Nachahmungswut, die fast eine Parodie ist . . . (Unruhe auf der Linken.) — Ich kann nicht begreifen, warum man so unruhig ist. . . . Parodie will soviel sagen, wie falsche Nachahmung. Wenn das Wort

der Kammer nicht gefällt, dann kann ich auch sagen, aus falscher Nachahmungswut ...

Cavour: Danke! (Heiterkeit.)

Revel: ... Aus falscher Nachahmungswut will man die Industrie, deren Resultate im vorigen Jahre zu so großem Lobe und zu Ermutigungen berechtigten, mit einem Sprunge und ohne die Möglichkeit eines Rücktrittes, falls man sich geirrt hätte, wenn nicht ganz und gar, so doch teilweise aus ihren Fugen reißen, fast vernichten. ... Meine Herren! ich bin ebenso englisch gesinnt wie irgend jemand; ich habe von diesem klugen, freien Volke, welches das Vorbild einer wahrhaft zivilisirten Nation ist, eine hohe Meinung, aber ich glaube, daß wir mit diesem Vertrage unsre Freiheit preisgeben und uns unter eine merkantile Vormundschaft Englands stellen. (Zeichen der Mißbilligung.) Meine Herren! Mit dieser Hand habe ich geschworen, für das Wohl des Landes zu wirken, und so darf diese Hand nicht niedersinken, um ein Votum für eine Sache zu geben, die ich für den Ruin des Landes halte."

Cavour, der stets zum Angriff wie zur Verteidigung bereit war, erwiederte sofort auf diese wohlvorbereitete Rede des Grafen Revel.

„Die Kammer wird begreifen, daß es mir nicht leicht gelingen wird, so aus dem Stegreif auf die Rede eines so bedeutenden Mitgliedes, dessen Stimme im Finanzwesen eine Autorität für das ganze Land ist, zu erwidern, zumal diese Rede, wie es scheint, die Frucht wochenlanger, wenn nicht monatelanger Studien ist.

Revel: Nicht so lange ... ich konnte nicht ...

Cavour: Ich will dennoch versuchen, ihm zu antworten, und hoffe, daß ich mich in meiner Improvisation von jener Ironie und dem Sarkasmus fernhalten werde, welche die Rede meines geehrten Vorredners so außergewöhnlich schmückten. (Beifallsgelächter.) Er fing mit einer Art von politischem Glaubensbekenntnis an, und mit dem Vorwurf, der Minister habe in seinem Berichte die Ideen von Protektionismus und

von Reformen eng mit einander verbinden wollen. Ich erlaube mir dem geehrten Redner zu sagen, daß er sich irrt. Es scheint mir, daß diese Ideen nicht so eng verbunden sind, da ich sie von recht verschiedenen politischen Parteien deutlich vertreten sehe, nur nicht von jener, welcher der geehrte Graf angehört. Es genügt, ihn daran zu erinnern, daß nicht nur die reaktionären Zeitungen, sondern auch die Blätter der extrem-demokratischen Partei mit einander wetteiferten, um die Sache des Schutzzollsystems zu verteidigen, als deren beredter Verfasser er auftritt. Daher wird auch der geehrte Graf von Revel Lob ernten vom »Cattolico« wie von der »Campana«, von der »Voce del deserto« wie von der »Italia libera« von Genua." (Anhaltende Heiterkeit.)

Nach diesem Anfang zu schließen, schien Cavour nicht sehr geneigt, auf die Ironie, die er dem Grafen Revel vorwarf, zu verzichten, und wenn er es auch gewollt, so hätte ihn sein sarkastisches Naturell entschieden daran verhindert. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Führen wir noch einige der lebhaftesten Stellen aus seiner Rede an.

„... Der Graf von Revel hat uns die Geschichte der ökonomischen Reformen Englands vorgetragen. Er sagte, diese Reformen hätten im Jahre 1842 angefangen, woraus man schließen möchte, er habe die Geschichte der zwanzig vorhergehenden Jahre nicht gelesen.

Er sagte, Sir Robert Peel hätte 1842 bei Darlegung seiner ökonomischen Doktrinen erklärt, er werde langsam, stufenweise, mit besondrer Rücksicht auf die schutzbedürftigen Klassen zu Werke gehen. Der geehrte Redner vergaß jedoch hinzuzufügen, daß derselbe Minister sich 1848 von seinem Sitze im Parlamente erhob und mit einem fast noch nie in der Politik vorgekommenen Mute erklärte, daß er sich früher geirrt hätte, indem er das Schutzzollsystem für das richtigste gehalten, und daß neue Studien, Erfahrungen und Nachforschungen ihn dazu nötigten, seine Sinnesänderung öffent-

lich einzugestehen. (Beifall.) Glaubt etwa der geehrte Redner, Sir Robert Peel habe Komödie gespielt? Er habe die Lehren, denen er sein ganzes Leben hindurch gefolgt war, Lügen gestraft, nur um sich am Ruder zu erhalten?[1]) Er wird gewiß nicht eine solche Ansicht haben von diesem großen Staatsmanne. Und wenn er sie hätte, wäre sie um so unrichtiger, als Sir Robert Peel, indem er sprach, recht wohl wußte, daß er damit seinen Sturz besiegle. Und kaum hatte er diese große Reform im Cerealgesetz vollführt, so verlor er auch die Macht. . . . Der geehrte Herr von Revel sagte, daß der vorzügliche Staatsmann, der im Wiener Kabinet die Finanzen leitet, dem Beispiel des Handelsministers von Turin gewiß nicht folgen würde. Ich prätendire sicherlich nicht, jenem ausgezeichneten Minister als Beispiel dienen zu wollen; aber wenn die Berichte der Zeitungen wahr sind, wenn er wirklich in Wien vor den Vereinen der Fabrikanten solche Doktrinen ausgesprochen hat, wie man sagt — dann könnte ich wirklich meinem geehrten Vorredner raten, bei jenem großen Staatsmanne Freiheitslektionen zu nehmen. (Heiterkeit und Bewegung.) . . . Die Protektionistenpartei ist in England noch sehr mächtig; wenn sie nicht die Majorität hat, so bildet sie immerhin noch eine mächtige Minorität im Parlamente. An der Spitze dieser Partei steht ein bedeutender Staatsmann, Lord Stanley, den ich fast mit dem Herrn Grafen von Revel vergleichen möchte, und zwar nicht aus Parodie, sondern der wirklichen Ähnlichkeit halber. (Allgemeine Heiterkeit.) . . . Der Graf von Revel nennt den Schleichhandel ein eingebildetes Phantom, einen Vampyr, ein Ding, das gar nicht existirt; und um seine Behauptung zu belegen und darzuthunn, mit wie großer Überstürzung das Mini-

---

[1]) Um das Gewicht dieser Anspielung zu verstehen, muß bemerkt werden, daß Revel in seiner Rede klar darauf hingewiesen hatte, das Ministerium, oder besser Cavour, hätte England diese freisinnigen Handelsbedingungen gemacht, um an den Whigs, die an der Macht waren, eine Stütze zu gewinnen. „Wenn ich mit dem englischen Kabinet zu unterhandeln hätte, sagte er, so würde ich nicht einzig und allein diejenigen beachtet haben, die an der Macht sind.“

sterium gehandelt habe, wirft er ihm vor, die Statistik des Schleichhandels nicht zusammengestellt zu haben.

Revel: Ich habe das nicht gesagt.

Cavour: Ich finde, aufrichtig gesagt, diesen Vorwurf äußerst sonderbar, und das ganz besonders im Munde des Herrn von Revel, der, als Finanzminister zu einer Zeit, wo die Minister sich wenn auch nicht mit Politik, so doch mit Statistik beschäftigen durften, dennoch nur eine sehr magere Erbschaft statistischer Belege hinterlassen hat, sowohl für den gesetzlichen wie für den ungesetzlichen Handel." (Gut! Bravo!)...

Der Abgeordnete Brofferio, der sofort nach ihm sprach, spielte auf das Versprechen Cavours an, den Grafen Revel nicht mit Ironie angreifen zu wollen, und sagte sehr richtig: „Das ist Sache des Herrn von Revel, zu beurteilen, ob der Graf Cavour sein Versprechen gehalten habe oder nicht." (Heiterkeit.) Auch Cavour soll gelacht haben; und im Notfall würde er auch mit der Gutmütigkeit und Offenheit, die seinem Wesen eigen war, eingestanden haben, etwas zu scharf gesprochen zu haben, wie er das einige Tage vorher im Senate (in der Sitzung vom 24. Mai) gethan, als er auf eine Bemerkung des Grafen Pollone erwiedert hatte:

Ich gestehe, daß ich mich vielleicht, als ich neulich im andern Teile des Parlaments meine Ansichten aussprach, um diejenigen der Handelskammer zu bekämpfen, etwas heftig und herb ausgedrückt haben mag. Es war meine Absicht zu sagen, jene Kammer habe sich hinsichtlich der Handelsdoktrinen stets mehr oder weniger zu den Prinzipien des Schutzsystems bekannt.... Vielleicht habe ich meine Meinung auf etwas harte Weise ausgedrückt ... jetzt wiederhole ich sie mit größerer Ruhe, aber mit nicht geringerer Überzeugung.... Ich bedaure die Härte meiner Ausdrucksweise, aber nur diese gereut mich; ich glaube auch, mein geehrter Vorstimmender wird einsehen, daß die Härte meiner Worte durch die Rede, auf die ich zu erwiedern hatte, gerechtfertigt war. Er wird

sich erinnern, wie der Redner, das Votum der Handelskammer als Waffe benutzend, ihre Argumente annahm und das Ministerium angriff, nicht nur mit Gegenargumenten, sondern mit Sarkasmus und mit Ironie. Ich habe mit derselben Ironie geantwortet; vielleicht hätte ich besser gethan, mich anders auszudrücken."

Abgesehen von dieser herben Ausdrucksweise ist jene Verteidigungsrede für die Handelsverträge durch die Klarheit der Auseinandersetzungen, wie durch die große Urteilskraft sicherlich eine der bedeutendsten des Grafen Cavour. Seine Dialektik ist ein wahres Meisterwerk und jenen Modellen parlamentarischer Beredsamkeit, die er in seiner Jugend studirt hatte, an die Seite zu stellen, wenn sie dieselben nicht übertrifft.[1])

„... Meine Herren! Die moderne Geschichte und besonders die des letzten Jahrhunderts beweist augenscheinlich, wie die Gesellschaft unvermeidlich auf dem Wege des Fortschritts fortgerissen wird. Die Gesetze, denen dieses Streben unterworfen ist, haben bis jetzt noch nicht, weder von den gelehrtesten Philosophen noch von den weisesten Staatsmännern, festgestellt werden können. Mitten in dieser Ungewißheit steht jedoch die Wahrheit fest, daß die Menschheit nach zwei Zielen strebt, nach einem politischen und nach einem ökonomischen. In der politischen Ordnung trachtet sie danach, ihre eignen Einrichtungen derart zu gestalten, daß eine immer größere Bürgerzahl zur Beteiligung an der politischen Macht herangerufen werde. In der ökonomischen Ordnung geht ihr

---

[1]) Unter den modernen Schriftstellern war Chateaubriand sein Liebling, und was noch sonderbarer scheinen mag, gerade die politischen Reden des Verfassers von René erregten seinen Enthusiasmus. Auf einer Reise, die wir zusammen machten, sagte er lange Stücke dieser Reden aus dem Gedächtnis her. Damals fand ich bei ihm diesen Geschmack, den ich teilte, sehr natürlich; jetzt würde ich mich wundern, wenn ich mich nicht daran erinnerte, daß Napoleon den „Ossian" las. (de la Rive, Récits et Souvenirs.)

Streben augenscheinlich auf Besserstellung der niederen Klassen und auf eine bessere Verteilung der Bodenprodukte und der Kapitalien.

Lassen wir die politische Frage beiseite, um uns allein mit der ökonomischen zu beschäftigen.

Ich sagte also, daß die Menschheit nach Besserstellung der niedern Klassen strebt. Um dieses Ziel zu erreichen, bieten sich zwei Wege an. Alle die Systeme, wie sie in der modernen Zeit in den kühnsten und klügsten Köpfen entstanden sind, können in zwei zusammengefaßt werden. Die einen glauben an das Prinzip der Freiheit, an das Prinzip der freien Konkurrenz, an die Entwicklung des moralischen, intelligenten Menschen. Diese glauben, daß aus der stets wachsenden Verwirklichung dieser Prinzipien ein größerer Wohlstand für alle, aber besonders für die weniger besitzenden Klassen hervorgehen werde. Dieses ist die ökonomische Schule, dies sind die Prinzipien der Staatsmänner, welche die öffentlichen Angelegenheiten Englands leiten. Eine andre Schule bekennt sich zu schnurstracks entgegengesetzten Prinzipien. Diese glaubt, daß dem Elend der Menschheit nicht abzuhelfen sei, und daß die Lage der arbeitenden Klassen nicht verbessert werden könne, wenn nicht durch die immer größere Beschränkung der Individualität, oder durch eine maßvolle Erweiterung der zentralen Thätigkeit der gesamten Wesenheit, welche durch eine zu erschaffende Regierung in der allgemeinen Konzentrirung der individuellen Kräfte vertreten wäre. [1])

Dieses, meine Herren, ist die Schule der Sozialisten. Man darf sich nicht täuschen. Wenn auch diese Schule zu unheilvollen, ja mitunter grauenhaften Ergebnissen führt, so

---

[1]) Für die der italienischen Sprache kundigen Leser fügen wir hier diese etwas unklaren Worte im Original bei. „Essa crede che le miserie dell' umanità non possono venire sollevate, che la condizione delle classi operaie non può essere migliorata, se non col restringere ognor più l' azione individuale, se non coll' allargare misuratamente l' azione centrale del corpo morale complessivo, rappresentato da un governo da crearsi, nella concentrazione generale delle forze individuali.“ (Anmerk. d. Übers.)

kann man doch nicht ableugnen, daß ihre Prinzipien für edle und erhabne Seelen etwas Verführerisches haben. Nun aber, meine Herren, kann diese Schule, welche Europa zu überwältigen droht, nur durch ein Mittel bekämpft werden: dadurch, daß man ihren Prinzipien andere entgegenstellt. In der Politik, wie in der Ökonomie, wie in der Religion werden die Ideen nur durch Ideen, die Prinzipien durch Prinzipien wirksam bekämpft. Der materielle Druck ist von geringer Bedeutung. Für einige Zeit freilich können Bajonette und Kanonen die Theorie erdrücken, können die materielle Ordnung aufrecht erhalten, aber wenn diese Theorien in die Sphäre der Intelligenz eindringen, dann — glauben Sie mir, meine Herren! — dann werden die Ideen zu Thatsachen, die den Sieg über Politik und Ökonomie davontragen. (Beifall.)

Nun, meine Herren, sage ich, daß der mächtigste Verbündete der sozialistischen Schule, natürlich im intellektuellen Sinne, der Protektionismus ist. Beide entstammen durchaus demselben Prinzip. Auf ihren engsten Begriff gebracht, kommen sie auf die Behauptung hinaus, daß es das Recht und folglich auch die Pflicht der Regierung sei, sich bei der Verteilung und Anwendung des Eigentums einzumischen, und daß die Regierung die Mission und die Befähigung habe, den freien Willen des Individuums durch ihren Willen, den sie für aufgeklärter hält, zu ersetzen. Sollte dies als unbestrittene Wahrheit gelten, so weiß ich nicht, was man den arbeitenden Klassen antworten könnte, wenn sie oder ihre Vertreter der Regierung folgende Argumente vorlegten: Ihr haltet es für eure Pflicht und für euer Recht, bei der Verteilung der Kapitalien (man gestatte mir den Gebrauch eines barbarischen Wortes), bei der Regulirung der Kapitalien dazwischenzutreten; warum aber kümmert ihr euch nicht um die Regulirung des andern Elements, der Produktion, des Arbeitslohnes? Warum organisirt ihr nicht die Arbeit?

Und ich glaube wirklich, daß man, wenn das Protektionssystem einmal angenommen ist, aus logischer Konsequenz gezwungen sein wird, wenn nicht alle, so doch viele der sozialistischen Doktrinen anzunehmen.

Ich bitte daher die geehrten Gegner des Vertrages, welche in der Rechten sitzen und die, wie auch ich, die Ehre haben, die Konservativen genannt zu werden, diese Betrachtungen reiflich in Erwägung zu ziehen, wodurch sie zu der Überzeugung gelangen werden, daß das Protektionssystem der Grundstein ist, auf dem der Sozialismus die Batterien aufbaut, mit welchen er das frühere Gebäude der Gesellschaft umzustürzen beabsichtigt, und wozu sie ihm durch ihr Votum Beistand und Ermächtigung verleihen würden.

Ich hoffe, sie (die Gegner) werden nach diesen Betrachtungen zu der Überzeugung gelangen, daß die Politik der Regierung, wenn sie entschieden offen liberal ist, doch auch konservativ ist; nicht etwa zur Aufrechterhaltung des morschen Teiles des sozialen Gebäudes, sondern zur Bewahrung der Grundprinzipien, auf denen die Gesellschaft und unsre freien Einrichtungen beruhen.

Ich hoffe daher, daß der Vertrag eine fast einstimmige Bestätigung von den Kammern erhalten wird, und wenn das geschieht, meine Herren, so wird es, glaube ich, zum größten Wohle des Landes sein, nicht nur wegen der materiellen Vorteile, welche aus den Reformen entstehen werden, sondern auch, weil dadurch eine Thatsache bestätigt wird, die schon in früheren schweren Zeiten unsre Rettung war, die jetzt unsre Stärke bildet und uns immer mehr die Achtung Europas sichern muß. Und diese Thatsache ist, daß, wenn im subalpinen Parlamente Meinungsspaltungen vorhanden sein mögen über die beste Art, das Wohl und Gedeihen des Vaterlandes zu entwickeln, so doch auch ein einiger Wille da ist, auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit zu beharren." (Allgemeiner Beifall.)

Cavour trug einen glänzenden Triumph davon. In der Sitzung vom 16. April wurden die beiden Verträge mit einer Majorität von 65 Stimmen unter 128 Abstimmenden bestätigt; nur 14 Abgeordnete hatten dagegen gestimmt.

Sechs Tage später, in der Sitzung vom 22. April, machte der Ministerpräsident der Kammer folgende Anzeige:

Ich habe die Ehre, der Kammer mitzuteilen, daß Se. Majestät die von dem Finanzminister, dem Herrn Kavalier Nigra, geforderte Entlassung angenommen, und sein Portefeuille dem Minister für Handel und Landwirtschaft, dem Grafen Camillo Cavour, anvertraut hat. (Allgemeine Unterhaltung.) Das königliche Dekret trug das Datum vom 19.

Die Abdankung Nigras war unvermeidlich, nachdem Cavour in das Kabinet gekommen war, und wir haben die Gründe dafür bereits angegeben. Es ist sogar erstaunlich, daß dieselbe nicht früher erfolgt war. Die Veranlassung, welche dieselbe herbeiführte, ist in Cavours Brief an Azeglio (Brief LXXXIV) deutlich angegeben.

Es war eine stehende Gewohnheit des Ministers Nigra, einen königlichen Kommissär in die Kammer zu senden, um die Finanzentwürfe des Ministeriums zu verteidigen. Schon ehe die Verhandlungen über die Verträge mit Belgien und England stattfanden, hatte Cavour im Ministerrat erklärt, daß, wenn der Finanzminister dieses System nicht aufgebe, er seine Entlassung fordern werde, und das that er auch wirklich, als er sah, daß seine Kollegen, aus gerechter Rücksicht auf Nigra, diese Art „Drohung" ungünstig aufnahmen. Glücklicherweise verhinderte es die Abdankung Nigras, der sein Portefeuille als eine Last ansah, die er sich aus reiner Selbstverleugnung auferlegt hatte, daß Cavours Demission angenommen wurde. Diese würde ohne Zweifel das Ministerium, das einige Tage zuvor durch den Austritt des Siegelbewahrers Grafen Siccardi keine geringe Erschütterung erlitten hatte, sehr in Verlegenheit gebracht haben.

Die Überzeugung, daß der Graf Cavour darauf rechnete, früher oder später mit dem Portefeuille der Finanzen beauftragt zu werden, war so allgemein, daß der Abgeordnete

Avigdor ihn schon am 23. April aufforderte, während der Sitzung eine genau detaillirte Auseinandersetzung des Zustandes der öffentlichen Finanzen zu geben. Mit vieler Gewandtheit lehnte Cavour diese schlaue Aufforderung ab.

Die Kammer hatte aber nicht lange zu warten. Schon am 8. Mai entledigte sich Cavour der Pflicht und erntete für seine klare und ausführliche Darlegung einstimmiges Lob von allen Seiten der Kammer, wie von der parlamentarischen Kommission, die mit der Untersuchung dieser Angelegenheit und dem Berichte darüber beauftragt war.[1]) Es würde zu weit führen, die betreffenden wichtigen Dokumente hier beizufügen; wir begnügen uns daher mit einigen Mitteilungen.

Um das bestehende Defizit auszugleichen, um das Land in Stand zu setzen, die für den öffentlichen Nutzen angefangenen Arbeiten, besonders die Eisenbahnen, zu vollenden; um die Rückstände zu liquidiren und Zeit zu gewinnen, wieder auf einen normalen Weg zu gelangen, kam der neue Finanzminister auf den Gedanken, mit dem Auslande eine Anleihe von 75 Millionen Lire abzuschließen. Dieser Anleihe sollte die Veräußerung einer gewissen Anzahl Staatsobligationen vorangehen, und dieselbe sollte mit einer Finanzoperation mit der Nationalbank verbunden werden. „Ich glaube, sagt Cavour in seiner Rede vom 8. Mai, daß es uns leicht sein wird, im Auslande eine Sonderanleihe, eine Anleihe auf die

---

[1]) Es ist hier am Platze zu bemerken, daß Cavour vom 23. April bis zum 8. Mai folgende Reden hielt: Über die neue Organisation dei Monti di soccorso in Sardegna (eine Art Hypotheken-Kreditanstalt); über Schifffahrts- und Hafentaxe; über die Erbschaftsabgaben; über die Abgaben der Kirchen- und Klostergüter; über das Ausgabebudget der allgemeinen Steuern für 1851; über den Postdienst zwischen Sardinien und dem Kontinent; über die Pension der Offiziere der königlichen Flotte.

Eisenbahnen abzuschließen; in England würde das leichter sein als anderwärts, wenn wir entweder die Eisenbahnen selbst als Garantie gäben oder der Kompagnie, welche die Anleihe übernähme, zugestünden, die Rentenscheine ganz oder teilweise in Eisenbahnaktien zu konvertiren, für den Fall, daß diese Eisenbahnen an eine Privatgesellschaft abgetreten würden." Zu diesem Zwecke forderte Cavour vom Parlamente die Befugnis, eine Rente von 4 500 000 Lire zu verhandeln, mit Hypothek auf die Eisenbahnen von Turin nach Genua und nach dem Lago Maggiore; und da es seine Absicht war, sich von dem Hause Rothschild loszumachen (Brief LXXXII), so eröffnete er Unterhandlungen mit dem Hause Lambro, das sich in England und in Nordeuropa durch die Leitung der Finanzoperationen für die dänische Regierung einen guten Namen erworben hatte.

Das Gewicht, welches Cavour auf den guten Erfolg dieses Unternehmens legte, geht aus folgenden Worten hervor: Wenn man die Gelder nicht hätte in England erheben können, wäre die Regierung notgedrungenerweise wieder dem Hause Rothschild in die Hände gefallen und hätte die Bedingungen annehmen müssen, die es diesem beliebt hätte, dem Lande aufzunötigen. Nach den Anstrengungen, welche die Regierung gemacht hatte, sich seiner Herrschaft zu entziehen, wären diese Bedingungen nur noch umso härter gewesen. Auch hätte die persönliche Autorität des neuen Finanzministers, fügte er hinzu, schwer darunter gelitten." Hier bietet sich eine Gelegenheit dar, eine der bedeutendsten politischen Fähigkeiten Cavours hervorzuheben. „Da er stets nach einem festen Ziele strebte, sagt Artom von ihm, war das Grollen in der Politik nicht seine Sache, und so benutzte er diejenigen, die seine Gegner gewesen waren, wenige Tage

nachher als Werkzeug oder als Hilfe für seine Pläne. Dies Verfahren zog ihm häufig die Anschuldigung zu, wankelmütig und unbeständig in seinen Prinzipien zu sein."

Dieses Urteil war jedoch unrichtig. Er selbst hatte einmal zu de la Rive gesagt: En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune. Demzufolge liegt nichts Erstaunliches darin, daß Cavour nicht zögerte, bei diesem schwierigen Unternehmen, dessen glücklicher Erfolg für die Nation von ebenso hohem Interesse war wie für ihn persönlich als Finanzminister, sich des Beistandes des Grafen Revel zu bedienen, wenn auch jedermann die harten parlamentarischen Kämpfe in der Sitzung vom verflossenen April noch frisch im Gedächtnis hatte. Zur Ehre des Grafen Revel sei es gesagt, daß er die große schwierige Aufgabe, deren Erfüllung sein glücklicher Rivale von ihm forderte, nicht zurückwies. Die Korrespondenz hierüber, welche in dieser Sammlung zum erstenmale in die Öffentlichkeit kommt, zeigt einerseits das große Genie Cavours, anderseits, daß er keine glücklichere Wahl treffen konnte als die des Grafen Revel, um eine Finanzoperation, wie sie das kleine Piemont noch niemals vorgenommen hatte, zu leiten und zu einem glücklichen Abschluß zu führen.[1])

---

[1]) Da der Abgeordnete Valerio dieser Bevollmächtigung politische Zwecke untergelegt hatte, antwortete ihm Cavour am 18. Juni wie folgt: „Der Finanzminister und der geehrte Abgeordnete (Graf Revel), welche diesen schwierigen Auftrag ausführen wollen, haben, weder der eine noch der andre, ihre vor der Kammer ausgesprochenen Ansichten in irgend einer Weise geändert. Es handelt sich nicht um eine politische Vollmacht, sondern um einen finanziellen Auftrag. Das Ministerium hat dazu den Mann erwählt, der ihm seinen Kenntnissen, seinen Erfahrungen und seinem Rufe nach der geeignetste schien, diesen Auftrag auszuführen. Hätte es geglaubt, auf den Bänken, wo der Abgeordnete Valerio sitzt, einen im Finanzwesen erfahreneren Mann zu finden, so hätte es ohne Rücksicht darauf, daß er ein politischer Gegner sei, ihn gebeten, diese Mission zu übernehmen.

Machen wir einige Schritte rückwärts, so gewinnen wir einen flüchtigen Überblick über die Finanzgesetze, welche von Cavour oder von seinem Vorgänger vorgeschlagen worden waren, und deren Bestätigung er für unumgänglich nötig hielt, wie er das in seiner Rede vom 8. Mai erklärte; denn ohne diese Bestätigung, sagte er, könne er seine Pläne dem Auslande nicht vorlegen oder auf einen glücklichen Ausgang hoffen, und es würde eine eitle Täuschung sein, ein finanzielles Gebäude errichten zu wollen, das dem hohen Schicksale, zu dem die Nation bestimmt sei, entspräche. Bemerken wir hier, daß, als in der Sitzung vom 9. Mai ein von Nigra verfaßter Steuergesetzentwurf vor die Kammer kam, der Abgeordnete Sineo, ungeachtet Cavours Erklärung, sofort mit einer Vorfrage auftrat, welche danach trachtete, die Prüfung jedes Finanzgesetzes zu vertagen, bis die Kammer über die in dem Exposé der Finanzzustände enthaltenen Vorschläge verhandelt hätte. Cavour hatte keine große Mühe, diesen Antrag verwerfen zu lassen, und erreichte es gleichfalls ohne großen Widerspruch, daß die neue Abgabe bewilligt wurde, wenn auch mit der Beschränkung auf nur drei und ein halbes Jahr Giltigkeit. In diesem Zeitraume hoffte die Regierung Ackerbau-Kreditanstalten in Piemont einrichten zu können, welche den Zinsfuß verringern und die Lage der Grundbesitzer bedeutend verbessern sollten.

Aber Widersprüche und Schwierigkeiten ganz andrer Art erhoben sich bei der Bestätigung des Gesetzes für die Reformen im Zolltarif. Dies Gesetz gehörte zu denen, welche Cavour in seiner Rede vom 2. Juli 1850 für dringend und unentbehrlich erklärt, und das er auch wirklich, als er Minister geworden war, schleunigst vorbereitet hatte, sodaß er es im nächsten Januar der Kammer vorlegen konnte.

Die Verhandlungen darüber, die sich vom 27. Mai bis 17. Juni hinzogen und während welcher Cavour zweiundzwanzig Reden hielt, waren äußerst belebt und voll sonderbarer Zwischenfälle. Sie gaben seinen Freunden wie seinen Gegnern von neuem Gelegenheit, seinen klaren Kopf als Ökonomist und seine drastische Sprache zu bewundern. Niemals vielleicht waren seine Reden so voll Witz und Geist gewesen, und noch nie hatte er einen solchen „good humour“ gezeigt, wie bei diesen trocknen Verhandlungen über Öl, Zucker, Baumwolle, Tierfelle und ähnliche Gegenstände, die selbst für den geduldigsten Zuhörer ermüdend sein mußten.

Gleichzeitig mit dieser wichtigen Verhandlung, welche mehrere außerordentliche Sitzungen erforderte, mußte Cavour im Senate der Verhandlung über einen Gesetzentwurf für die Erbschaftssteuer beiwohnen, während er in der Kammer am 14., 16. und 17. Juni Reden hielt über die obenerwähnte Anleihe von 75 Millionen mit Hypothek auf die Eisenbahn von Turin nach Genua und nach dem Lago Maggiore. Vom 21. bis 26. Juni hielt er zwanzig verschiedene Reden für den Gesetzentwurf zur Erhebung einer Abgabe, welche den Professionisten, dem Handel und der Industrie auferlegt werden sollte. In den Sitzungen vom 26. und 27. Juni sprach er über den Handelsvertrag mit der Schweiz, und am 27., 28. und 30. Juni über die Konvention, welche dem am 20. Mai mit Frankreich abgeschlossenen Schifffahrts- und Handelsvertrage hinzugefügt worden war. Unter demselben Datum wurde auch mit dem deutschen Zollverein ein Handelsvertrag abgeschlossen, und am 24. Juni desgleichen eine Übereinkunft mit den Niederlanden.

Auf diese Weise war es dem Minister Cavour gelungen, in einer einzigen Parlamentsperiode ökonomische Reformen

durchzuführen, welche in jedem andern Lande bedeutend mehr Zeit und Mühe erfordert hätten, wogegen, wenn er die Handelsreform vollständig hätte zusammenfassen wollen, er ohne Zweifel sein Ziel nicht erreicht hätte. Denn es wäre nicht unmöglich gewesen, daß diejenigen, welche jenen Reformen aus diesem oder jenem Grunde entgegen waren, sich mit einander verbunden und — vielleicht nicht stark genug, um die Verwerfung des Gesetzes zu erlangen — das Ministerium gezwungen hätten, manche Übereinkünfte anzunehmen, durch welche die großen Prinzipien, denen man den Sieg verschaffen wollte, stark verletzt worden wären.

„Ich will keine persönlichen Anspielungen machen, sagte Cavour in der Sitzung vom 30. Mai, aber wenn ich alle die bei der Eisenindustrie Interessirten, die Fürsprecher der lokalen Immunitäten, denen der Differenzialtarif für die vom Colle di Tenda kommenden Waaren so viel Vorteile bietet, zusammen nehme; wenn ich alle die Repräsentanten der Gegenden, wo Meiereien sind,[1] alle die Advokaten der Ölzone (Heiterkeit), alle die verschiedenen Repräsentanten so mannichfacher Interessen aufzähle, dann bekomme ich einen Haufen zusammen, der vielleicht nicht genügen würde, die Majorität umzustoßen, doch aber dazu, diese Verhandlungen, die so schon so komplizirt und verwickelt sind, wie es bei

---

[1]) Auch derartige Ware, wie den Käse, produzirte der Graf Benso di Cavour auf seinem Gute, und als am 27. Juni der Abgeordnete Menabrea sich über die Herabsetzung des Zolles für die auswärtigen Käse beklagte, da dadurch Savoyen Schaden zugefügt würde, antwortete er ihm: Ich muß hier dem geehrten Abgeordneten bemerken, daß auch in den andern Provinzen des Reiches viele Käselieferanten sind, wie z. B. ich selbst einer bin (Heiterkeit); aber dennoch bin ich der Ansicht, daß dieses einheimische Produkt nicht zu sehr begünstigt werden dürfe.

einer Zollreform garnicht anders sein kann, durch allerlei Hindernisse zu erschweren."

Unter den erwähnten Debatten ist besonders jene über die Konvention mit Frankreich bemerkenswert, weil Cavour persönlichen Anschuldigungen seitens Riccardo Sineos, eines Deputirten von der Linken, ausgesetzt war.

„Ich werde auf die Anspielungen des Abgeordneten Sineo über meine Vergangenheit nicht weiter eingehen. Ich habe mein ganzes Leben hier in Turin unter meinen Mitbürgern zugebracht, alle meine Handlungen waren öffentlich. Schon vor der Konstitution hatte ich die Arena des öffentlichen Lebens betreten. So überlasse ich es ohne Furcht meinen Mitbürgern, meine Vergangenheit zu beurteilen. Über mein Verhalten, über Irrtümer, die ich begangen haben mag, wird dies Urteil mehr oder weniger streng sein, aber ich bin sicher, (mit Lebhaftigkeit) niemand wird an meinen Absichten, an meinen Gesinnungen zweifeln, die ich seit meinem 16. Jahre offen, und oft nicht ohne Gefahr, ausgesprochen habe."

Da nun der Abgeordnete Sineo es für gut hielt, die Dosis zu verstärken und Cavour zu beschuldigen, er habe seine Stellung als Minister für persönliche Interessen mißbraucht, erhielt er folgende verächtliche Antwort:

„Unter den vielen gegen die Verträge und gegen das Ministerium gerichteten Anschuldigungen hat mich am meisten die Behauptung in Erstaunen gesetzt, ich hätte Leidenschaften und Persönlichkeiten in diese Debatten gebracht. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf die ganze Kammer, auf die Mitglieder der Linken wie die der Rechten, und überlasse mich ihrem Urteil. Sie können sagen, ob ich auf die vielen lebhaften und direkt persönlichen Angriffe, die ich erleiden mußte, jemals mit Leidenschaft und Heftigkeit entgegnet habe, ob ich es versucht habe, die Debatten aus dem ruhigen Tone herauszubringen, der einer so ernsten Sache würdig ist.

Ich glaube sogar im Gegenteil manchen der geehrten Vorredner nachsagen zu können, daß sie allgemeine Fragen in persönliche umgewandelt haben. Der letzte ist sogar soweit gegangen, sich persönliche Andeutungen zu erlauben, die ich nur mit der tiefsten Verachtung erwiedern werde. (Bravo rechts und im Zentrum.)

Außerdem hat der Abgeordnete Sineo sich erlaubt, das Zartgefühl des Ministers in Zweifel zu ziehen. Er hat es für gut befunden, die Kammer darauf aufmerksam zu machen, daß seine Privatinteressen die Entschlüsse des Staatsmanns beeinflußt hätten. Auch diese niedrigen Anschuldigungen kann ich nur mit Verachtung erwiedern. (Gut! Bravo rechts.)

In seiner Rede bei den Verhandlungen über den Tarif machte er die Bemerkung, ich sei bei einer hiesigen Fabrik beteiligt. Hierüber wünsche ich der Kammer eine Erklärung zu geben.

Unsre Kapitalisten hatten lange Zeit hindurch die Gewohnheit, sobald sie eine ansehnliche Summe in der Industrie gewonnen hatten, das Kapital aus dem Unternehmen herauszuziehen und es auf Grundbesitz anzulegen, und darin sehe ich einen der hauptsächlichsten Gründe für die langsame Entwicklung unsrer Industrie.

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft eines begabten jungen Mannes zu machen, dessen Vermögensumstände ihm nicht gestatteten, seine chemischen und industriellen Kenntnisse zu verwenden. Ich verkaufte einigen Grundbesitz, um ihm die Kapitalien zu verschaffen, seine Fabrik zu errichten, die, wie ich glaubte und noch glaube, dem Lande recht nützlich ist, denn es werden dort meistens neue, für den Ackerbau und die Düngerfabrikation verwendbare chemische Produkte gefertigt, um deren Verbesserung man sich jetzt viel Mühe giebt. Ich bereue nicht, das gethan zu haben, sondern glaube sogar sicher, daß, wenn man meinem Beispiel folgen wollte, die Nationalindustrie dadurch bedeutend gewinnen würde. Alle derartigen Produkte erfreuten sich eines sehr mäßigen Schutzzolles, und wenn man die Tarifreformen nach-

sehen will, wird man finden, daß gerade für sie die meisten Reformen eingeführt wurden. Man prüfe die Reduktion für Schwefelsäure und andre chemische Produkte, und man wird sehen, daß, während bei andern die Reduktion bis auf 50 Prozent vorgeschlagen war, es sich für diese um 70 und 80 Prozent handelte.

Als ich jenem Industriellen die Kapitalien gab — und das war zu einer Zeit, wo ich gewiß nicht daran dachte, jemals Abgeordneter oder Minister zu werden —, sagte ich ihm: Ich gebe Ihnen die Kapitalien unter einer Bedingung, nämlich daß Sie es möglich machen, die Fabrikation ohne Hilfe des Schutzzollsystems zu betreiben. Und ich habe mein Wort gehalten. Kaum hatte ich eine Stimme bei der Zollermäßigung, so beantragte ich für diese Produkte die größte Reduktion.

Was den Phosphor betrifft, der eines der bedeutendsten Produkte der Fabrik ist — was dem Besitzer zur Ehre gereicht, da er der erste war, der dieses Fabrikat in Piemont einführte —, so war eine bedeutende Reduktion für ihn vorgeschlagen worden; bei der Beratung aber forderte der Abgeordnete Sella eine Erhöhung.

Ehe er die Sache vorbrachte, versuchte ich ihn davon abzubringen, und irre ich mich nicht, so habe ich ihn damals bekämpft. (Bejahung auf mehreren Bänken.) Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so sagte der Abgeordnete Valerio, daß dieser Zweig der Industrie den andern gegenüber benachteiligt sei. Thatsächlich wurde der Zoll (ich habe die Zahlen nicht hier, denn auf diesen Angriff war ich wirklich nicht gefaßt) auf 50 Prozent per Kilogramm festgesetzt. Jetzt kostet der Phosphor acht bis neun Lire per Kilogramm, infolge dessen der Zoll auf 6 bis 7 Prozent kommt. Nun frage ich die Kammer, ob dieser Zoll ein Schutzzoll ist? . . . Aber ich will die Kammer nicht länger mit dieser zum Glück ganz vereinzelten Debattirweise aufhalten. Bis jetzt war die Versammlung nicht an persönliche Angriffe gewöhnt; bis jetzt haben sich, dem Himmel sei Dank, die Parteien achtungsvoll gegen einander verhalten. Wenn der Herr Rechtsanwalt Sineo es für ratsam befunden

hat, von dieser verständigen Maxime abzuweichen, so werde ich seinem Beispiele nicht folgen, und werde nicht Persönlichkeiten mit Persönlichkeiten erwiedern. Möge die Kammer zwischen dem Kläger und dem Angeschuldigten richten."

Obgleich das Beispiel Sineos von keinem Redner nachgeahmt wurde, hatte Cavour doch einen heißen Kampf zu bestehen, um die Annahme der neuen Handelskonvention mit Frankreich in der Kammer durchzusetzen. Auch hier, wie schon bei den Verhandlungen über den Handelsvertrag, hob er die politischen Gründe hervor, die in seinen Augen die rein ökonomischen an Wichtigkeit übertrafen. Seine Worte waren einer Prophezeiung gleich, und wer heute diese Rede liest, nachdem die Ereignisse seine Voraussagungen bestätigt haben, wird nicht behaupten wollen, daß er diese Sprache als rednerischen Kunstgriff gebrauchte.

„Ich werde einigen der geehrten Vorredner nicht auf ihr etwas schlüpfriges Terrain folgen; ich werde nicht die innere Politik Frankreichs untersuchen, werde mich weder zum Apologeten noch zum Kritiker aufwerfen. Mich dünkt, eine große und freie Nation ist bis zu einem gewissen Grade verantwortlich für ihre Regierung. Darum scheint es mir nicht sehr klug, Regierung und Nation durchaus von einander trennen zu wollen, und anzunehmen, daß die Kritik, die man über die eine ergehen läßt, nicht indirekt auf die andere zurückfalle.

Auch kann die innere Polemik nicht als ein Gegenbeweis gelten. Denn wir beobachten täglich, wie der leidenschaftlichste Oppositionsmann fast unwillkürlich zum Verteidiger seiner Gegner wird, wenn er sie von außen angegriffen sieht. Und dafür dient der Abgeordnete Brofferio als Beispiel, der, nachdem er das Ministerium tüchtig ausgescholten hatte, uns sagte, es habe ihn, als er die Regierung von außen angegriffen sah, eine Art von italienisch-piemontesischem Gefühl ergriffen,

das ihn beinahe hingerissen hätte, sich zum Anwalt dieses Ministeriums zu machen. (Heiterkeit.)

Ich meine, das ließe sich auch vom französischen Volke sagen. Hätten wir den Vertrag mit der Regierung abgelehnt, so wäre die Verstimmung darüber wohl nicht auf diesen engen Kreis beschränkt geblieben, sondern sie hätte sich der ganzen Nation bemächtigt, sei es infolge jener Solidarität, die dem Auslande gegenüber fast bei allen politischen Parteien besteht; sei es aus einem noch wichtigeren Grunde. Und zwar aus dem, daß in ökonomischen Fragen das französische Volk nicht freisinniger ist als seine Regierung.

Ich glaube, daß es unter den gegenwärtigen Umständen in unsrer Lage unklug, unpolitisch wäre, mit Frankreich nicht in gutem Einverständnis zu bleiben.

Man hat viel von verschiedenen Zufälligkeiten gesprochen, die sich ereignen könnten. (Hört! hört!)

Der geehrte Redner hat gesagt, Frankreich würde uns verteidigen, falls wir angegriffen würden. Einige haben das bestritten, andre ihm beigestimmt. Ich meinerseits gestehe aufrichtig, daß ich im Fall eines Angriffs weniger auf den Beistand Frankreichs bauen würde, als auf die einmütige Gesinnung unsers Volkes, auf die Begeisterung, die in allen Herzen aufflammen würde, wenn ein hochherziger, kriegskundiger König das dreifarbige Banner entfaltete. (Lebhafte Bewegung.)

Dieses ist meine redliche Überzeugung für den Fall eines Angriffs. Aber, meine Herren, noch andre politische Ereignisse könnten in Europa eintreten. Könnte es nicht zu Komplikationen kommen, woran alle Völker Europas sich beteilgten, wo Westen und Osten sich in zwei große Heereslager schieden? Und wenn das geschähe, wäre es für uns wünschenswert, keine guten Beziehungen zu Frankreich zu haben? Wenn ein solcher Fall nicht wahrscheinlich ist, so ist er doch möglich, und würden dann die Herren, die mit so viel Wärme gesprochen haben, etwa wünschen, daß wir mit Frankreich auf gespanntem Fuße stünden? Und sollten wir

im Falle eines französischen Angriffs auf die Bajonette jenseits des Tessin rechnen? (Murren links.)

Ich, wahrhaftig, glaube das nicht. Ich betone wiederholt, daß angesichts nicht wahrscheinlicher, aber möglicher Ereignisse, die sich in Europa vollziehen könnten, ich es für klug, opportun und den wahren Interessen unsers Landes entsprechend halte, mit Frankreich in freundlichem Verhältnis zu bleiben. Darum haben wir die ökonomischen Rücksichten — ich will nicht sagen geopfert, aber in zweite Linie gestellt und uns durch politische Rücksichten bestimmen lassen, den Vertrag zu genehmigen, der uns die Aufrechterhaltung unsrer guten und herzlichen Beziehungen mit Frankreich sichert und uns davor bewahrt, wenn schwere europäische Verwicklungen entstehen sollten, ein Bündnis mit einem Volke eingehen zu müssen, mit dem wir wirtschaftlich uneinig wären, einen politischen Allianzvertrag schließen zu müssen, während man über die Zollfrage im Streite läge."

Noch nicht zufrieden damit, daß durch die Bestätigung des Zusatzvertrages mit Frankreich eine so weitgreifende Reform im Wirtschaftssystem des Landes vollzogen war, wollte Cavour der Kammer auch noch vor Schluß der Sitzungsperiode eine andre wichtige Frage zur Beratung vorlegen, deren Entscheidung für seinen Finanzplan wesentlich war.

Es war seine feste Überzeugung, daß ein Staat, der nach einem hohen Grade materiellen Wohlstandes strebt und mit aller Kraftanstrengung seine Produktionsfähigkeit entwickeln will, eine ansehnliche Kreditanstalt haben müsse, wie sich solche in allen andern großen Staaten befinden. Demgemäß war in ihm der Gedanke eines großen Bankhauses entstanden, keines privilegirten oder mit einem Monopol ausgestatteten, dem es aber obläge, die Geldzirkulation bis zu einem gewissen Grade zu lenken und zu regeln, und das der Regierung in Notfällen kräftig beistehen könnte. Dieser

Zweck schien ihm am besten erreicht zu werden, wenn man die Nationalbank bestimmte, ihr Kapital zu verdoppeln (von 8 auf 16 Millionen) und ihr dafür den gesetzlichen Kurs ihrer Banknoten einräumte. Da die Statuten der Bank zu diesem Behufe abgeändert werden mußten, so hatte er der Kammer kurz vor Übernahme des Finanzministeriums einen Gesetzentwurf vorgelegt. Daran gewöhnt, jedes Hindernis zu überwinden, hoffte er, den voraussichtlich vielfachen Widerstand gegen seinen Plan durch schlagende Beweisgründe zu entkräften; doch gleich beim ersten Versuch sah er, daß er sich auf ungünstigem Terrain befand, und als kluger Stratege behielt er die Entscheidung einem günstigeren Zeitpunkte vor, statt sie mit Gewalt zu erzwingen.

War nun auch die Debatte über die Nationalbank nicht von unmittelbarem Erfolg begleitet, so trug sie doch dazu bei, manches Vorurteil gegen Cavours Pläne zu erschüttern und wegzuräumen, namentlich durch die Antwort, die er denen gab, welche das Gesetz in der Besorgnis bekämpften, die Einrichtung einer Bank auf so breiter Grundlage müsse die Aktion der Regierung, oder besser gesagt des Landes, in schwierigen Zeitläufen hemmen.

„Ganz aufrichtig gestanden, entgegnete Cavour, wenn mich ein Grund mehr als ein andrer veranlaßt hat, trotz des Widerspruchs, den meine Ansichten fast auf allen Bänken der Kammer gefunden haben, doch dabei zu beharren, so ist es eben der, daß ich die vollste und tiefste Überzeugung hege, ein tüchtiges Bankinstitut würde dem Lande in Fällen, wie die vorausgesetzten, ganz unentbehrlich sein.

Ich will den Schleier der Zukunft nicht lüften, ich weiß nicht, ob dergleichen Fälle eintreten werden, aber wenn das Land in eine Notlage geriete, wenn es alle verfügbaren Mittel vereinigen müßte, um seine Aufgabe zu erfüllen, dann würde

ich es laut beklagen, daß die Staatslenker jener mächtigen Mittel entbehrten, welche die von mir vorgeschlagenen Anstalten gewähren müßten. Ich wünsche von ganzer Seele, daß ich mich diesfalls täuschen möchte; und diejenigen, die mich so beharrlich, so heftig und leidenschaftlich bekämpfen, möchten sie doch nicht die ersten sein müssen, die zu der Erkenntnis kommen, daß ich nicht die Interessen einer Privatgesellschaft verfechte, sondern die wirklichen, wahrhaften Interessen des Landes!" (Beifall von vielen Bänken.)

Sich ganz besonders zu Depretis wendend, der mit Farina am lebhaftesten gegen die Reform der Nationalbank geeifert hatte, fügte er hinzu:

„Ich und meine Freunde sind der Meinung, diese große Kreditanstalt werde dem Lande viel mehr Nutzen als Schaden bringen, wenn sie auch der Abgeordnete Depretis fast wie eine nationale Kalamität betrachtet. Ich bitte ihn, sich zu beruhigen. Zuvörderst bitte ich ihn zu bedenken, daß die Aktien der Bank sich nicht in Händen einer kleinen Anzahl großer Kapitalisten befinden, deren Interessen von denen der Nation völlig verschieden wären. Sie verteilen sich vielmehr unter sechshundert Leute, von denen einige sehr reich, andere aber auch nur mittelmäßig wohlhabend sind. . . .

Aber gesetzt auch dies Monopol ginge in die Hände der großen Handelshäuser dieser Stadt über, so hätte die Sache der Freiheit, die Sache Italiens darum doch nichts zu fürchten, und das will ich beweisen.

Als im Jahre 1848 eine, dem Namen nach obligatorische, thatsächlich aber freiwillige Anleihe ausgeschrieben wurde, waren es gerade die großen Firmen dieser Hauptstadt, welche am reichlichsten und am willigsten beisteuerten. (Bewegung links.) Wolle der Herr Depretis gütigst die Zahlen vergleichen, so wird er finden, daß im Hinblick auf Reichtum und Einwohnerzahl der Handel dieser Hauptstadt sich in unendlich größerem Verhältnis beteiligt hat, als die für die liberalsten geltenden Provinzen des Staates. (Sensation.)

Ich glaube also, daß, wenn ähnliche Umstände sich wiederholen sollten, gerade dieser Handel, diese Kapitalisten, die ihm so viel Mißtrauen einflößen, sich als ebenso opferbereit wie alle andern Bürger erweisen würden für die große nationale Sache.

Wie schon gesagt, wurde die Entscheidung über diese Frage vertagt; die Kammer wurde bis zum 9. Juli geschlossen, nachdem sie noch zuvor den am 15. Oktober verfallenden gesetzlichen Kurs der Bankbillets bis zum Jahresschlusse verlängert hatte. Am 16. wurden die Sitzungen unterbrochen bis zum 18. November. Vom 11. bis 14. Juli hielt der unermüdliche Kämpfer noch etwa zehn Reden über Gesetzentwürfe für Reformen im Zolltarif u. a. Wahrlich, niemand bestätigte besser als er das Wort von Royer-Collard, daß die parlamentarischen Regierungen verurteilt sind, zu arbeiten „comme le laboureur qui vit à la sueur de son front.“

Aus der Korrespondenz vom Juli bis November läßt sich einigermaßen ersehen, welche Erholungen sich Cavour während der Parlamentsferien gönnte. Auch zeigt sie uns, wie ihn der gute Verlauf der Operationen für die 75-Millionen-Anleihe, die Verwaltungsreform und die Einrichtungen der Kreditanstalten während dieser Zeit hauptsächlich beschäftigten.

Politisch interessant ist besonders ein an den Grafen Santa Rosa gerichteter Brief vom 13. September (Brief XCVIII), in welchem Cavour, der wohl fühlte, daß er bei einem großen Teil seiner „politischen Freunde“ nicht eben im Geruch der Heiligkeit stand, sich darauf gefaßt macht, sich von denselben verlassen zu sehen, sobald das Land die Schwierigkeiten, in denen es steckte, überwunden hätte. Aus der Art,

wie er von dem Ministerpräsidenten spricht, läßt sich schon abnehmen, daß ein Bruch mit demselben nahe bevorstand. Ein solcher war übrigens ganz unvermeidlich. So schrieb einst Mérimée an Panizzi über Gladstone und John Russel: „En principe un premier ministre n'est j'amais à son aise quand il a pour second quelqu'un de plus fort que lui. Vous savez quel ménage faisait Agamemnon avec Achille.“

[1851—1852.] — Kaum war das Parlament wieder eröffnet, so begann die Oppositionspartei einen heftigen Kampf gegen das Ministerium und besonders gegen Cavour, den man von nun an für alle wichtigeren Vorgänge in der Verwaltung verantwortlich machte. Berichten wir kurz den Ursprung der Fehde.

Durch ein Breve vom 22. August hatte der Vatikan die in einer Abhandlung über Kirchenrecht enthaltenen Lehren eines Professors der Turiner Universität, Namens Nuytz, als unkatholisch verdammt. Seinen freiheitlichen Grundsätzen, die er als Publizist wie als Regierungsmann bethätigt, treu bleibend, sprach Cavour infolgedessen vor dem Ministerrat die Ansicht aus, man solle, um jeden Streit in geistlichen Angelegenheiten zwischen Kirche und Staat abzuschneiden, die vereinbarten Lehrbücher an der Universität abschaffen, wodurch der erste Schritt in der Lehrfreiheit gethan würde. Alle Minister stimmten Cavour bei, mit Ausnahme Gioias, des Unterrichtsministers, der, wie man sich erinnert, schon im März 1851 bei den Verhandlungen über die theologischen Vorlesungen an der Universität hatte durchblicken lassen, daß er sich schwerlich bei derartigen Fragen mit dem Minister Cavour würde verständigen können.

Nach Gioias Ausscheiden suchten d'Azeglio und Cavour unter den hervorragenden Flüchtlingen, die in Piemont Auf-

nahme gefunden, einen würdigen Nachfolger und entschieden sich einmütig für Luigi Carlo Farini, der gerade in diesen Tagen im „Risorgimento“ mit vielem Mut auf die Notwendigkeit der Abschaffung jener Lehrbücher gedrungen hatte. Sofort nach der königlichen Ernennung, schon am 20. Oktober, übernahm Farini das Ministerportefeuille und erließ ein Dekret, kraft dessen die obligatorischen Lehrbücher abgeschafft wurden.

Diese Maßregel wurde von der Presse der extremen Fortschrittspartei sehr schlecht aufgenommen, und das noch mehr, als man erfuhr, daß die Regierung gleichzeitig aufs neue einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei dem heiligen Stuhle akkreditirt habe. Die Wahl Farinis zu Gioias Nachfolger wurde ebenso ungünstig aufgenommen. Außerdem, da er keiner bestimmten Gruppe im Parlamente angehörte, hatte er sich viel Mißgunst zugezogen, durch seine jüngste journalistische Polemik und besonders durch das harte Urteil, das er in der „Storia dello Stato Romano“ gegen die Hauptführer der demokratischen Partei bei den Ereignissen von 1848 und 1849 ausgesprochen hatte. Auch fehlte es nicht an Partikularisten, denen ihr Italienertum nur so vom Munde floß, die es aber doch sehr sonderbar fanden, daß man einen Italiener aus einer andern Provinz „ohne politische Vergangenheit“ piemontesischen Abgeordneten und Senatoren vorangestellt hatte.

Die parlamentarischen Kämpfe begannen am 20. November. Diesmal übernahm Cavour, sei es aus Gewohnheit von den vorigen Sitzungen her, sei es, weil d'Azeglio krank war, die Rolle eines leader im Kabinette.[1])

---

[1]) Aus einem Briefe von G. Pallavicino an Gioberti (25. November): „Azeglio ist krank. Seine Wunde hat sich unter be-

Hören wir zuerst, was er den Abgeordneten Brofferio und Valerio erwiederte, welche über Gioias Austritt und Farinis Ernennung aufgeklärt sein wollten.

„Der Abgeordnete Valerio wiederholt die Interpellation des Herrn Brofferio, und wünscht zu erfahren, welche politische Bedeutung das Ausscheiden Gioias und der Eintritt des Ministers Farini habe. Er schließt aus dem darüber beobachteten Stillschweigen auf einen Wechsel der Regierungspolitik und glaubt, das Ministerium wolle den bis jetzt verfolgten Weg und die Politik unsers früheren Kollegen und gegenwärtigen Freundes, des Senators Siccardi, verlassen.

Diese Unterstellung glaube ich in meinem eignen wie im Namen meiner Kollegen mit einem entschiedenen Nein beantworten zu können. Dem Austritt des Herrn Gioia aus dem Ministerium lag nicht die am römischen Hofe zu befolgende Politik zu Grunde. Wenn ich auch nicht von dem parlamentarischen Gebrauch abweichen möchte, welcher verbietet, die Geheimnisse des Kabinetts der Öffentlichkeit preiszugeben, so will ich doch soviel sagen, daß allerdings zwischen dem Minister Gioia und seinen Kollegen eine Meinungsverschiedenheit bestand, die aber nicht die kirchlichen Fragen betraf. Ich brauche nicht zu fürchten, daß mich unser früherer Kollege dementiren werde, und zögere darum nicht, die Vorredner nach dieser Seite hin zu beruhigen. Vielleicht sehen sie aber nicht sowohl im Ausscheiden des Ministers Gioia als im Eintritt Farinis die politische Bedeutung. Auch auf diese Hypothese habe ich nur eine entschiedene Verneinung.

Der Redner, welcher zuerst über diese Angelegenheit sprach, sagte, der neue Minister habe keine politischen Ante-

---

unruhigenden Symptomen wieder geöffnet. So ist es leicht möglich, daß er aus dem Ministerium ausscheidet. In diesem Falle würde Cavour Minister des Äußern und Präsident des Kabinets werden.... Ich weiß nicht, ob man dem Cavour trauen darf. Seine Worte sind in der letzten Zeit ganz für Italien und voll Liberalismus. Wir wollen sehen, ob die Handlungen des Ministeriums, dessen Seele er ist, den Worten des Ministers entsprechen werden.“

zedentien. Der geehrte Redner gestatte mir mein Erstaunen über diese Behauptung auszudrücken. Die Veröffentlichung von politischen Schriften, die sich nicht nur den Beifall des Vaterlandes, sondern auch das Lob des Auslandes erworben haben; die Autorschaft eines Werkes, das einer der bedeutendsten Staatsmänner Europas, der in Italien hochgeschätzt ist, nämlich Herr Gladstone, seiner Übersetzung für wert hält — das, meine ich, sind ebenso schätzbare politische Antezedentien als jene, deren sich andre Herren rühmen können, welche unter andern Umständen auf diese Bänke gerufen wurden. (Anhaltende Bewegung.) Aus diesen Schriften konnte man leicht auf die Ansichten unsers verehrten Kollegen, meines Freundes, schließen, welche schwerlich zu dem Schlusse führen, daß es unsre Absicht sei, den Rom gegenüber eingeschlagenen Weg zu verlassen. In diesem Punkte berufe ich mich nicht auf die Presse des Inlandes, die sich, ehrlich gestanden, vom Parteigeist hinreißen ließ, sondern auf die Meinung der auswärtigen Blätter.

Der Eintritt des neuen Ministers wurde von den bedeutendsten englischen Blättern anerkannt. . . . (Murren und Gelächter links.)

Der Minister Farini hat das Unglück, in England bekannt zu sein; vielleicht werden dadurch einige Personen zum Lachen gereizt, deren Name noch nicht bis in die englische Presse gedrungen ist. (Murren.)

Dort wurde dem Eintritt des Ministers nicht die Bedeutung gegeben, welche der Abgeordnete Valerio und der von Caraglio ihm beilegten.

Aber weiter: Wenige Tage nach dem Eintritt dieses Ministers — so sagten sie — wurde ein Gesandter nach Rom geschickt, und die Regierung zeigte die Absicht, Verhandlungen anzuknüpfen. Damit habt ihr euch von der Politik des Ministers Siccardi entfernt; seid den Grundsätzen, welche er in den andern Sälen des Parlaments proklamirte, untreu geworden.

Darunter versteht man, wenn ich mich recht erinnere, die Worte des Ministers Siccardi über jene berühmten Gesetze, welche soeben vom Parlamente bestätigt worden waren.

Über diese Gesetze ist keine Diskussion, ich wage zu sagen, nicht einmal eine Bemerkung möglich. Was die andern Gesetze betrifft, welche noch zu bestätigen sind, so fallen einige ganz und gar entschieden in das Bereich der weltlichen Obrigkeit; diese gehören der Politik an und werden sicherlich in die bevorstehenden Verhandlungen mit Rom nicht hineingezogen werden. Es giebt aber andre gesetzliche Verordnungen, welche zum großen Nutzen der bürgerlichen wie religiösen Gesellschaft ausgeführt werden könnten, wenn diese beiden Mächte sich gegenseitig unterstützten. Für diese wären Verhandlungen einzuleiten. Ich hoffe nun, das Parlament wolle sein Urteil zurückhalten, bis das Ministerium Zeit hat, ihm die Resultate vorzulegen (was zum Teil im Anfang der nächsten Session wird geschehen können). Dann wird die Kammer sehen, daß die Regierung dem System treu geblieben ist, zu dem unser früherer Kollege und jetziger Freund Siccardi sich auf diesen Bänken bekannte.

Die Diskussion wurde noch einige Zeit in demselben Tone fortgesetzt, bis der Abgeordnete Sineo derselben eine praktischere Richtung gab. Nachdem er die Schwäche des Ministeriums bei Gelegenheit des Breve vom 22. August getadelt hatte, schlug er eine Tagesordnung vor, in welcher die bereits im vergangenen März an das Ministerium gerichtete Aufforderung wiederholt wurde, den Gesetzen betreffs der theologischen Vorlesungen und des kanonischen Rechtes Achtung zu verschaffen. Als diese Tagesordnung das erste mal vorgeschlagen worden war, hatte das Ministerium dieselbe ohne Schwierigkeiten angenommen; denn wenn auch zwischen Cavour und Gioia eine Meinungsverschiedenheit über die theoretische Frage der Lehrfreiheit bestand, so war man doch darüber einig, daß Gesetze, die ihre Giltigkeit hatten, geachtet werden müssen, und daß ihnen auch die Achtung des Publikums zu sichern sei.

Diese Tagesordnung enthielt nun aber einen indirekten Tadel gegen das Ministerium, als hätte es sich bei der Ausführung der Gesetze für die theologischen Schulen eine Versäumnis zu Schulden kommen lassen.

Und dies war auch in der That die hinterlistige Absicht Sineos. Aber er hatte es mit einem Gegner zu thun, der ihm an parlamentarischer Taktik gewachsen war. In der Sitzung vom 21. erklärte Cavour, daß das Ministerium diese Tagesordnung, wenn es dieselbe auch früher angenommen habe, jetzt ganz entschieden zurückweise, und daß es verlange, die Kammer solle nicht indirekt, sondern auf ganz direkte klare Weise dem Ministerium ein Vertrauensvotum oder ein Mißtrauensvotum geben.

Wir lassen ihn selber sprechen:

„Ein geehrter Redner der Oppositionspartei schloß gestern seine hochherzige Rede mit den Worten, daß es, unsrer gegenwärtigen Lage und den Eventualitäten der Zukunft gegenüber,[1]) von größter Wichtigkeit sei, ein starkes Ministerium zu besitzen, welches die Energie und die Macht habe, möglichen Gefahren die Stirne zu bieten. Wenn es auch nicht oft vorkommt, daß ich mit dem Abgeordneten Valerio übereinstimme, so teile ich doch diesmal seine Ansichten durchaus, und bin wie er der Meinung, daß die Zustände des Landes ein kräftiges Ministerium erfordern, dessen Thatkraft den Umständen gewachsen ist. Aber, meine Herren, bei einer konstitutionellen Regierung ist die erste Bedingung zu kraftvollem Handeln die, daß zwischen Ministerium und Parlament ein völliges Einverständnis bestehe, und daß die offizielle Politik von der öffentlichen Meinung gebilligt werde. Zu diesem Einverständnis ist es aber nötig, daß das Votum der Kammer stets klar und deutlich sei, damit es bei den verschiedenen

[1]) Man erinnere sich, daß in diesen Tagen die Konflikte zwischen der Nationalversammlung in Frankreich und dem Präsidenten der Republik stattfanden, deren Resultat der Staatsstreich in Paris war.

Parteien keine Veranlassung zu zweifelhafter, verschiedener Auslegung gebe. Damit nun die Kammer sich frei aussprechen könne, scheint es uns notwendig, auf das Feld der Politik überzugehen.

Lassen wir die gesetzliche Frage einen Augenblick beiseite, um dem Parlament und der Nation darzulegen, welches unsre Prinzipien sind in diesen beiden Fragen, die uns so angelegentlich beschäftigen, nämlich die römische Frage und die des öffentlichen Unterrichts. (Allgemeine Aufmerksamkeit.) Ueber die erstere habe ich bereits gestern gesprochen. . . . Ich sagte, daß wir versucht haben, mit Rom Verhandlungen anzuknüpfen. Wir wollen diese Verhandlungen mit aller Ehrfurcht vor der heiligen Kirche und mit versöhnlichen Gefühlen führen, aber auch zugleich mit dem unerschütterlichen Willen, das vom Volke und vom Parlamente gewünschte Ziel zu erreichen. (Gut!) . . .

Wir erklären schon jetzt, daß, falls unsre Hoffnungen fehlschlagen sollten, wir nicht zögern würden, dem Parlamente die Maßregeln vorzuschlagen, die zur Anwendung der von der Kammer sanktionirten Prinzipien notwendig wären. Wir erklären aber auch zugleich, daß wir in diesem Falle nicht beabsichtigen, alle Ratschläge, die uns von dieser Seite (nach links zeigend) zugehen würden, zu befolgen. Wir würden nicht dem Beispiel unsrer Gegner folgen, nicht Rache mit Rache, Verfolgung mit Verfolgung vergelten.

Valerio: Ich bitte ums Wort.

Cavour: Wir haben einen zu festen Glauben an die Grundsätze, denen wir folgen, als daß wir für die Sache der Freiheit den Despotismus als Waffe benutzen möchten. (Bewegung.)

Wir wollen offen und entschieden handeln, aber auch zugleich den einmal ausgesprochenen Prinzipien der Freiheit treu bleiben, und sie gleichmäßig auf Freund und Feind anwenden.

Jetzt gehe ich zu der andern Frage über, mit der sich gestern die Kammer beschäftigte, zu der Frage über den öffentlichen Unterricht. (Hört, hört!)

Ich werde mich nicht mit der gesetzlichen Frage beschäftigen, von der ich nichts verstehe, sondern werde mich darauf beschränken, der Kammer die Prinzipien des Ministeriums über den öffentlichen Unterricht darzulegen.

Das Ministerium ist für die Lehrfreiheit. Damit glauben wir nicht etwas Neues gesagt zu haben.

Schon ehe wir auf diesem Platze waren, stritten wir mit der Feder für die Lehrfreiheit; seit wir auf diesen Bänken sitzen, verteidigen wir sie durch unsre Worte. Dennoch sind wir der Ansicht, daß man bei der Anwendung dieser Theorie mit Klugheit und Mäßigung und ganz allmählich vorwärts gehen sollte, um das Land an diese Neuerung zu gewöhnen. Wir wissen recht wohl, daß ein Land, das Jahrhunderte hindurch unter dem System des Monopols gestanden hat, nicht plötzlich zu einem absoluten Freiheitssystem übergehen kann, ohne argen Übelständen zu begegnen. Darum beabsichtigen wir, diese Reformen zuerst bei den Hochschulen anzuwenden, und sie mit der Zeit schrittweise auf den mittleren und Elementar-Unterricht zu übertragen.

Nach dieser Erklärung, denke ich, wird die Kammer sich ein klares Urteil über die Politik des Ministeriums bilden können. Dieses Urteil muß klar sein, ich wiederhole es, sodaß es keine verschiedenartige Ausdeutung zuläßt."

Jetzt mischte sich der Abgeordnete Rattazzi in die Debatte. Das linke Zentrum war, nachdem die Abstimmung vom 17. Dezember 1850 seine numerische Schwäche bewiesen hatte, gleichsam wie verschwunden. In der Session von 1851 hatte es sowohl bei den wenigen politischen Fragen wie bei den Finanz- und Verwaltungsfragen fast immer mit der Linken gestimmt. Aber in seinem Preßorgan hatte es nie versäumt, anzudeuten, daß das Ministerium, oder besser Cavour, wenn er nur wollte, im linken Zentrum eine stärkere Stütze finden würde als in der Rechten. So hieß es den Tag nach der Annahme der Handelsverträge

mit England und Belgien in der Zeitung „la Croce di Savoia“:

„Wenn auch das gestrige Votum fast ein einstimmiges war, so scheint es doch, daß ein Teil der Rechten die Absicht hat, sich vom Ministerium, das ihr zu revolutionär scheint, loszusagen. Dieser Abfall soll aber das Ministerium nicht veranlassen, sich vom Wege der nützlichen Reformen zu entfernen, denn es wird an der Linken mehr gewinnen, als es an der Rechten verliert. Vorwärts, vorwärts! Das ist das Losungswort der Regierungen, welche die Zeiten und die Verhältnisse, in denen wir leben, richtig begriffen haben.“

Mehrere Monate hindurch behauptete die Rattazzische Zeitung, daß die gemäßigte Linke fortan die einzige regierungsfähige Partei sei. Als aber Revel so unerwartet mit jener wichtigen Mission betraut wurde, verlor sie die Fassung und nahm einen andern Ton an, und als später Farini, der als sehr gemäßigt bekannt war, in das Ministerium trat, verhehlte sie die feindselige Stimmung gegen das Kabinet nicht länger, sodaß die Linke allen Grund hatte, zu glauben, sie würde in den nächsten parlamentarischen Kämpfen am linken Zentrum einen Bundesgenossen haben.

Der kluge Rattazzi hätte aber einen solchen Fehler, der seine zweijährigen Bemühungen zerstört hätte, nie begangen.[1]) Er wählte einen Mittelweg, indem er in seinem eignen wie im Namen seiner politischen Freunde erklärte, daß er dem von Cavour geforderten Vertrauensvotum nicht beistimmen, daß er aber ebenso wenig ein Mißtrauensvotum erteilen könne, da eine Ministerkrisis bei der gegenwärtigen schwierigen Lage Europas bedenkliche Folgen haben könnte.

[1]) Sie müssen wissen, schrieb in diesen Tagen Pallavicino an Gioberti, daß Rattazzi auf ein Portefeuille ausging, und darum stellte er alle seine Batterien auf.

Das Resultat der Abstimmung bewies, daß die Haltung des linken Zentrums das Ministerium vor einer Niederlage geschützt hatte. Und dies war das erste mal, daß diese Partei einen thatsächlichen Beweis ihres Daseins in der Kammer gab, und sie ließ die Gelegenheit, dies geltend zu machen, nicht vorübergehen, sondern veröffentlichte in der „Croce di Savoia“ eine lange Ermahnung an das Ministerium.

In diesem Augenblicke ereignete sich der Staatsstreich in Frankreich. Für Cavour war diese Nachricht nicht überraschend. Schon vor den Wahlen vom 10. Dezember 1848 hatte er, den unruhigen, zum Extremsten geneigten Geist der Franzosen richtig beurteilend, den Sieg der materiellen Gewalt durch Napoleons Thronbesteigung vorausgesehen. Während der dreijährigen Präsidentschaft Napoleons hatten die Gesandten Sardiniens in ihm gefunden, was sie weder in Louis Philipp, noch in Lamartine, noch in Cavaignac gefunden hatten: ein Regierungshaupt, das die Berechtigung Italiens anerkannte. Oft hatte Napoleon seine wohlwollenden Gesinnungen in teilnehmenden Worten ausgesprochen und den Wunsch geäußert, eine Gelegenheit zu finden, „etwas für Italien thun zu können.“ Diesen Gesinnungen gemäß hat er Piemont in den schweren Zeiten nach der Niederlage von Novara Hilfe geleistet, so viel es in seiner Macht lag, und vielleicht mehr, als es das Interesse Frankreichs erfordert hätte. Aber nachdem er einmal durch Gewaltmittel an die Stelle eines parlamentarischen Regierungssystems ein persönliches Regiment eingeführt hatte, war auch vorauszusehen, daß er den kleinen Grenzlanden Belgien und Piemont nicht gestatten würde, seinen gefährlichen, des Landes verwiesenen Feinden Asyl zu geben, denn im Verein mit den Eingebornen hätten diese die neuen Einrichtungen Frankreichs

und ihren Gründer nach Belieben durch die Presse angreifen können. Für Belgien war die Gefahr eines Bruches mit Frankreich weniger bedrohlich, da es auf den Schutz Englands rechnen konnte, wogegen Piemont, sich selbst überlassen, zu fürchten hatte, daß Österreich diese Gelegenheit benutze, um es von neuem zu unterdrücken.

In solcher Bedrängnis kamen die Abgeordneten der subalpinen Majorität zusammen, um einen Ausweg zu finden. Die Reden Menabreas und Revels waren die wirksamsten. Ersterer meinte Piemont, zwischen zwei Staaten eingeklemmt, deren Regierungssystem dem seinigen völlig entgegengesetzt war, sollte, ohne der Verfassung untreu zu werden, die Presse und das Wahlgesetz neu organisiren, um sich dem System Frankreichs einigermaßen zu nähern. Revel sprach den Wunsch aus, die Majorität durch die Presse etwas energischer vertreten zu sehen, als dies durch das „Risorgimento“ geschah, und nannte als Vorbild „l'Assemblée nationale“, das Organ der Konservativen in Frankreich.

Diese Richtung der Rechten beschäftigte Cavours Gedanken lebhaft. Drei Jahre später äußerte er sich mit Hindeutung auf diese Zeit in folgender Weise:

„Es ist gefährlich, der Richtung zu folgen, aus welcher der Wind weht, und sich von den Ereignissen auf einer schiefen Ebene fortreißen zu lassen. Der Abgeordnete Menabrea, der Meister in der Mechanik ist, weiß, daß die Bewegung in quadratischem Verhältnis zur Entfernung wächst (lebhafte Heiterkeit), und weiß auch, daß die Bewegung der Reaktion, wie langsam sie auch im Anfang sein mag, mit der Zeit immer schneller wird, und uns mit einer Gewalt fortzureißen vermag, welcher auch selbst diejenigen nicht Widerstand leisten könnten, die nur einen unmerklichen Schritt in dieser Richtung zu thun gedachten.“

Cavour war also entschieden gegen den Vorschlag Revel, handelte aber im Einverständnis mit allen Ministern mit äußerster Klugheit. Dennoch sah das Ministerium sich genötigt, bald wenigstens einen Schritt auf dem von Revel vorgeschlagenen Wege zu thun; denn ohne das wäre man bald zu weit energischeren Maßregeln gezwungen gewesen, oder hätte das Feld räumen und den Platz andern überlassen müssen.

Am besten wird die außerordentlich schwierige Lage in einem vertraulichen Bericht von Azeglio an die sardinischen Gesandten in Paris und London (10. Dezember) geschildert:

„Die Monarchen von Österreich und Preußen haben S. M. unserm König auf indirekte, aber sehr nachdrückliche Weise den guten Rat zugehen lassen, er möchte die Leitung seiner Regierung dem System der andern italienischen Staaten anzupassen suchen.

Auf eine fast an Drohung grenzende Weise gab man zu verstehen, daß der König es zu bereuen haben würde, auf seinem gegenwärtigen politischen System beharrt zu haben. Die Vorstellungen, welche im Namen der beiden Monarchen gemacht wurden, bezogen sich auf die Unzweckmäßigkeit der weitausdehnten Freiheiten unsers Regierungssystems, auf die Preßfreiheit und auf andre allgemeine Punkte, welche diesen, allen Freiheitsprinzipien abgeneigten Kabinetten schon öfters Grund zur Klage gegeben, und die sie in Piemont unterdrücken möchten, wie sie das auch in ihren eignen Ländern gethan haben und noch thun wollen.

Mit der ihm eignen Festigkeit, Würde und Hoheit hat der König auf diese Angriffe gegen unsre Freiheiten jene Gründe angeführt, die ich schon öfters in meinen Briefen entwickelt habe. Ferner hat er erklärt, diese Politik sei ihm seit seiner Thronbesteigung ebenso von seinem Pflichtgefühl diktirt worden, wie von der Überzeugung, daß sie weise und gemäßigt sei und den Interessen des Landes wie dem Glücke seiner Unterthanen zuträglich. Er fühle den Ernst der Lage Italiens und Europas im allgemeinen, und werde darum

alles thun, was in seinen Kräften stehe, um seine Politik den Erfordernissen dieser Lage anzupassen. Er vertraue darauf, daß seine weise Mäßigung dem Volke Ruhe und Glück sichere, wie das sein höchster Wunsch sei, und zugleich den übrigen Staaten Europas die gewünschte Garantie biete.

S. M. hat sich der Bemerkung nicht enthalten können, daß die politische Lage der beiden Länder, deren Monarchen diese Art Drohung gegen ihn ausgesprochen, vielleicht selbst des guten Rats bedürfe. Außerdem, hat der König hinzugefügt, sei er Herr in seinem Lande, bekümmere sich nicht um das, was andre Monarchen für gut befinden zu thun, wolle aber auch Herr seiner Handlungen sein. Schließlich hat er noch sein volles Vertrauen ausgesprochen auf den glücklichen Erfolg seines weisen gemäßigten Regierungssystems.

Azeglio.

Aus dieser stolzen Antwort an Preußen und Österreich kann man schließen, was man bei ähnlichen Vorstellungen dem Präsidenten der französischen Republik geantwortet haben würde. Übrigens muß hier bemerkt werden, daß die Minister von diesem durchaus nicht eine ähnliche Sprache erwarteten. Sie vermuteten vielmehr, er würde die Einschränkung der Preßfreiheit fordern, auch strenge Maßregeln gegen die Flüchtlinge, die Piemont beherbergte.

Durch das Versprechen Viktor Emanuels, seine Politik der ernsten Lage Europas anpassen zu wollen, genötigt, und mit der Einsicht, daß es besser sei, freiwillig einen Schritt zu thun als gezwungen, beschlossen die Minister, der Kammer ein Gesetz vorzulegen, welches die Beleidigung fremder Fürsten dem Urteil der gewöhnlichen Richter unterwarf.

Cavour stimmte dem Antrage bei, erkannte aber die Notwendigkeit an, den übeln Eindruck, den dieser Gesetzentwurf auf Piemont und die andern Staaten hervorbringen müsse, durch irgend ein andres freiheitliches Zugeständnis zu mildern.

Daß er schon damals eine Annäherung an das linke Zentrum beabsichtigte, ist nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht in diesem Augenblicke. Der Umstand, daß durch die eben erfolgte Veröffentlichung des „Rinnovamento“ von Gioberti die Erinnerung an die unglücklichen Ereignisse von 1849 wieder aufgefrischt wurde, die man Rattazzi und seinen Freunden zur Last legte, war, abgesehen von andern Gründen, genügend, um Cavour von diesem Schritte fern zu halten. Um aber zu verhindern, daß die Absichten der Regierung nicht falsch ausgelegt würden, ließ er den Tag zuvor, ehe der betreffende Gesetzentwurf vorgelegt werden sollte, den Direktor der „Opinione“ zu sich rufen und bewog ihn dazu, diese Maßregel in der Zeitung zu verteidigen. Dabei gab er ihm die feste Versicherung, daß es die Absicht des Königs wie des Ministeriums sei, das Prinzip der Freiheit um jeden Preis aufrecht zu erhalten.

Der Gesetzentwurf wurde der Kammer am 17. Dezember durch den Siegelbewahrer Deforesta vorgelegt. Wenn er auch nach dem berühmten Gesetz Serre von 1819 abgefaßt war, das noch heute von den demokratischen Publizisten als das beste Preßgesetz anerkannt wird, das Frankreich jemals besessen, so erregte er doch den Verdacht, das Ministerium habe den Warnungen des Auslandes nachgeben müssen, und verursachte vielen Lärm in den freisinnigen Zeitungen wie im Organ des linken Zentrums.

Wir werden später auf die Kammerverhandlungen über diesen Gesetzentwurf zurückkommen. Die Tendenz von Cavours Politik trat inzwischen immer deutlicher hervor, und eine Annäherung an das linke Zentrum war fortan für ihn nur noch die Sache einer haltbaren Veranlassung. Aus allen seinen Handlungen und Reden geht hervor, daß seit den Wahlen

vom Dezember 1849, also seit die Reihen in der Oppositionspartei sich etwas gelichtet hatten, in ihm der Gedanke feststand, die Rechte solle sich an die Spitze der Reformbewegungen stellen. Seine Kollegen waren nicht dieser Ansicht, und bei Gelegenheit des Gesetzes Siccardi begann der Zwiespalt offenbar zu werden. Vorhanden war er schon seit lange, aber Cavour hatte die scheinbare Eintracht nicht durch stürmische Reden trüben wollen.[1]) Später, als er Minister war, hatte er es mehrmals versucht, die Rechte auf seine Bahn zu leiten, worüber er sich folgenderweise gegen de la Rive ausspricht: „Ich hätte nichts mehr gewünscht, als im Einverständnis mit der Rechten den Staat zu lenken, durch ihren Beistand unsre Institutionen zu entwickeln; aber es war mir unmöglich, mich mit ihr über die religiöse Frage zu verständigen."

So führten ihn also die Umstände selbst der gemäßigten Linken zu, wo er, ungeachtet wesentlicher Meinungsverschiedenheit bei Politik und Finanzwesen, stets eine kräftige Stütze fand, wenn es sich um Religion oder Handelsreform handelte. Als man ihm diesen Übergang zur Linken vorwarf, antwortete er: „Ich wende mich dorthin, weil ein Teil der Rechten mich verläßt."

Sei es nun, daß ihm die Männer des linken Zentrums wenig Vertrauen einflößten, oder daß die Mißstimmung der Rechten nicht ernstlich auf das Ministerium einwirkte, er hielt eine sofortige Entscheidung nicht für geboten. Erst als nach dem 2. Dezember Revel und Menabrea beim Preß- und Wahlgesetz einen Schritt rückwärts thaten, schien ihm der Augenblick gekommen, sich offen von der Rechten loszusagen. Da aber ein Abfall von Revel und Menabrea, ohne sich

[1]) Laut Cavours eignem Geständnis vor der Kammer am 21. März 1854.

einer andern Gruppe anzuschließen, so viel hieß, als unthätig und isolirt zu bleiben, so schloß er sich Rattazzi an, um mit dessen Beistande und mit dem rechten Zentrum eine neue liberal-konservative Majorität zu bilden. Damit verfolgte er zwei Zwecke: erstens verhinderte er das linke Zentrum an einer Verbindung mit der Linken, zweitens lieferte er dem Lande einen klaren Beweis von der liberalen Richtung der Regierung, an der man seit dem Gesetzentwurf Deforesta stark gezweifelt hatte.

Schwierig war es für ihn, einige der Minister, und besonders Azeglio, von der Notwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen. Er wußte, daß der Ministerpräsident ebenso wie der Minister des Innern gegen die Lösung von der Rechten wie gegen die Verbindung mit der Linken waren. Andre, unter denen La Marmora, gedachten des Alten Testaments, wo es heißt, daß Gott wohl Abraham erlaubte, Hagar aufzunehmen, ihm aber verbot, Sara zu verstoßen, und wollten eine „Vermählung“ mit dem linken Zentrum zugeben, nicht aber eine „Scheidung“ von der Rechten.

In der Voraussicht, daß es ihm nicht leicht sein werde, die Zustimmung seiner Kollegen zu erlangen, anderseits von der Notwendigkeit dieses Schrittes durchdrungen, vermied es Cavour, im Ministerrat darüber zu sprechen. Er vertraute sich aber dem Minister Farini an, von dem er wußte, daß er für den Übergang zum linken Zentrum stimmte. Von Azeglio und den andern hoffte er, sie würden gute Miene zum bösen Spiel machen, wie das schon öfters vorgekommen war.

Am Abend vor der Debatte über das Gesetz Deforesta kam es zwischen Rattazzi und Cavour zu einer Verständigung. Am folgenden Tage erklärte ersterer während der Verhandlungen für sich und seine Partei, daß er bereit sei, das Mi-

nisterium kräftig zu unterstützen, falls dieses sich entschieden von der Rechten lossagte, wogegen Cavour seinerseits sich bereit erklärte, in Betracht des hohen Wertes, den er auf dies Anerbieten legte, die an ihn gestellte Bedingung zu erfüllen.

Tags darauf brachte die „Croce di Savoia" einen Artikel: „Neue Befürchtungen und neue Gefahren," worin sie auf die Notwendigkeit hinwies, eine neue Majorität zu bilden, die ihre Basis im linken Zentrum habe. Die Rattazzische Zeitung schilderte die Reaktionäre, die sich bemühten, das Vertrauen des Hauptes der Regierung zu täuschen, um seinen Widerstand zu besiegen und in seinen Augen das Abscheuliche eines Staatsstreichs zu vermindern. Sie deutete auf den bejammerswerten Zustand der Kammer hin, in der es nur eine schwankende Majorität gäbe, während die vollkommenste Eintracht nötig wäre, um das Kabinet bei seinem Widerstande gegen die Reaktion zu unterstützen.

In demselben Sinne sprach der Abgeordnete Rattazzi in der Sitzung vom 4. Februar bei Gelegenheit der Verhandlungen über das Preßgesetz. Er forderte das Ministerium auf, seine Politik offen zu erklären.

„Es thut mir leid, hieß es in seiner Rede, als erklärter Gegner aufzutreten, und das umso mehr, als es bei den obwaltenden Umständen sehr wünschenswert wäre, daß alle Kräfte sich vereinigten, um der Regierung die Festigkeit zu verschaffen, deren sie bedarf, um den von allen Seiten herankommenden Drohungen zu widerstehen. . . .

Wenn das Ministerium anstatt Gesetzentwürfe vorzulegen, welche unsre Grundgesetze antasten, sich bemühen wollte, diese Grundgesetze aufrecht zu erhalten, so würde es bei uns eine einstimmige Unterstützung finden." . . .

Nach Rattazzi kam die Reihe an den Abgeordneten Menabrea. Cavour wußte, daß dieser Redner, als Vertreter

der Konservativen in der Rechten, hinsichtlich des Preßgesetzes den reaktionärsten Standpunkt vertrat und ihm somit selbst die gewünschte Gelegenheit bieten würde, die Unterstützung seiner Partei abzulehnen und das ihm von Rattazzi gemachte Anerbieten anzunehmen. Um Cavours Gegenrede verständlich zu machen, bringen wir hier einen Teil der Rede Menabreas:

„... Ich bin der Meinung, daß an dem geltenden Preßgesetz noch sehr viel zu thun ist, nicht um die Preßfreiheit zu zerstören, sondern im Gegenteil, um sie zu verteidigen und gegen Mißbräuche, die sie bedrohen, zu schützen.... Ich kann mein Erstaunen nicht zurückhalten über den uns vorgelegten Gesetzentwurf, worin nur die Beleidigungen gegen das Ausland hervorgehoben werden, während das Ministerium doch weiß, daß bei uns die Autorität und die Religion täglich angefochten werden. Ich frage nun, ob diese nicht ebensogut verdienen, respektirt und Verfehlungen gegen sie ebenso bestraft zu werden wie Beleidigungen gegen eine fremde Macht? ...

Ich bedaure, daß die Regierung nicht den Mut gehabt hat, die Schranken niederzuwerfen und schon heute alle die Veränderungen vorzuschlagen, deren das gegenwärtige Preßgesetz bedarf. Man komme mir nicht mit dem ewigen Beispiel Englands und der Vereinigten Staaten, wo es heißt, die Mißbräuche in der Presse finden ein Korrektiv in ihren eignen Ausschreitungen. Diese Theorie mag gut sein für jene Länder, für uns ist sie es nicht. So wäre ich fast geneigt, diesen Entwurf des Ministeriums zu verwerfen. Aber bei der Dringlichkeit der Sache, und da mir keiner der andern Vorschläge annehmbar scheint, sehe ich mich gezwungen, für den Regierungsentwurf zu stimmen.... Ich hoffe, die heutige Verhandlung werde die Regierung und die Kammer überzeugen, wie notwendig es ist, etwas für die Presse zu thun...." (Bravo! rechts.)

In gewöhnlichen Zeiten wäre diese Rede ein Thema für einen akademischen Vortrag gewesen oder hätte für die individuelle Ansicht des Redners gegolten.

Bei der Lage Piemonts im Februar 1852 gestaltete sie sich zu einer prinzipiellen Erklärung, welche die Regierung beachten mußte, wenn sie sich die Stütze der Rechten erhalten wollte. Augenscheinlich war es, daß diese Partei darauf rechnete, die Minister würden sich von Cavour lossagen. Diesem hätte sich gar keine bessere Gelegenheit, seine Schwenkung auszuführen, bieten können als diese Rede Menabreas.

Selbstverständlich waren die beiden Reden am Abend des 4. der Gegenstand der Unterhaltung in allen politischen Kreisen. Wir müssen hier bemerken, daß Rattazzi die Unterstützung des linken Zentrums bedingungsweise dem Ministerium angeboten hatte, ohne vorherige Verständigung mit seinen Genossen, eine Rücksichtslosigkeit, die ihm am Abend vorgeworfen wurde. Was die Minister und Cavour betraf, so waren die erstern schon daran gewöhnt, ihm in allem zu folgen; sie begnügten sich mit seiner Versicherung, er werde den Gesetzentwurf Deforesta verteidigen und Menabrea angreifen. Der Ministerpräsident machte keine Einwendungen dagegen; nur der Minister des Innern wagte es, dem Kollegen anzuempfehlen, er sollte beim Angriff auf Menabrea es verhüten, eine Parteisache daraus zu machen. Da er keine Antwort darauf bekam, enthielt er sich bei der Verhandlung am nächsten Tage jeder Einmischung.

Als Cavour sich bei der nächsten Debatte von seinem Sitze erhob, um auf die Reden von Rattazzi und Menabrea zu erwiedern, herrschte gespannte Aufmerksamkeit in der ganzen Versammlung.

„Mir steht eine schwierige Aufgabe bevor. Nachdem ich die geehrten Redner, welche die Debatten über das vorliegende Gesetz drei Tage lang aufrecht hielten, aufmerksam angehört habe, sehe ich mich genötigt, einerseits die Gegner derselben zu be-

kämpfen, anderseits diejenigen, welche dasselbe an und für sich wohl anerkennen, d. h. die Notwendigkeit betonen, daß etwas für die Presse gethan werden müsse, aber in der Anwendung des Gesetzes Änderungen haben möchten, und endlich in mancher Hinsicht auch noch diejenigen, welche sich bemühten, den Vorschlag des Ministeriums zu unterstützen. (Flüstern und Lachen.)

Nichtsdestoweniger, meine Herren, wäre es ungerecht von mir, wollte ich nicht den gemäßigten, würdigen Ton, in dem diese Debatte geführt wurde und der unserm Parlamente zur größten Ehre gereicht, anerkennen. Auch wäre es undankbar, wollte ich verkennen, daß der Redner, dem die Kammer gestern die meiste Aufmerksamkeit schenkte, sich so ritterlicher Waffen bediente, daß bei der Oppositionspartei keine Bitterkeit aufkommen konnte. (Flüstern.)

Ich spreche ihm meinen Dank aus für sein Versprechen, das Ministerium, angesichts der ernsten Lage, in der das Land sich befindet, unterstützen zu wollen; ein Versprechen, von dem ich Akt nehme. (Unruhe links und rechts.) Ein Versprechen, das ich hochschätze, denn wenn die Umstände ihm gestatten, es auszuführen, und er in der nächsten Session zur Verteidigung des Ministeriums nur einen Teil der Geistesgaben verwendet, die er bis jetzt als unser Gegner verwendet hat, so können wir, sage ich, hoffen, daß die parlamentarischen Arbeiten dadurch um vieles leichter sein werden." (Bewegung.)

Die „Vermählung" mit Hagar war vollzogen. Nun handelte es sich um Verstoßung der Sara.

„Es ist meine feste Überzeugung sowie die des Ministeriums, daß unter gewöhnlichen Umständen und in normalen Zeiten die Presse, soweit sie die innere Politik angeht, keine so großen Unannehmlichkeiten nach sich ziehen kann, daß außerordentliche Unterdrückungsmaßregeln erforderlich wären. (Zustimmung.) Diese Erklärung wird die Kammer hoffentlich davon überzeugen, daß ich den in der gestrigen Sitzung ausgesprochenen Ansichten des Abgeordneten Menabrea durchaus nicht beistimmen kann; denn das Ministerium kann nicht annehmen, daß eine gründliche Veränderung, eine noch größere

Beschränkung im Preßgesetz nötig sei. Das Ministerium ist nicht dieser Ansicht. Seine Mitglieder erklären sogar, daß sie einen solchen Vorschlag, käme er von den Abgeordneten- oder sonstmals von den Minister-Bänken, mit aller Energie bekämpfen würden. (Mehrere Stimmen: Bravo! gut!)

Vielleicht wird man diese meine Erklärung unklug heißen, da nach derselben das Ministerium darauf gefaßt sein muß, die schwache Stütze, die es am Abgeordneten Menabrea und seiner Partei hatte, zu verlieren. (Bewegung.) Aber schon am Anfang dieser Debatte hat das Ministerium erklärt, daß es, in Rücksicht auf die ernste Lage der Dinge, die Pflicht jedes Staatsmannes sei, seine Absichten klar und offen auszusprechen, und das Ziel seiner Handlungen darzulegen. Damit nun keine Täuschung hierüber stattfinden kann, hielt ich es für Pflicht, diese Erklärung zu geben, wenn auch, wie schon gesagt, das Ministerium dadurch Gefahr läuft, einen redekundigen Verbündeten zu verlieren. oder wenn ich mich genötigt sehen sollte, die Feindseligkeiten mit dem Deputirten Menabrea von neuem zu beginnen. (Laute Beifallszeichen.) Dann werde ich mich in dies Schicksal ergeben. Schon 1848 hatte ich ihm gegenüber gestanden; ich unter den Gemäßigten, er unter den Fortschrittsmännern mit weit voraneilenden Ansichten. Ich werde mich darein ergeben, den Kampf wieder mit ihm aufzunehmen, jetzt, da er an der Spitze derer steht, welche die konservativen Ideen soweit treiben, daß sie die Prinzipien der wahren Freiheit darüber vergessen."

Die „Verstoßung" der Sara war geschehen, unwiderruflich. Dem zornglühenden Cäsar Balbo drängte sich der Spottbeiname auf die Lippen, mit welchem er Cavour in den ersten Zeiten von 1848 in Freundeskreisen zu benennen pflegte. Verletzt, aber würdevoll entgegnete Menabrea:

„Der Finanzminister hat mir die Ehre angethan, in diesem parlamentarischen Wettkampf eine Lanze mit mir zu brechen. Mit vollendetem Anstand sprach er von der schwachen Stütze, die ich dem Ministerium bieten will. Das ist wahr;

der Minister hat recht. Er muß sich dessen erinnern, daß ich mich mehr als einmal unter seinen Gegnern befand, woraus ich mir eine Ehre mache. Der Minister will auf andern parlamentarischen Strömen segeln, will an andern Gestaden landen. Das steht ihm frei, aber ich werde ihm nicht folgen. Welche Männer auch zur Macht gelangen mögen, ich werde meinem Posten treu bleiben. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, niemals dem Hange nach Popularität nachzugeben, noch persönlichen Rücksichten oder einer politischen Taktik zu folgen. Meine Lebensregel ist meine eigne feste Überzeugung, die mich hoffentlich niemals verlassen wird." (Gut! rechts.)

Es ist leicht zu begreifen, welchen Eindruck dieser Vorgang auf den Ministerpräsidenten, der krankheitshalber der Sitzung vom 5. Februar nicht beigewohnt hatte, hervorbringen mußte, trotz der Vorstellungen Farinis, der ihn über den „Barrierensprung" (la scappata) seines Kollegen zu beruhigen suchte.

Die Sitzung des nächsten Tages war zum Erstaunen aller sehr ruhig; dagegen erhob sich der Sturm von neuem in der Sitzung vom 7. Februar. Balbo sprach zuerst. Nachdem er erklärt hatte, daß er ein Amendement zu der Vorlage beabsichtigt habe, aber darauf verzichte, bat er um Erlaubnis, seine Meinung über ein „vielleicht nicht ganz unwichtiges Ereignis" aus der Sitzung vom 4. Februar aussprechen zu dürfen.

„Hätte sich der Finanzminister bei dieser Gelegenheit ausschließlich an den Abgeordneten Menabrea gewandt, so würde ich sicherlich nicht das Wort ergriffen haben, denn derselbe bedarf meiner Hilfe nicht, wie seine Antwort bewiesen hat. Da er sich aber auch an die Freunde Menabreas wandte, so sehe ich mich, als dessen Freund, veranlaßt, einige Worte zu erwiedern.

Im Jahre 1850 stimmten wir, der Abgeordnete Manebrea und ich, bei einer wichtigen Frage überein, und

zwar ohne Verabredung und zu meiner Verwunderung. Wir stimmten beide gegen ein vom Ministerium vorgelegtes Gesetz. [1])

Ich sprach dagegen, ungewiß, ob das Ministerium mich noch zu seinen Freunden zählte. Das damalige Ministerium, zu dem der jetzige Finanzminister wahrlich nicht gehörte, ließ mir aber durch den Minister des Innern, dem sich der auswärtige Minister und der Siegelbewahrer anschlossen, öffentlich und privatim sagen, daß sie auf meine Unterstützung bei der Abstimmung des Gesetzes rechneten. Diese Unterstützung ist gewährt worden, und nicht schwach, weder nach Ausdruck noch nach Stimmenzahl. Ich glaube sogar, daß sie zur Annahme aller oder fast aller folgenden Gesetze wesentlich mitgewirkt hat. Das geschah freiwillig, ohne Verabredung; denn eine Verabredung existirte nicht und wird auch nie existiren, wenn das Ministerium die Dinge nicht zu weit treibt. Ich weiß nicht, welche Fraktion ich und meine Freunde in der ministeriellen Partei bilden. Wir sind bis jetzt in derselben Partei geblieben, in die wir eingetreten sind. Ob man uns nötigen will, aus derselben zu scheiden, das weiß ich nicht. Auf alle Fälle haben wir ein Beispiel gegeben, das in der Geschichte des Parlaments aufgezeichnet werden wird, und das — was noch mehr ist — unserm Lande nützlich ist. . . .“

Nach kurzer Erwiederung Cavours und einigen Zwischenbemerkungen begann der Führer der Rechten, Graf Revel, zu sprechen.

„Ich bin erstaunt, zu sehen, daß der Finanzminister für sich und das übrige Ministerium, dessen Sprecher er immer ist, nicht nur eine förmliche „Scheidung“ von der Majorität vollzogen hat (obgleich dieselbe das Kabinet fast immer unterstützt hat), sondern auch zu sehen, daß er gleichzeitig eine „Neuvermählung“ mit einer andern Partei eingegangen ist. (Heiterkeit.)

Ich respektire jedermanns Meinung, aber gerade da ich eine politische Farbe habe, kann ich bei dieser Thatsache

[1]) Das Gesetz Siccardi.

nicht gleichgiltig bleiben. Das zeigt mir, daß die Regierungen ihre Politik wechseln. Nun aber zu sehen, daß man eine Politik einschlägt, die man während der Ereignisse von 1849 befolgte, eine Politik, die Karl Albert nach Oporto führte... (Anhaltende Unruhe links.)

Rattazzi (lebhaft): Ich bitte ums Wort!

Revel: Ich bitte um Entschuldigung. Ich will nichts Unangenehmes sagen; ich spreche nur von Thatsachen. Ich sage, daß es der Krieg von 1849 war, der Karl Albert nach Oporto führte; daß ich diesen Krieg nicht gewollt. Folglich habe ich auch recht zu sagen, daß ich dieser Politik entgegen bin, daß ich sie schlecht finde. Außerdem verstehe ich nicht, wie diese Politik, die man zwei Jahre hindurch für untauglich befunden, jetzt, 1852 angewendet, den Frieden sichern und unsre Unabhängigkeit aufrecht erhalten soll?

Nun hat das Ministerium stets durch die Stimme des Finanzministers und stets auf die höflichste Weise offen mitgeteilt, daß es die Unterstützung jener Partei der Kammer für die nächste Session zu haben wünsche, und so habe ich angenommen, es beabsichtige seine Politik zu ändern, was ich umsomehr annehmen durfte, da jene Partei, meines Wissens nach, ihre Politik nicht geändert hat.... Da ich ferner sah, daß das Ministerium die Stütze einer Partei auf entschiedne, ich sage ziemlich herbe Weise zurückwies und den Wunsch aussprach, sich mit der Gegenpartei zu verbinden, hielt ich es für Pflicht, den Stand der Dinge aufzuklären."

Cavour antwortete in gemäßigtem Tone:

„Der Abgeordnete Revel deutet auf meine Rede hin und sagt, ich habe gleichzeitig eine Scheidung vollzogen und eine Vermählung eingeleitet.

Revel: Vollzogen, vollzogen!

Cavour: Also eine Vermählung vollzogen. (Gelächter.)

Ich weiß nicht, ob der Abgeordnete meine Worte ordentlich überlegt hat. Er müßte aus ihnen ersehen, daß ich mich von gewissen Personen, die ich persönlich hochschätze, entferne, weil mir ihre Politik unter den gegenwärtigen Umständen

gefährlich scheint, wogegen ich mich andern genähert habe, die lange Zeit zu meinen Gegnern zählten. Habe ich damit aber vielleicht irgend welches Zugeständnis von Prinzipien gemacht? Ich appellire an den Rechtlichkeitssinn des Grafen von Revel. Habe ich bei den neulichen Verhandlungen irgend welche Ansichten geäußert, die ich nicht ebenso 1850, 1849 und 48 ausgesprochen habe? Er deutete auf die Politik hin, welcher damals jene Männer, zu denen ich sprach, angehörten, und folgert daraus, daß ich durch die Annahme ihrer Stütze meine Prinzipien verleugne. Aber ich bemerke dem Abgeordneten Revel, daß, wenn es in freien konstitutionellen Ländern unmöglich wäre, sich mit seinen früheren Gegnern zu verständigen, es überhaupt unmöglich ist, eine Partei zu bilden. Dann hätte ich auch niemals den Grafen Revel unterstützen dürfen oder er mich; obgleich wir fünfzehn oder zwanzig Jahre unsers Lebens verschiedne Meinungen vertraten, habe ich doch dem Abgeordneten Revel, solange er auf diesen Bänken sitzt, offen und ehrlich beigestanden, und oft sogar recht erfolgreich; und dasselbe hat er offen dem Ministerium gethan, das ihm dafür zu Dank verpflichtet ist. Wenn ich gestern in Bezug auf die Stütze des Abgeordneten Menabrea und dessen Partei ein Beiwort gebrauchte, das vielleicht nicht richtig ausgelegt wurde, so hatte ich es nicht recht gewählt, um meine Ideen auszudrücken; mit schwach meinte ich nicht ganz sicher, unbeständig; eine Stütze, die man vielleicht nicht unter allen Umständen finden würde. Darin kann der Abgeordnete Revel keine Bitterkeit finden, denn in vielen Dingen, wie bei den Finanz- und ökonomischen Fragen, war er oft nicht im Einklang mit dem Ministerium und besonders nicht mit dem Finanzminister; und ich erlaube mir ihn daran zu erinnern, daß er seine Ansichten dann, freilich sehr geschickt, aber auch sehr feindselig aussprach, und das ganz besonders dem Finanzminister gegenüber.

Nach diesen Auseinandersetzungen glaube ich behaupten zu können, daß aus jener meiner Rede nicht auf einen Wechsel der ministeriellen Politik zu schließen ist. Das Ministerium steht in seiner Politik fest auf der Basis der

Freiheit, der Klugheit, der Mäßigung, aber auch auf der eines vernünftigen Fortschritts. Da einige Mitglieder der Kammer ihm auf dieser Bahn entgegenkamen, hat es ihnen die Hand dargeboten, und wird sich freuen, mit ihnen ein ehrliches Bündnis zu schließen; jedoch wird es darum nicht die Prinzipien, die es seit fast drei Jahren festhält, zum Opfer bringen. Es ist nicht wahr, daß, wie der Abgeordnete Menabrea sagt, das Ministerium sich andern Gestaden zuwendet. Nichts der Art ist geschehen. Vielmehr wird es fernerhin dahin steuern, wohin das Vorderteil, und nicht wohin das Hinterteil des Schiffes zeigt." (Heiterkeit und lebhafte Zustimmung.)

Je ruhiger die Redeweise Cavours war, umso leidenschaftlicher war die Erwiederung Rattazzis auf die von Revel aufgerührten Erinnerungen an das Jahr 1849. Gewiß wären Anklagen, Angriffe und Verteidigungen noch lange so fort gegangen, wenn nicht der Ministerpräsident es für zweckmäßig gefunden hätte, denselben ein Ende zu machen, indem er die Ansichten der Regierung über die Streitfragen auseinandersetzte, welche Cavours Erklärung in der Sitzung vom 4. Februar veranlaßt hatten.

Die Diskussion über das Gesetz Deforesta zog sich drei Tage lang hin, und ging schließlich bei der Abstimmung mit 98 gegen 42 Stimmen durch. Die Rechte und das rechte Zentrum hatten fast einstimmig dafür gestimmt, die übrigen Fraktionen aber sich sehr zersplittert, sodaß die „Opinione" am nächsten Tage schrieb, es hätte keine Neubildung, sondern nur eine Verwirrung der Parteien stattgefunden.

An demselben Tage, am 10. Februar, erließ der Ministerpräsident ein Zirkularschreiben an die Gesandten, um im Auslande den schlechten Eindruck zu verwischen, den die Ereignisse der Sitzung vom 7. und das Gerücht eines Zwiespalts im Ministerium selbst hervorgebracht haben mußten. Dasselbe

enthielt einen kurzen Bericht dessen, was in der Kammer ausgesprochen worden war, daß Cavour durch die Annahme des Beistandes des linken Zentrums nicht einen Wechsel der ministeriellen Politik veranlaßt habe, daß er sich darauf beschränkt hatte, diese Annäherung anzunehmen, die er nicht hätte zurückweisen können, ohne einen argen Verstoß gegen jede parlamentarische Taktik zu begehen.

Zum Schluß hieß es: „Ich hebe zuletzt noch ganz besonders hervor, daß es nicht das Ministerium ist, welches das linke Zentrum gesucht hat, sondern daß dieses sich dem Ministerium genähert hat, weil ihm die Politik desselben, die unveränderlich ist, ganz oder doch teilweise annehmbar erschien. Ich muß hinzufügen, daß die Beweggründe, welche das Ministerium hierzu veranlaßten, nicht allein in jenen Verhandlungen zu suchen sind, deren Auseinandersetzung meine Erklärungen enthalten.

Für jeden Unparteiischen, der die Vorgänge von Ort und Stelle aus beobachtet, ist es klar, daß hinter den Fraktionen der Kammer, auf die ich hinwies, eine Partei steht, die sich bemüht, das Ministerium, und ganz besonders eines seiner Mitglieder, das man mit ganz besondern Schikanen verfolgt, am Hofe, in den höhern Gesellschaftskreisen, kurz, überall in Mißkredit zu bringen, und zwar zu dem Zwecke, ein neues Kabinet zu bilden, dessen Mitglieder bereits bezeichnet sind, wodurch die Auflösung der Kammer mit allen unvermeidlichen Folgen herbeigeführt werden würde."

Daß diese letzte Behauptung nicht ganz unbegründet war, beweisen die Verhandlungen im Senate, welche wenige Tage darauf stattfanden. Da wurde eine Petition gegen die königlichen Dekrete vom 30. Oktober 1851 und vom 11. Januar 1852 beraten, kraft deren die Brüderschaft von San Paolo in Turin ihres Besitzes wie der Verwaltung ihrer Güter und ihrer Wohlthätigkeitsgelder für verlustig erklärt worden war.

Bei dieser Gelegenheit lieferte der alte Marschall della Torre, der frühere Statthalter von Turin, eine förmliche Schlacht gegen das Ministerium und besonders gegen den Finanzminister, gegen den er ein Tadelsvotum durchzusetzen suchte. Cavour begnügte sich nicht nur mit einer persönlichen Verteidigung, sondern trat im Namen des ganzen Kabinets für die Politik des Ministeriums ein. Mit seinem gewohnten Humor begann er:

„Um das Ministerium gegen die strengen Anklagen des geehrten Marschalls zu verteidigen, müßte ich die gesamte Politik einer genauen Prüfung unterziehen. Diese Strafe will ich dem Senat nicht auferlegen (Heiterkeit), vielmehr mich auf einige kurze Betrachtungen beschränken."

Der Marschall hatte die Zustände der öffentlichen Sicherheit in Piemont mit den schwärzesten Farben geschildert, worauf Cavour ihn mit schneidender Ironie an die Zeiten erinnert, wo er als Gouverneur eine so große Autorität war bei den öffentlichen Angelegenheiten.

„Wenn man den verehrten Marschall hört, so scheint es, die innern Zustände haben sich, seit wir die Verfassung haben, plötzlich geändert, und man sei aus einem Zustande völliger Ruhe und Sicherheit in eine halbe Anarchie verfallen. Ich will die Vergangenheit nicht anklagen, nur sehe ich mich genötigt, den geehrten Marschall an die Zeiten vor dem Statut zu erinnern, wo die Unordnung im Lande nicht geringer war als jetzt, wo die Vergehen ebenso häufig waren und das Eigentum nicht gesicherter.

In der That, wäre das Land nicht eine Beute großer Unordnung gewesen, so hätte der hochherzige Karl Albert, dessen edles, gütiges Herz wir kennen, schwerlich jene Gerichtshöfe errichtet, wo das gesetzliche Element durchaus zurücktrat, wo es den Militärbeamten oblag, die Verklagten ohne Verhör zu verurteilen und zur Zwangsarbeit nach Sardinien zu schicken.

Welchen ausgedehnten Gebrauch die Behörden von dieser ihrer Befugnis gemacht haben, ist jedem von uns erinnerlich. Ich will diese Einrichtungen nicht angreifen, wenn sie auch für den gegenwärtigen Zeitgeist nicht anwendbar wären; vielleicht waren sie durch den damaligen Zustand des Landes bedingt. Darum ist meine Behauptung gerechtfertigt, daß derartige Einrichtungen nur dann gestattet sind, wenn das Land von schweren Übeln heimgesucht ist und sich in einem Zustande befindet, der solche, man könnte sagen, barbarische Maßregeln erheischt. Aber die Sicherheit war auch damals sehr gering, und die Unterdrückung der Vergehen sehr schwierig, wie das folgende Beispiel beweisen wird.

Ich hatte damals die Ehre, Syndikus eines kleinen Ortes in der Provinz Langhe zu sein. Bei einem Streit erstach ein Mensch einen seiner Verwandten und wurde in contumatiam zum Tode verurteilt. Bei dem Versuch, ihn zu verhaften, wurden mehrere Carabinieri getötet. Man traf ausgedehntere Vorkehrungen, vergrößerte die Besatzung, gab strenge Befehle, und doch gelang es jenem Menschen, sich der Nachforschung der Polizei zu entziehen und ziemlich ungestört in seiner Behausung zu leben. So oft ich an jenen Ort kam, hatte ich die Ehre, den Besuch dieses berüchtigten Banditen zu empfangen, und alle meine Bemühungen bei den Lokal- und Zentralbehörden, seine Verhaftung zu bewerkstelligen, waren vergebens. Ich glaube nicht, daß heutzutage Schlimmeres vorgeht. . . .“

Nachdem er dem Marschall auf seine Bemerkungen über die „schlechte Finanzverwaltung“ geantwortet hatte, betrat Cavour das Feld der Politik.

„Der Herr Marschall stimmt mit unsrer Politik nicht überein. Das wundert mich nicht, denn seit langen, langen Jahren bin ich daran gewöhnt, daß unsre Ansichten auseinander gehen. Während der langen Zeit seiner politischen Thätigkeit habe ich dieselbe nie anerkannt. Darum ist es natürlich, daß er, da ich an der Macht bin, auch meine Politik schlecht finden muß. Aber der Senat möge diese Politik prüfen, ehe er das

strenge Urteil des Marschalls bestätigt. Wenn ein Ministerium die öffentlichen Angelegenheiten schon so lange leitet, volle drei Jahre — ich sage absichtlich drei Jahre, denn wenn einige meiner geehrten Kollegen später eingetreten sind, so ist doch der Geist des Ministeriums jetzt derselbe wie damals, als die Minister des Innern und des Äußern die Leitung der Geschäfte antraten — ein Ministerium also, das gleichmäßig drei Jahre bestanden, hat das Recht zu verlangen, daß man seine Politik nicht nach diesem oder jenem Einzelfalle, sondern nach dem gesamten Resultat derselben beurteile. Ich glaube, meine Herren, wir können den Senat vertrauensvoll auffordern, ehe er sein Urteil fällt, den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem zu vergleichen, wie er beim Amtsantritt meiner Kollegen beschaffen war.

Ich weiß wohl, daß man dem Ministerium eine gewisse Schwäche, ein gewisses Schwanken in der Politik vorwirft.

Diese Anklage, meine Herren, ist nicht begründet. Das Ministerium ist stets dem Programme, das es annahm, als es zur Macht kam, treu geblieben: dem Programm Azeglio.

Das Ministerium sprach damals offen die Absicht aus, den Mittelweg einschlagen und sich von den extremen Parteien fernhalten zu wollen.

Dieser Politik ist es treu geblieben. Auch 1849, als es den erregten Leidenschaften des Volkes gegenüber sich genötigt glaubte, eine Kammer auflösen zu müssen, in welcher der äußerste Fortschritt vorherrschte, und desgleichen 1852, wo es sich von einer ansehnlichen Partei trennen mußte, mit der es bis dahin vereint gekämpft hatte.

Im Jahre 1849 kam diese Gefahr, seiner Ansicht nach, von dem übermäßigen Fortschrittsdrange, ja man möchte sagen von dem revolutionären Geiste her, den es damals durch energische Mittel bekämpfte. 1852 sah es die Gefahr in einer vorherrschenden Tendenz, nicht nur die bestehenden Einrichtungen zu erhalten, sondern auch die alten wieder herzustellen. Diesen Tendenzen meinte es entschieden entgegentreten zu müssen, wenn ihm das auch die schwere Pflicht auferlegte, sich von Männern trennen zu müssen, die es persönlich hochachtet. . . .“

Augenscheinlich beabsichtigte Cavour durch diese Worte die Wirkung zu mildern, welche die Rede des Ministerpräsidenten einige Tage zuvor auf das linke Zentrum gemacht hatte. Er wollte hervorheben, daß das Ministerium sich nicht nur in den Verlust einiger Mitglieder gefunden hatte, die zu seiner Stütze gehörten, sondern daß es auch die Trennung von der Rechten als ein fait accompli ansähe. Und eben um dem linken Zentrum ein Unterpfand zu geben, daß es die mit Rattazzi heimlich eingegangenen Verpflichtungen mit Aufrichtigkeit und Festigkeit halten werde, hatte es gerade in diesen Tagen mit Farinis Hilfe Deforesta, den Verfasser des Preßgesetzes, überredet, sein Portefeuille niederzulegen, während Galvagno statt des Innern das politisch weniger wichtige Portefeuille der Justiz übernahm. Für den Posten des Innern wünschte man jemand, der weder politische Antezedentien noch ehrgeiziges Streben hätte, um ihn im geeigneten Augenblick durch den in petto gehaltenen Nachfolger zu ersetzen.

Schon seit Monaten hatte Cavour sein Augenmerk auf den Generalintendanten der Provinz Turin, Kav. Alessandro Pernati, gerichtet, der dem rechten Zentrum angehörte; es war ihm aber nicht gelungen, dessen Abneigung gegen ein Portefeuille zu überwinden. [1]) Aber gutwillig oder nicht, endlich sollte Pernati doch Minister werden, und er wurde es. Wie viele Künste [2]) Cavour dazu anwandte, ist in Galvagnos Memoiren erzählt.

---

[1]) Cavour wurde auf Pernati bei einer Beratung unter Alfieris Vorsitz aufmerksam, wo derselbe als königlicher Kommissär anwesend war und mit solchem Aufwand von technischen und administrativen Gründen einen Antrag Cavours bekämpfte, daß dessen tapfere Verteidigung in die Brüche ging. Statt nun verstimmt darüber zu sein, schüttelte Cavour dem Sieger lächelnd die Hand und fragte ihn, ob er eintretendenfalls das Portefeuille des Innern annehmen würde.

[2]) Cavour besaß die große Kunst zu regieren und auch die dazu nötigen Kniffe und Pfiffe, schreibt Bonghi in seinem Werke: La vita e i

Diese Veränderungen im Ministerium (vom 26. Februar) wurden der Kammer in der nächsten, letzten Sitzung angezeigt, wie auch, daß Cavour zum wirklichen Finanzminister ernannt und zugleich mit den Geschäften des landwirtschaftlichen und des Handelsministeriums betraut worden sei.

Die neue Sitzungsperiode begann am 4. März, und gleich am ersten Tage gab die Wahl des Präsidenten und der zwei Vizepräsidenten Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen Cavour und seinen Kollegen.

Unter den obwaltenden Umständen erforderte die parlamentarische Taktik durchaus, daß einer der Vizepräsidenten dem linken Zentrum angehöre. Jedoch darüber im Ministerium zu verhandeln, wäre dasselbe gewesen, wie diese Wahl zu vereiteln oder eine Krisis hervorzurufen. Wie Cavour d'Azeglio kannte, hoffte er, derselbe würde sich auch diesmal in die vollendete Thatsache schicken, und inzwischen würde das Ministerium durch diese Wahl verstärkt werden. Die „Vermählung" hatte aber in der Kammer noch nicht so viel Beifall errungen wie Cavour dachte, vielleicht wegen der Art, in der sie vorbereitet worden war. Schließlich wurde Rattazzi zum Vizepräsidenten gewählt, und wie Cavour vorausgesehen hatte, fügte sich d'Azeglio der vollendeten Thatsache. Als jedoch nach einigen Tagen eine fremde Zeitung die Notiz brachte, Rattazzis Kandidatur sei vom Ministerium unterstützt worden, schickte d'Azeglio erzürnt, und ohne Cavour etwas davon zu sagen, ein Zirkularschreiben an die Gesandten, um dies zu widerlegen. „Ihr bon sens — hieß es dort — hätte

---

tempi di Valentino Pasini. Bei Gelegenheit des connubio, wie man den Bund der Regierungspartei mit Rattazzi und dem linken Zentrum nannte, waren es hauptsächlich nur die letzteren, die er in Anwendung brachte. So sagen wir mit Cherbuliez: „Auch die größten Staatsmänner ont des incorrections à se reprocher."

Ihnen schon sagen können, daß die Mitteilung in der »Indépendance belge« unbegründet ist. Meine Prinzipien sind bekannt. Ich habe 1849 eine kleine Schrift gegen die Ideen und Prinzipien des Ministeriums veröffentlicht, dessen Mitglied Rattazzi war; es wäre mir also unmöglich gewesen, meine Politik irgendwie mit der seinen zu verbinden, indem ich ihn unterstütze.“ [1])

Immer wieder bereiteten sich im Senate neue Kämpfe gegen das Ministerium und besonders gegen Cavour vor wegen dieses „connubio“ mit dem linken Zentrum, und als am 2. April der Gesetzentwurf über die Festungswerke der Stadt Casale vorgelegt wurde, benutzte die Rechte eine Gelegenheit, um den Senator Gallina zu einem Angriff anzutreiben. Seine Rede lautete wie folgt:

„Ein Umschwung der politischen Richtung hat im Hause der Abgeordneten stattgefunden. Der Senat ist nicht hinreichend davon unterrichtet, was das Ministerium bewogen haben kann, sich eher der einen wie der andern Politik zuzuwenden. Die öffentliche Meinung forscht auch nach den Gründen. So ersuche ich also das Ministerium und den Ministerpräsidenten, der in dieser Angelegenheit ein Neuling ist, das heißt, dessen Ansichten nicht durch frühere Handlungen beeinflußt sind, dem Senate Aufklärung zu geben über die bisherige, wie über die ferner zu befolgende Politik.

Dieser Wechsel in der Politik, dieses Schwanken von einer Richtung zur andern, hat großen Einfluß auf den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten und ist sehr wichtig, wenn es sich um die Beratung über Steuern handelt. Der steuerpflichtige Bürger hat ein Recht, wissen zu wollen, zu welchem Nutzen, zu welchem Zwecke, mit welchen Absichten diese Abgaben auferlegt werden, und das umsomehr, wenn unbestimmte Meinungen von einem Kriege auftauchen, nicht

---

[1]) Ungedruckte Korrespondenz d'Azeglios.

von einem europäischen, sondern von einem nationalen Kriege. . . .

Ich halte diesen Krieg für unmöglich, und auch der Deputirte von Strambino [1]) hat ihn, als er zu seinen Wählern sprach, für unmöglich erklärt, und sein Wort gilt mir als sicher und zuverlässig, wie alles, was dieser echte Edelmann jemals ausgesprochen hat.

Nichtsdestoweniger erfordert diese neue Tendenz eine Aufklärung, und um dieselbe zu erhalten, wende ich mich an die Redlichkeit des Ministerpräsidenten." . . .

Das hatte ins Schwarze getroffen. Auf die erste Frage blieb dem Ministerpräsidenten kaum etwas andres zu erwiedern, als das bereits im andern Hause Gesagte. Da es aber im Publikum hieß, es sei zwischen ihm und Cavour, bei Gelegenheit der Wahl des Vizepräsidenten, zu Mißhelligkeiten gekommen, so fügte er noch folgendes hinzu:

„Der geehrte Vorredner hat mich als einen redlichen, offenen Mann bezeichnet, was mir zur Ehre gereicht, so will ich es denn auch bei dieser Gelegenheit sein. Es hat sich im Publikum das Gerücht verbreitet, daß zwischen uns Ministern ein Zwiespalt entstanden sei. In allen Ministerien der Welt, wie auch zwischen zwei Personen, kommen, wenn es sich um Geschäfte handelt, Uneinigkeiten vor, und vielleicht ist keiner von uns auch nur vierundzwanzig Stunden gleich. Folglich darf man sich nicht wundern, wenn zuweilen eine Meinungsverschiedenheit stattfindet. Da aber der geehrte Vorredner von meiner Redlichkeit so überzeugt ist, so gebe ich dem Senat die Versicherung und der öffentlichen Meinung die Beruhigung, daß das Ministerium darin vollständig übereinstimmt, eifersüchtig die Verfassung zu hüten, wobei man selbstverständlich weder nach rechts noch nach links schwanken wird, wie es ebenso entschlossen ist, die volle Unabhängigkeit um jeden Preis aufrecht zu erhalten.

---

[1]) Massimo d'Azeglio.

Wenn es nun Leute giebt, die, ich will nicht sagen, weil sie sich haben bekehren lassen, denn wir wollen niemand bekehren, die uns aber vielleicht als das geringere Übel ansehen, oder aus anderen Gründen uns ihre Stimmen geben oder anbieten, so können und dürfen wir dieselben nicht zurückweisen."

Auf den zweiten Punkt gab er die einzige Antwort, die ein Minister und ein Patriot wie d'Azeglio geben konnte.

„Ich habe eine zu hohe Meinung von meinem Mutterlande, um nicht überzeugt zu sein, daß in Piemont (wie das auch schon das Beispiel aus der Vergangenheit beweist) die zur Verteidigung unsrer Unabhängigkeit nötigen Ausgaben stets von der Nation werden gebilligt werden. Und diese Billigung wäre uns nicht so gewiß, wenn wir dem Volke Behagen und Wohlstand schaffen wollten, statt Unabhängigkeit und Ehre."

Cavour, welcher die Antwort des Ministerpräsidenten vervollständigen wollte, lenkte die Frage auf ein praktisches Gebiet.

„Der Abgeordnete Gallina sagte, ich hätte unrecht gethan, eine nebensächliche Verwaltungsfrage als Unterlage für eine finanzielle oder besser ministerielle Frage zu benutzen. Ich glaube nicht, meine Herren, daß die gegenwärtige eine Frage zweiten Ranges sei. Sie ist eine finanzielle, folglich eine politische Frage; denn in der gegenwärtigen Lage sind diese beiden eng mit einander verbunden. Folglich ist das Verhalten in finanziellen Angelegenheiten nur die Konsequenz der politischen Grundsätze der Regierung. Noch ernster aber wird die Frage durch das vom Abgeordneten Gallina in Erinnerung gebrachte Votum der Kammer über dies Gesetz.

Er hatte vollkommen recht, zu sagen, daß in gewöhnlichen Zeiten das Votum vom Ministerium als Tadelsvotum hätte gedeutet werden können und müssen. Gerade weil das Ministerium diese Wahrheit erkennt (und besonders derjenige sie erkennt, der die schwere, traurige Aufgabe hat, die Finanzen unter solchen Umständen zu ver-

walten), hat es die Überzeugung, ein zweites derartiges Votum nicht überdauern zu können.

Meine Herren! Der Finanzminister bedarf nicht bloß der materiellen, sondern auch der moralischen Unterstützung des Parlaments, wenn er sein System, einerseits Steuern aufzuerlegen, anderseits Ersparnisse zu machen, durchführen soll. Ich glaube, und kann es beteuern, daß es mir nicht an Mut — der Senat verzeihe mir diesen Herzenserguß —, ja nicht an Kühnheit fehlt in meinen finanziellen Plänen; doch gewiß wären Mut und Selbstvertrauen dahin, wenn ich nicht auf das Vertrauen des Parlaments als einer Stütze zählen könnte.

Wenn nun, nach dem, was in der andern Kammer vorgefallen ist, der Senat auch ein halbes Tadelsvotum gäbe, so hätte ich gewiß die Kraft nicht mehr, an der Spitze der Finanzverwaltung zu bleiben, nicht aus eitler Eigenliebe, nicht aus persönlicher Rücksicht, sondern weil ich überzeugt bin, der moralischen Kraft zu entbehren, um ein System zu überwinden, das so unendliche Schwierigkeiten und Hindernisse mit sich bringt, und das nur mit dem Beistand aller Kräfte des Staats zum Siege gelangen kann. Darum sagte ich mit voller Aufrichtigkeit, daß die angeregte Frage eine finanzielle, eine politische und ministerielle Frage zugleich ist, und daß das Ministerium, oder wenigstens der Finanzminister, einem Mißtrauensvotum nicht Stand halten könnte.

Mit dieser freien, offenen Erklärung überlasse ich mich ganz der Weisheit des Senates." (Zustimmung von der Ministerbank.)

In der Sitzung vom 5. April kam der Senator Gallina, der durch d'Azeglios Erklärungen nicht befriedigt war und von denen er sagte, „sie hätten garnichts erklärt", wieder auf die Notwendigkeit zu sprechen, man müsse der Nation Rechenschaft geben von den Absichten des Ministeriums seit seiner Verbindung mit dem linken Zentrum. Wieder auf den delikaten Punkt der Festungswerke von Casale zurück-

greifend, bat er den Minister des Äußern, sich offen auszusprechen, ob er an den Ausbruch eines Krieges glaube, um dem Lande so große Opfer aufzuerlegen. Er selbst glaube nicht an die Wahrscheinlichkeit eines Krieges, er halte den Frieden für gesicherter als jemals. „Piemont behauptet den Platz, der ihm gebührt, fügte er hinzu; das wissen Ihre Gesandten an den auswärtigen Höfen, und Sie selbst wissen, daß der König von Sardinien in Europa die Achtung genießt, die er verdient, daß sein Staat als kein unwichtiges Land betrachtet wird, an dessen Aufrechterhaltung selbst die Großmächte Interesse haben. . .“ Er schloß damit, daß die Ausgabe mehrerer Millionen, ohne dringende Notwendigkeit, beim Volke Mißstimmung erregen möchte; daß, wollte man an allen bedrohten Punkten Festungswerke errichten, diese Politik vom Auslande vielleicht eine ganz andere Deutung erfahren würde, als man sich vorstelle.

Gespannte Aufmerksamkeit herrschte in der Versammlung, als der Ministerpräsident das Wort ergriff. Nach kurzer Wiederholung des bereits Gesagten, wobei er jedoch länger bei der Geschichte des „connubio“ verweilte, kam er noch einmal auf die Beratungen über das Preßgesetz zu sprechen, bei welcher Gelegenheit einige Redner eine Änderung in den Grundsätzen gewünscht hätten, welchem Ansinnen das Ministerium nicht hätte zustimmen können. Da dieser Widerstand von andern Rednern unterstützt, und diese Unterstützung nicht gefordert worden war, auch keinen Pakt, keine Bedingungen in sich schloß, so wäre gar kein Grund vorhanden gewesen, dieselbe abzulehnen. Jedes Kabinet würde so gehandelt haben, wie man täglich in ganz Europa sehen könne, daß die verschiedensten Parteispaltungen sich vereinigen, wo es sich um Verteidigung der Konstitution handelt.

Diese reine Thatsache, diese Annahme einer nicht geforderten, nicht abgemarkteten Unterstützung würde noch nicht dazu berechtigen, das Ministerium revolutionär zu nennen. (Heiterkeit.)

„. . . Ohne einzeln die Haltung meiner Kollegen durchzunehmen, zum Beweise, wie wenig sie als revolutionär bezeichnet werden können (fuhr er zu sprechen fort), fange ich hier mit dem Minister Farini an, um zu bemerken, daß er an jenem Tage, dessen wir uns alle erinnern, nicht zum Volke stand, sondern zum Quirinal; daß La Marmora mit kühner Hand die Revolution in Genua bezwang, und somit den Bürgerkrieg verhütete; daß Cavour oft, sogar noch bei dem Friedensvertrage mit Österreich, von den Galerien ausgepfiffen wurde, was ich mit eignen Ohren gehört. . . . Der Brief an meinen Wahlbezirk, den der geehrte Gallina mir vorwirft und worin ich die Partei hart beurteilte, die uns jetzt eine Stütze ist, dessen erinnere ich mich wohl, auch ohne daß der Abgeordnete Gallina mich daran erinnert. Wenn ich aber diesen Brief an meine Wähler schrieb, so schrieb ich auch Gli ultimi Casi di Romagna. (Bewegung.) Und die schrieb ich, weil ich die Revolution herannahen sah, und weil ich damals glaubte, was ich jetzt noch glaube und stets glauben werde, daß der beste Blitzableiter für Revolutionen weise, angemessene Reformen und gute liberale Gesetze sind. Darum schrieb ich I casi di Romagna.

Den Brief an meine Wähler schrieb ich, weil die früher als demokratisch bezeichnete Partei eine Politik verfolgte, die mir für uns wie für die Nachbarländer gefährlich schien. Jetzt sehe ich diese Gefahr nicht mehr, aber ich sehe eine andre: die der Reaktion. Und vor dieser Gefahr soll das Ministerium das Land bewahren, so lange ihm die Krone Vertrauen schenkt. Damit glaube der Senat nicht, daß ich in seinem Schoße, wie in dem der Kammer oder im Lande selbst diese Reaktion oder Revolution herandrohen sehe; ich glaube nur, daß die menschliche Gesellschaft gewissen Strömungen folgt, von einem Sturme fortgezogen wird, und

daß dieser Sturm der Gegenwart, der das Schiff zum Scheitern bringen könnte, sicherlich nicht das Brausen der Revolution ist, sondern das der Reaktion."

Auf die andre Frage, bezüglich eines Angriffes von außerhalb, antwortete Azeglio, das Ministerium kenne die Redlichkeit der Staatsleiter und der auswärtigen Monarchen, mit denen Piemont in den freundschaftlichsten Beziehungen stehe, zu gut, als daß ein Friedensbruch, ein politischer Meuchelmord, wie man es nennen könnte, zu befürchten sei.

Kaum war die Debatte vorüber, so erhob sich am 6. April ein neuer Kampf, der Cavour wiederum viel Ungemach zuzog. Frankreich beklagte sich fortdauernd gegen Piemont, daß es bei den letzten Handelsverträgen andern Ländern günstigere Bedingungen zugestanden habe als ihm. So hatte also Cavour aus politischen Rücksichten wie in der Absicht, seine Theorie des Freihandels weiter zu entwickeln, im Oktober 1851 wiederum Unterhandlungen über einen neuen Vertrag eingeleitet, der auch am 14. Februar 1852 zu stande kam. Savoyen hatte sich schon durch die früheren Verträge benachteiligt geglaubt. Bei diesem neuen nun trat es mit lauter Klage auf und behauptete, derselbe begünstige die Küstenländer auf Kosten Savoyens. Cavours Name wurde auf jede Weise geschmäht, besonders von den beiden Journalen der extremen Rechten, dem „Courrier des Alpes" in Chambery, und dem „Écho du Mont-Blanc" in Annecy. Diese Angriffe berührten ihn wenig, dagegen war er tief betrübt, als er sich von seinem alten Freunde, dem Marquis Costa di Beauregard, angefochten sah. Seine Rede vom 9. April drückte diese Betrübnis lebhaft aus:

„Was mich persönlich betrifft, so werde ich Sie nicht damit belästigen. Ich werde den beiden Zeitungen nicht

jene berühmten Grobheiten zurufen, die Guizot seinen Verleumdern ins Gesicht warf, sondern ich sage ganz einfach, was auch jene Blätter thun mögen, sie werden nie die Ehre haben, von mir eine Antwort zu erhalten.

Dennoch, meine Herren, will ich es nicht verbergen, daß mich, obgleich ich an den Krieg in der Presse, an Beleidigungen aller Art gewöhnt bin, ein tiefer Schmerz ergriff beim Lesen der Verleumdungen und Beleidigungen, mit denen mich der »Courrier des Alpes« überschüttet.

Nicht etwa, daß die Redakteure jenes Blattes das Verdienst hätten, neue Beleidigungen gegen mich erfunden zu haben oder ein schärferes Gift als jenes, welches die Feder der Reaktionäre täglich aus ihrer Tinte schöpft, um es auf mich zu werfen, sondern weil an der Leitung dieser Zeitung Männer stehen, mit denen mich lange ein enges Freundschaftsband verknüpft hat, die alle Gelegenheit gehabt haben, mich wirklich zu kennen. Von denen hätte ich niemals gedacht, daß solche Verleumdungen in ihr Herz kommen könnten; und wenn ich auch erwarten durfte, sie früher oder später als politische Gegner gegen mich auftreten zu sehen, nie hätte ich gedacht, persönliche Feinde an ihnen zu haben.

Das ist es, was mich schmerzt! (mit Nachdruck:) Aber ich kann der Kammer versichern, daß mich diese grausame Enttäuschung nicht erschüttern, meine Überzeugung, meinen Mut nicht brechen wird.

Ja, meine Herren, ich weiß es, daß man auf große Enttäuschungen gefaßt sein muß, wenn man in einer so schwierigen Zeit die politische Laufbahn verfolgt. Aber sollte ich alle meine Freunde der Kindheit verlieren, sollte ich meine teuersten Bekannten sich in Feinde verwandeln sehen; ich werde nicht wanken in meiner Pflicht, werde nicht die Prinzipien der Freiheit verleugnen, denen ich meine Laufbahn gewidmet und denen ich mein Leben lang treu geblieben bin." (Lebhafter Beifall.)

Der Ausgang dieses parlamentarischen Gefechts, in dem eigentlich nur die Savoyarden Opposition gemacht hatten, war

kein zweifelhafter; er überstieg die Hoffnungen Cavours, denn unter 137 Stimmen waren nur 37 Gegner. Dieses Resultat wurde von den Galerien mit lautem Beifall begrüßt (zweite Sitzung am 9. April). Das Ministerium fand in diesem Siege eine Entschädigung für die frühern Mißbilligungen, und da derselbe Cavour zum Verdienst gemacht wurde, so ergriff der Ministerpräsident diese Gelegenheit, einige teilnehmende Worte an ihn zu richten. Seine Ansichten über das Verhalten des Kollegen in der letzten Zeit hatten sich nicht geändert, aber als er ihn zur Zielscheibe der Angriffe gegen das Ministerium gemacht sah, und sah, wie er in seinen innersten, zartesten Gefühlen verletzt worden war, machte seine Gerechtigkeit freundlicheren Empfindungen Platz. Außerdem mußte sich d'Azeglio nach den letzten Debatten im Senate schließlich davon überzeugen, daß die Anschuldigung eines Wechsels der Politik durch die Vereinigung mit dem linken Zentrum nichts andres war als ein Vorwand das Ministerium zu stürzen. Am 5. April schrieb er selbst an den sardinischen Gesandten in Paris: „Ich bitte Sie, geehrter Herr, keine Gelegenheit zu versäumen, sich in diesem Sinne (daß von einer veränderten Politik keine Rede sei) auszudrücken, und besonders hervorzuheben, daß die Bemühungen jener Partei, uns einer Tendenz zur Linken zu verdächtigen, nichts andres sind als ein Manöver, gegen unsre Politik Mißtrauen zu erwecken, um ihr desto leichter Opposition machen zu können. Dahinter aber verbirgt sich, vielleicht noch unentwickelt, die Absicht, die Verfassung selbst anzutasten." Cavour war zu scharfsichtig, um an die Möglichkeit eines freundschaftlichen Einverständnisses zwischen ihm und dem Kabietspräsidenten zu glauben. Diesen beiden Männer, so verschieden an Charakter und Erziehung, konnten

sich über einzelne Dinge verständigen, aber, wie Tabarrini in seiner Skizze über Azeglio sehr richtig sagt, zu einem gemeinschaftlichen Wirken waren sie nicht geschaffen. Jeder von ihnen bezeichnete eine bestimmte Phase in der nationalen Auferstehung. Die Gelegenheit, sich von einander zu trennen, ließ nicht auf sich warten.

Am 23. April war in Turin der Kammerpräsident Pinelli gestorben. Am 7. Mai beriet das Kabinet über seinen Nachfolger. Mit Ausnahme Cavours stimmten alle Anwesenden für Boncompagni, der 1851 Vizepräsident gewesen war, aber später Rattazzi den Platz hatte räumen müssen. Der König hatte mitteilen lassen, nach ihm zugegangenen Nachrichten sei die Wahl des letztern so gut wie gesichert, worauf der Ministerrat neutral zu bleiben beschloß. In der That aber hatte es Cavour mit seinen Intimen so geschickt einzurichten gewußt, daß die Wahl Rattazzis in der Majorität gesichert war. Das linke Zentrum hatte sich bei den damaligen Zuständen auch wirklich ein Recht auf einen derartigen Beweis von Vertrauen und Dankbarkeit erworben. Cavour suchte nachträglich Azeglios Zustimmung zu erhalten, aber vergebens, was ihn aber durchaus nicht hinderte, seinen persönlichen Einfluß für die Wahl Rattazzis geltend zu machen. Die Wahl wurde auf den 11. Mai festgesetzt, und am Abend desselben Tages wurde dem Könige mitgeteilt, Rattazzi sei gewählt. Am folgenden Tage reichten Azeglio und Galvagno, erzürnt über Cavours Verhalten, ihre Entlassung ein, welchem Beispiel Pernati folgte. Als Rattazzi dies erfuhr, schrieb er an den König (Brief CIV) und erklärte sich bereit, auf die Präsidentschaft zu verzichten, falls seine Ernennung als Feindseligkeit gegen das Ministerium betrachtet würde. Noch denselben Tag schrieb der König an den Ministerpräsidenten

und an den Präsidenten der Kammer, um anzuzeigen, daß er weder von einer Abdankung noch von einem Ablehnen[1]) etwas hören wolle, und daß er darauf hoffe, bei seiner Rückkehr nach Turin, am 15., alle Mißverständnisse ausgeglichen zu sehen. Und wirklich nahm am 12. Rattazzi seinen Platz auf dem Präsidentenstuhle ein, und die betreffenden Minister blieben auf ihrem Posten.

Am 16. präsidirte der König selbst dem Ministerrat, worauf die Minister noch zusammenblieben, um über die unwichtigeren Angelegenheiten zu verhandeln. Ehe sie sich trennten, richtete d'Azeglio, als Dolmetscher der königlichen Wünsche, einige versöhnende Worte an die Kollegen, und bat sie, den Groll zu lassen und fortan friedlich und offen zu einander zu stehen. Cavour stimmte ihm bei, konnte sich aber nicht enthalten, dem Galvagno einen kleinen Hieb zu geben und ihn aufzufordern, seine Abneigung gegen das „Connubium" etwas weniger an den Tag zu legen. Der Ton, in dem die Worte gesprochen wurden, hätten den Siegelbewahrer entwaffnen und veranlassen sollen, auf denselben einzugehen. Statt dessen antwortete er mit großer Würde: er sei stets zur Versöhnung geneigt gewesen, damit dieselbe aber aufrichtig sei, halte er es für notwendig, daß alle wichtigen Fragen vom Ministerrat untersucht und beraten werden. Was das „Connubium" betreffe, so habe er gegen den Abgeordneten Rattazzi keine persönliche Abneigung, aber auch kein Vertrauen in seine politische Taktik.

Bei diesen Worten geriet Cavour außer sich vor Zorn,

[1]) Der König hielt Rattazzis Wahl nicht für opportun, entschied aber, daß nach geschehener Wahl durch die Repräsentanten der Nation niemand von draußen oder drinnen etwas zu sagen habe, und begegnete ihm freundlich und offenherzig.

erklärte, er sei es überdrüssig, von seinen Kollegen stets mit Mißtrauen behandelt zu werden, kündigte seinen Austritt aus dem Ministerium an und verließ mit heftigen Schritten, ohne jemand zu grüßen, den Saal.

Noch an demselben Tage beauftragte der König Azeglio mit der Bildung eines neuen Kabinets und sprach den Wunsch aus, Cavour und Farini ausgeschlossen zu sehen. Sehr ungern unterzog sich Azeglio dieser Pflicht. Das Portefeuille war ihm schon lange eine Bürde, auch wußte er wohl, daß, wenn ein Ministerium mit Cavour schon schwierig genug war, eines dem Cavour außerhalb gegenüberstünde, von vornherein unmöglich wäre.

Auch die Staatsmänner, welche diese beiden Minister ersetzen sollten, waren derselben Ansicht, und nur aus Selbstverleugnung und um dem Willen des Königs nicht entgegen zu handeln, übernahm am 19. Cibrario das Portefeuille der Finanzen, Boncompagni das des öffentlichen Unterrichts. Die Krisis wurde noch um einen Tag verzögert durch die Schwierigkeiten, die La Marmora machte, das Kriegsministerium wieder zu übernehmen. Wenn man eine wirkliche Versöhnung wollte, sagte er zu Azeglio, so müsse man außer Cavour und Farini auch noch Galvagno opfern, da sonst die Ausschließung der beiden erstern einen feindseligen Charakter annähme und vom linken Zentrum als ein Beweis von Mißtrauen ausgedeutet werden könnte. Das sah Azeglio ein, und obgleich es ihm leid that, Galvagno zu verlieren, dem er schon seinen Wunsch, ihn im Kabinette zu behalten, mitgeteilt hatte, schrieb er ihm, daß eine politische Notwendigkeit ihn nötigte, sich von ihm zu trennen.

Am 21. Mai trat dieses neue Kabinet vor die Kammer. Aus Azeglios kurzer Antrittsrede geht deutlich hervor, daß

er, wie alle Anwesenden, an kein langes Bestehen desselben glaubte. Dieselbe lautete:

„Ich bin der Kammer eine kurze Erklärung schuldig über die in einem so schwierigen Momente entstandene Ministerkrisis, damit das Publikum sich keinen leidenschaftlichen Kommentaren hingebe.

Es entstanden Zerwürfnisse im Kabinet, nicht über Prinzipienfragen, sondern über Anwendung der Prinzipien.

Das Kabinet mußte seine Vollmacht in die Hände Sr. Majestät niederlegen.

Der König vertraute mir die Neubildung des Ministeriums an.

Ich dankte ihm für dies Vertrauen, bat ihn aber zu bedenken, wie sehr mich Krankheit und Anstrengungen in den letzten Jahren angegriffen hätten, und daß ich ihm nichts mehr als meinen guten Willen bieten könnte.

Der König erwiederte, daß ihm das genüge, und daß ich mich im Interesse des Landes dieser Aufgabe unterziehen müsse.

Mehr brauchte es nicht für mich. Im übrigen weiß ich, daß ich auf ganz andre Kräfte als die meinigen rechnen darf. Ich vertraue auf das seit drei Jahren vom Parlamente und allen seinen Parteien mir bewiesene Wohlwollen.

Ich vertraue noch mehr auf jene Vaterlandsliebe und Einigkeit, die uns durch so viele Schwierigkeit geholfen und uns die Kraft gegeben hat, unsre Ehre und Freiheit unangetastet zu erhalten.

Ich vertraue auf den Beistand *unsrer alten wie unserer neuen Freunde, meiner alten und neuen Kollegen.*

Ich vertraue schließlich auf jene unerschütterliche Redlichkeit, welche von oben herab über das Schicksal unsers Staates wacht, und die jetzt, wie immer, unsre Führerin, unsre Stütze sein wird.

Das Programm des Ministeriums ist unverändert geblieben:

Festes Aufrechterhalten der Konstitution und Fortentwicklung der begonnenen Reformen, Treue den beschwornen Verträgen im Inlande wie im Auslande. Hierauf fußend, und voll Vertrauen auf den nötigen Beistand, tritt das Ministerium mutig seine Laufbahn an. Sollten diese Hoffnungen fehlschlagen, so wird Gott, der über Piemont wacht, das Werk bessern Kräften anvertrauen. Uns aber wird der Trost bleiben, in einem schweren Augenblicke unsre Pflicht nach besten Kräften gethan zu haben." (Lebhafte Bewegung.)

Gegen alle Erwartung wurde keine weitere Aufklärung über die Krisis verlangt. Da die Ursache im allgemeinen dem Publikum bekannt war, wäre dies eine unangenehme Aufgabe gewesen, besonders für einen Mann wie d'Azeglio, dem die Kunst, sich zu verstellen, völlig fremd war. Seinen vertrauten Freunden gegenüber verbarg er aber seinen Zorn über Cavours Verfahren nicht, wie das aus dem folgenden Briefe vom 21. Mai an Rendu hervorgeht.

Mein lieber Freund,

Ein Wort der Erklärung für Sie, unsern treuen Sachwalter, über das, was hier vorgefallen ist. Wie Sie sich denken können, hat man viel Klatschereien gemacht. Ein Ministerium kann ja nicht stürzen, ohne daß an allen Ecken geschwatzt wird. Sie dürfen in die Karten schielen; unnötig, Ihnen Diskretion anzuempfehlen. Seit jener famosen Sitzung vom 5. Februar, der Sitzung der „Vermählung", war ich ziemlich kühl mit Cavour. Stellen Sie sich vor, daß mein lieber Kollege die ganze Sache mir nichts dir nichts unter der Hand mit Rattazzi abgemacht hat, und daß er seinen „speech", der das ganze Ministerium so nahe anging, gehalten hat, ohne mir ein Wort davon zu sagen. An diesem Tage lag ich im Fieber zu Bett, wie schon oft seit der dummen Verwundung, und der Ministerrat wurde bei mir abgehalten. Cavour, der am Fußende des Bettes saß, nimmt einen der Minister in die Fensternische und sagt ungefähr so etwas wie:

„Der Menabrea langweilt mich; ich hätte fast Lust, auf seinen Beistand zu verzichten.“ Sonst erfuhr ich nichts. Die Intrigue war zwischen Farini, Martini, Vimercati abgemacht worden. Nachdem sie von mir fortgegangen waren, brach die Geschichte in der Kammer los. Wir waren in einer schwierigen Lage. Ich wollte nicht, daß das Publikum etwas von unsern Zerwürfnissen erführe, und machte es wie jener General, der sich an die Spitze seiner aufrührerischen Truppen stellte, damit der Feind nichts von der Rebellion merke. Aber Sie begreifen, daß das nicht dauern konnte. Ich hätte mich niemals mit dem linken Zentrum eingelassen, ich hätte gewartet, bis es zu uns käme, aber nicht wir zu ihm. Wir sind eben recht verschieden, Cavour und ich!

Also weiter! Als neulich Rattazzi durch die Güte des Gründers der „Vermählung“ das Kammerpräsidium erhielt, war das Maß voll, und da die christliche Demut in der Politik leider nicht recht am Platze ist, konnte ich die Ohrfeige nicht einstecken. Außerdem handelt es sich ja nicht um Personalfragen, sondern darum, zu sehen, ob das Ministerium und seine Politik auf Abwege geraten werde. Am Tage der Wahl war ich noch im Bett. Ein armseliger Ministerpräsident, nicht wahr? Die einzige Entschuldigung ist, daß ich diese Wunde beim Kampf für das Vaterland erhielt. Ich erfahre die Ernennung Rattazzis; ich schreibe an den König, daß ich, zu oft an das Bett und das Zimmer gebannt, nicht imstande sei, mich gegen die Intriguen zu verteidigen, und fordere meine Entlassung.

Der König nahm sie, wie die des ganzen Kabinetts, an, und beauftragte mich, ein neues Kabinet zu bilden, was ich eben gethan, Cavour und Farini ausschließend. Sie haben mir eine Ohrfeige gegeben durch die Ernennung Rattazzis, ich habe sie fortgeschickt.

Es handelte sich um meine persönliche Würde, wie um das Programm unsrer Politik. Ich mußte so handeln und Minister bleiben. Aber, guter Gott! wann werde ich endlich einmal aus dem Wirrwarr herauskommen? Ich kann das nicht mehr lange so ertragen, meine Kräfte versagen, und so-

bald ich irgend wie entschlüpfen kann, werden Sie sehen, daß es geschieht.

Ich habe einen alten vortrefflichen Kollegen, den Galvagno, nicht in das neue Kabinet hineinnehmen können, der vor drei Monaten wegen allerlei kleinlicher Hadereien (imbroglio) ausscheiden mußte. Ich glaube, er grollt mir deshalb, und das thut mir sehr leid, denn er ist ein schöner Charakter und er hat ein edles Herz. Ich liebe ihn ebenso wie ich ihn achte. Wie wenig kann man doch nach seinem Willen handeln, selbst wenn man an der Macht ist! Schlecht ausgedrückt, nicht wahr? Man sollte nicht sagen „an der Macht", sondern „bei der Pflicht."

Also vorwärts bis zum Ende; aber Gott weiß! . . .

Adieu! Ich war Ihrer Freundschaft diese Details schuldig, die ich in Eile hinkritzle.

Ganz der Ihre
Azeglio.

Der Ausgang der Ministerkrisis wurde von allen aufrichtigen Freunden Piemonts sowohl im Inlande wie im Auslande günstig aufgenommen.

Trotz seiner unbestreitbaren Geistesgaben war es Cavour noch nicht gelungen, sich einen Namen zu erringen, der dem, welchen Azeglio nicht nur in Piemont und Italien, sondern in ganz Europa besaß, auch nur im entferntesten gleich käme.

Selbst Gioberti, der in seinen intimen Briefen an Pallavicino stets über die „elastische Nichtigkeit des Asellus" witzelte, schrieb während der Krisis von Paris aus an Massari in Turin:

„Ich hoffe doch noch, daß die Ministerkrisis ohne Wechsel des Ministeriums vorübergeht. Azeglios Austritt könnte sehr große Nachteile haben. Sicherlich ist Cavour dem Azeglio an Thatkraft und Umsicht bei weitem überlegen, aber der Name Azeglio klingt in Italien wie im Auslande italienischer. Diese beiden Männer ergänzen sich einander, ihre Trennung könnte schwere Folgen haben. Mich wundert

nur, daß die Kammer so wenig Einsicht hat. Wenn Rattazzi auch ein schlechter Minister war, so kann er darum doch der beste Präsident sein. Man hätte doch aber vor der Ernennung erwägen sollen, welche Wirkung das machen würde, hätte daran denken sollen, daß ein Personenwechsel im Kabinette vielleicht die Reaktionäre zum Siege und die Verfassung in Gefahr bringen könnte.

Selbst im „Risorgimento", der in Händen von Cavours persönlichen Freunden war, berichtete ein Artikel vom 26. Mai, daß in Paris und London die Nachricht, der König habe Azeglio statt Cavour mit der Bildung des Kabinets beauftragt, freudig aufgenommen worden war, und zwar hieß es dabei, Cavour sei in Mißkredit gekommen, weil er sich „dem linken Zentrum in die Arme geworfen," wodurch Europa zu der Vermutung gekommen, er hege kriegerische Absichten.[1])

Außerdem war Cavour selbst der erste, der einsah, daß unter den gegenwärtigen Umständen, bei der vorherrschenden Meinung ganz Europas, besonders Frankreichs und Englands, und bei der Politik Rattazzis und seiner Partei er selbst zum Opfer fallen müsse. Seiner Meinung nach hätte Azeglio austreten müssen, und dann hätte man ein wirklich freisinniges Kabinet bilden können. (Brief CV.) Inzwischen war er klug und beherrschte sich, um von den Zerwürfnissen

[1]) La Marmora sagt in einigen Zusätzen zu dem Buche von Mazade, „Le Comte de Cavour," (Paris, Plon 1877), S. 70 folgendes: „Cavours Unrecht war, diesen Übergang, der von selbst gekommen wäre, überstürzt zu haben. Er verletzte dadurch manche brave Männer, und schmeichelte andern, die ihm, wie man wohl weiß, lästig waren. 1858 haben wir uns in ähnlicher Weise ausgesprochen in unsrer »Page d'histoire du gouvernement représentatif en Piémont«: Die Lösung von der Rechten war ein notwendiges Resultat der Sachlage nach Cavours Verbindung mit einer dritten Partei. Bedauerlich ist nur, daß er sie mit Bitterkeit herbeigeführt hat, statt sie herankommen zu lassen." (S. 135.)

zwischen ihm und seinen früheren Kollegen nicht mehr sehen zu lassen, als was Azeglio in seiner Antrittsrede hatte laut werden lassen. Als man am 26. Mai zur Wahl des Vizepräsidenten schritt, bemühte er sich, die Stimmen seiner Freunde aus dem rechten wie aus dem linken Zentrum zu Gunsten des Regierungskandidaten Dabormida zu gewinnen, um Zersplitterungen bei der Wahl zu vermeiden. So wurde dieser mit 77 Stimmen gegen 22 gewählt, worüber Azeglio sehr erfreut an den Gesandten in Paris schrieb: „Ein großer Teil der Majorität hat sich vereinigt für die Wahl Dabormidas, welcher unsre Politik teilt, wodurch dem Ministerium gleichsam die Stütze der Kammer gesichert ist.“

Mag es uns gestattet sein, hier die Worte Adolph Thiers' anzuführen, der, seit dem 2. Dezember aus Frankreich verbannt, einige Tage in Turin zubrachte. „Alles kann man in einem Lande erwarten, wo die einflußreichsten Männer, nachdem sie aus dem Kabinet ausgeschieden, dieselbe Regierung, die sie verabschiedete, durch ihre Freunde zu unterstützen suchen.“

Und da wir einmal auf diesen großen Staatsmann zu sprechen kommen, fügen wir hier zwei ungedruckte Briefe von ihm bei, deren ersten er am 25. Juni 1852 von Vevey aus an den Grafen Enrico Martini in Turin schrieb, in dessen Hause er Cavour kennen gelernt hatte.

„Mein lieber Martini! — Ich eile, Ihnen von Vevey aus sofort zu schreiben, um für den herzlichen Empfang zu danken und Ihnen zu wiederholen, daß ich entzückt bin von Piemont. Sein politisches Leben erinnert an England, sein Militärwesen an Frankreich.

Beharren Sie dabei, und Ihr Land wird das erste Land in Europa sein, wie es schon das erste in Italien ist. Aber ich beschwöre Sie! halten Sie zurück, statt vorwärts zu treiben;

und seien Sie einig! Sagen Sie dem Grafen Cavour, daß die nötigen Briefe bereits in Basel sind, und daß ich mich glücklich schätze, seine Bekanntschaft gemacht zu haben."

Der zweite Brief, vom 27. Juni, war an eine hochgestellte lombardische Dame in Paris gerichtet:

„Ich bin von Turin zurückgekehrt, wo ich andre Genüsse als in Neapel und Rom) gehabt habe. Ich habe dort ein vernünftiges Land, eine vorzügliche Regierung und eine prächtige Armee gesehen. Beklagen Sie sich nicht mehr, meine liebe Freundin, denn diese vier Jahre waren für Italien nicht verloren, da sie ein Piemont erzeugt haben. Für uns sind sie noch schlimmer als verloren, denn sie haben uns alles genommen. Wenn Piemont so fortfährt, und wenn es nicht von Frankreich in irgend ein unvernünftiges Abenteuer mit hineingezogen wird, so kann es die Basis für ein zukünftiges Italien werden. Aber es braucht viele Jahre Frieden und eine vernünftige Haltung. Der Krieg würde es ruiniren. Ich fürchte leider Spaltungen. Cavours Ausscheiden aus dem Ministerium ist ein Unglück. Er ist der bedeutendste Mann in Piemont. Alles gelingt ihm, wenn er nur abwarten kann. Und ich rate ihm, die Majorität, welche das Kabinet stützt, nicht zu zerteilen. Wenn man einen König hat, der der Konstitution treu bleibt — gleichviel, ob sie ihm gefällt oder nicht — und dessen Sympathien für das Land und nicht für den Gegner sind (was leider bei uns nicht war, denn unser armer König sympathisirte viel mehr mit Metternich als mit uns), dann bedarf es nur der Eintracht, um die Maschine ordentlich in Gang zu bringen. Fügen Sie hinzu, daß man in Turin einen König hat, der sich fast um garnichts kümmert (!) * * * hat auf Cavour großen Einfluß. Raten Sie ihm, zu einer Vereinigung mit Azeglio anzutreiben, statt zu einer Trennung. Wenn Cavour diesen Verhaltungsplan befolgt, wird er ein Jahr früher oder später der Leiter des piemontesischen Staates sein. Unglücklicherweise ist die Rechte dort hochmütig und aus lauter Doktrinären zusammengesetzt nach Art Guizots, der die Intoleranz in

Person ist. Sie hat den Lärm über die Vereinigung angehoben, die übrigens etwas Vorzügliches ist und die Rattazzis Wahl zum Präsidenten nach sich zog. Nach seiner Wahl, über die man doch eigentlich einig war (!), sind erst die Zerwürfnisse ausgebrochen. Die Sache ist zu Ende, gut oder nicht gut, und man sollte nicht wieder darauf zurückkommen.... Man braucht nur zu wollen, und alles wird in Piemont seinen guten Gang gehen...."

Wie aus diesem Briefe hervorgeht, zweifelte Thiers daran, daß Cavour lange in der Haltung ausharren werde, die er nach dem Austritt aus dem Ministerium angenommen. Darin hatte der frühere Minister Louis Philipps, anders als in den übrigen in seinem Briefe ausgesprochenen Urteilen, richtig gesehen. Cavours vertrauliche Korrespondenz legt dafür Zeugnis ab. Wenn der Zusammenstoß zwischen ihm und Azeglio nicht stattfand, so war das eben diesem Könige zuzuschreiben, der, wie Thiers sagt, sich so gut wie um garnichts kümmerte; der sich nicht damit begnügte, zu regieren, sondern der auch herrschen wollte, freilich wie es ihm nach seiner Ansicht in einem konstitutionellen Lande gestattet war.

Cavour bereitete sich zu einer Reise nach England und Frankreich vor. Vorher aber beteiligte er sich lebhaft bei den Verhandlungen über die Konzession einer Eisenbahn von Turin nach Novara, über die Veränderungen im Zolltarif, über die der Nationalbank gewährte Befugnis, ihr Kapital von 16 auf 32 Millionen zu bringen; Gesetze, die alle von ihm, während er Minister war, ins Leben gerufen waren. In demselben Monat beendete er eine Schrift über die Finanzoperationen seines Ministeriums, die wohl dazu dienen sollte, dem Auslande die Anstrengungen Piemonts nach dieser Richtung hin recht klar zu machen.

So konnte auch niemand, der seine intimsten Absichten kannte, daran glauben, daß diese Reise nach England und Frankreich, wo gerade seine politische Schwenkung so streng beurteilt worden war, nur den Zweck hatte, ihm von den „Mühen der Politik“ etwas Erholung zu geben, wie er geäußert hatte.

Der König sah es einerseits wohl gern, daß sein Ex-Finanzminister sich bei den bedeutendsten Staatsmännern des Auslandes von dem revolutionären Verdacht reinigen wollte, anderseits aber flößte ihm dessen wahrscheinliches Verhalten bei der nächsten Session Besorgnis ein. Darum wünschte er, die Minister möchten ihm ein Zeichen von Sympathie und Achtung geben, z. B. eine diplomatische Mission, die seiner Eigenliebe schmeichle. „Der Graf Cavour ist ein schlauer Fuchs,“ sagte er halb ernst, halb scherzend zum Minister des Innern, „und darum müssen wir ihn zum Freunde behalten.“ Der Minister antwortete, er werde seinen Kollegen den Wunsch des Königs mitteilen, der um so mehr Anklang finden werde, da Cavour die Achtung und Freundschaft aller genieße. Als Beweis dafür hätten sie bereits beabsichtigt, Sr. Majestät vorzuschlagen, ihm die Verdienst-Medaille zu verleihen. „Vortrefflich!“ rief der König, „aber finden Sie auch eine diplomatische Mission für ihn.“

Darauf beschloß der Ministerrat, Cavour den Auftrag zu geben, in Paris und London die Verhandlungen über Mentone und Roccabruna zu beschleunigen. Diese Ortschaften hatten sich 1848 empört und an Piemont angeschlossen, und der Fürst von Monaco forderte dafür eine Entschädigung.

An demselben Tage schrieb Azeglio an seinen Neffen Emanuele d'Azeglio, welcher Gesandter in London war: „Cavour kommt nach London. Sei so liebenswürdig und

freundlich, wie du nur kannst; der Mann kann dem Lande nützen; man muß ihm schmeicheln."

Cavour nahm den bescheidnen Auftrag an, dessen eigentliche Beweggründe er wohl durchschaute. Er hoffte, sich dadurch die Gunst und das Vertrauen des Königs wieder zu erwerben. Bei der Abschiedsaudienz sah er, daß er vielleicht erstere besäße, aber sicherlich nicht letzteres, denn der König, mehr als jemals davon durchdrungen, daß Azeglios Politik bei der Gesamtlage Europas die richtigste sei, gab ihm zu verstehen, die Zeit liege in weiter Ferne, wo er sich an seine Politik und an die seiner politischen Freunde wenden würde. (Brief CXI.)

Diese offenherzige Erklärung hatte Cavour in große Aufregung versetzt, welche selbst die guten weisen Vorschläge La Marmoras, der ihm trotz allem ein treuer Freund geblieben war, nicht beschwichtigen konnte.[1])

Er verließ Piemont zu Ende Juni, ohne die Debatte über die Zivilehe abzuwarten, traf in der Schweiz mit Thiers zusammen und begab sich nach London. (Briefe CVII und CIX.)

Cavours Bitterkeit gegen Azeglio wuchs von Tag zu Tag. Die Leser kennen nun sein lebhaftes, stürmisches Naturell schon genügend, um überzeugt zu sein, daß die beschwichtigenden Worte La Marmoras und Thiers', der ihn gleichfalls zu Ruhe und Geduld ermahnt hatte, wenig Wirkung übten.

---

[1]) Gleich nach dem „connubio," also am 11. März, da man so erbittert auf Cavour war, benutzte La Marmora die Gelegenheit einer Verhandlung über Militär- und Finanzangelegenheiten, um der Kammer zu beweisen, welch großes Vertrauen er in denselben setze. „Unter den gegenwärtigen Umständen, sagte er, ist die Finanzfrage eine Lebensfrage, und ich gestehe, ich halte meinen Kollegen für einen unschätzbaren Meister, denn es würde sich kaum ein andrer Finanzminister die Last auferlegen und so viel leisten wie er."

Wir wollen nicht versuchen, die bittere Erregung, sein überreiztes Gemüt und das Mißtrauen gegen Menschen und Handlungen zu erklären, oder sein oft ungerechtes, heftiges Urteil zu verteidigen. Am härtesten tritt dies gegen Azeglio hervor, dem er vorwirft, seinem Rufe im Auslande absichtlich schaden zu wollen. Wie ungerecht dies Urteil war, beweist ein Brief Azeglios vom 5. Juli 1852, wieder an seinen Neffen, worin er sagt:

„Cavour wird bald kommen; vielleicht ist er schon dort. Ich sinne immer nach, wie man ihm diese Reise nützlich machen könnte, indem man das Füllen bändigt und es den Staatskarren ziehen lehrt. Das schlimmste ist, daß der Hauptschaden in der Herrschsucht liegt, die bei den Liberalen mit hunderttausend Frank Einkünften eine Art Amtspflicht ist wie bei den Priestern. Und mit vierzig Jahren ist die Umkehr schwierig, nachdem man solange »enfant gâté« gewesen, besonders wenn der Ehrgeiz mit ins Spiel kommt, der unter den menschlichen Leidenschaften ungefähr so klaren Blickes ist wie Liebe, Zorn und Eifersucht.

Du wirst sagen, daß ich mich damit amüsire, dies Bildnis meines sogenannten Nebenbuhlers zu entwerfen. Aber du weißt, er hat keinen eifrigeren Verbündeten als mich, und ich ließe mir ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden, ausgenommen freilich . . . um ihn in den Stand zu setzen, meine Erbschaft anzutreten, die Gott ihm hundert Jahre erhalten möge.

In Summa . . . es würde sich darum handeln . . . man müßte sehen . . . ich weiß selbst nicht was! Aber meine Ideen hast du begriffen, und wer weiß, ob du nicht erfinderischer bist und einen Ausweg entdeckst. Er wird z. B. Palmerston, Minto, Gladstone und andre sehen. Könntest du nicht eine kleine Verschwörung anstiften, damit man ihm beibringt, wie man in dieser Welt, wo man mit dem Auslande und Inlande zu thun hat, nicht alles und jedes sich zurecht biegen könne wie daheim beim Papa Marchese . . . Papa und Polizei-

präsident; — daß gut reden und schlagfertig antworten eine herrliche Sache sei, die aber noch mehr wert ist, wenn eine ernsthafte, vernünftige Politik dahinter steckt?

Ich begreife, daß das, was ich dir vorschlage, ein mißlich Ding ist, und daß die Herren vielleicht wenig Lust haben werden, das Huhn zu rupfen; aber ich wollte dir meine Idee mitteilen; du kannst's ja machen, wie du willst.

Es umarmt dich
Massimo.

Das also war die „gefährliche Verschwörung“ Azeglios gegen den „gottlosen Rivalen“. Wer wirklich und ernstlich von den beiden Freunden gegen den andern konspirirte, zeigt diese Briefsammlung. Cavour verstellte sich übrigens dabei so wenig, daß Giacinto Collegno von Paris aus Azeglio von allem unterrichten konnte, wie einige Bruchstücke ihrer Korrespondenz beweisen.

Den 6. Oktober: „L'empio rivale ist, wie ich hoffe, versöhnt mit der Gesandtschaft abgereist, und ohne zu argwöhnen, daß du Auftrag gegeben, mit ihm zu schmollen. Aber wenn er auch bei mir ganz geschmeidig war, so weiß ich doch, daß er anderwärts nicht so war. Ich will dir keinen Floh ins Ohr setzen (mettere mosche nei capellini), denke aber doch, ich thue recht, dir mitzuteilen, daß er zu verschiednen Personen geäußert hat, »er sei entschlossen, wieder ins Ministerium zu treten, ohne dich.« Freilich hat er hinzugefügt, daß du es seiest, der sich nicht mit ihm verbinden wolle. Am Vorabend seiner Abreise sagte er, sowohl Lord Malmesbury wie Drouyn de l'Huys wünschten ihn als Chef des Hauses zu sehen. Vom erstern weiß ich nichts, aber was der zweite zu Rodrigo [1]) gesagt und zu mir selbst, das klang ganz anders. Ein bischen Prahlerei wird also wohl mit unterlaufen. Aber daß er mit dir Krieg anfängt, offen oder heimlich, und zwar ernstlich und entschieden, darauf mußt du dich gefaßt machen.

[1]) Rodrigo Doria di Ciriè, Gesandtschaftssekretär in Paris.

Sein Plan soll der sein, direkt nach Stupinigi[1]) zum König zu gehen, ihm zu sagen, daß es der Wunsch ganz Europas sei, du möchtest machen, daß du wegkommst, und ihm eine Kombination vorzulegen, die er fertig in der Tasche haben soll. Wenn der König zustimmt, gut; wenn nicht, dann geht nach dem 18. November der Krieg los. Das habe ich alles von einem Franzosen, dem er sich anvertraut hat, und der es mir Wort für Wort hinterbracht hat, weil er meint, daß aus des „Gottlosen" gegenwärtiger Gesinnung für niemand etwas Gutes entstehen könne, und weil er Piemont diese Erfahrungen ersparen möchte. Also, lieber Massimo, stehe fest auf den Füßen; laß dich nicht umwerfen!"

Den 13. Oktober: „. . . Neulich sind dem Drouyn de l'Huys die Worte entschlüpft: »Welcher politischen Farbe die Staatsmänner auch angehören werden, die bei euch ans Ruder kommen« ... als ob er einen Wechsel voraussetze . . ."

Azeglio, der ein ruhiges Handeln liebte und Feind aller List und Ränke war, konnte gegen dieses ganze Verfahren nicht ankämpfen. Sein von den Preßorganen der verschiedenen Parteien hart mitgenommenes Verwaltungssystem hatte nach und nach jene Kraft verloren, die Cavours entschlossenes, kühnes Vorgehen ihm gegeben hatte. Selbst der „Risorgimento," der sich im Monat Mai so leicht über seinen Austritt getröstet hatte, schrieb:

„Es ist augenscheinlich, daß Cavour von dem verständigen Publikum als der Mann bezeichnet wird, welchem die Wiederherstellung der konstitutionellen Partei obliegt, die durch augenblickliche Mißverständnisse in zuviel Fraktionen zersplittert war. Keiner könnte besser als Cavour das Staatsschiff mit sicherer geschickter Hand durch die Klippen führen." [2])

---

[1]) Herbstresidenz des Königs.

[2]) Gioberti schrieb am 10. Oktober an Massari: „Ich habe meine Ansichten über Piemont Cavour nicht vorenthalten, sondern ihm meinen aufrichtigen, lebhaften Wunsch ausgesprochen, ihn an der

Auch die „Opinione“, welche keiner Partei angehörte, sprach sich dahin aus, daß unter dem gegenwärtigen Finanzminister die Lage sich verschlechtere, daß die von Cavour eingeschlagene Bahn nicht eingehalten werde, wodurch dem Lande großer Schaden erwachse.

Das alles war mehr als genügend, um Azeglio zu bestimmen, seinen Platz dem Rivalen zu räumen. Schon ehe er von den Schritten vernommen, die Cavour und Rattazzi in Paris gethan, ihn zu verdrängen, stand es bei ihm fest, vor Wiedereröffnung der Kammer zurückzutreten, wozu der König bereits seine Einwilligung gegeben hatte. (Brief CXXIX.)

Wir haben schon erwähnt, wie sehr sich Viktor Emanuel dagegen sträubte, irgend etwas gegen die Kurie zu thun. Darin stimmte er mit Louis Philipp überein, dessen Maxime war: qu'il ne faut pas avoir de querelle avec le clergé. So hatte der König in die Thronrede vom 4. März 1852 die Verheißung eines Zivilehegesetzes nicht aufnehmen wollen, und gab es erst zu, nachdem er sich versichert hatte, daß dasselbe nicht gegen Religion und Kirche verstoße. Wider aller Erwarten wurde das Gesetz, noch ehe es von der Kammer bestätigt war, vom heiligen Stuhle verdammt. Immerhin gelang es, den König davon zu überzeugen, daß die Verdammung ebenso wie das Gedonner gegen das Gesetz Siccardi weit mehr politische als religiöse Gründe hatte. Infolge dessen beruhigte sich sein Gewissen, und im Juli schrieb er folgende Zeilen an La Marmora, der ihm während der Abwesenheit des Kabinetspräsidenten gemeldet hatte, der beim heiligen Stuhl beglaubigte Gesandte werde demnächst nach Turin kommen:

Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen, als den einzigen Mann, der imstande sei, dieselben wieder in einen ordentlichen Gang zu bringen und die materiellen Interessen des Landes zu fördern.“

„Ich hoffe, Bertone bringt bessere Nachrichten, sonst verliere ich die Hoffnung, wie meine Vorfahren kanonisirt zu werden.“ Einige Wochen darauf erhielt La Marmora ein heiteres Briefchen vom König, das er ihm von seinem Landsitze schrieb, durch einige Einwände vom Bistum veranlaßt:

„Lieber Picasso, [1])

Beifolgend sende ich Ihnen den Brief der Bischöfe an mich, sowie die Eingabe des Senats wegen des Ehegesetzes. Versammeln Sie den Ministerrat, und nach der Lektüre und reiflicher Überlegung teilen Sie mir noch heute dessen Ansicht mit, die hoffentlich mit der meinen übereinstimmen wird; lassen Sie mich auch wissen, was ich meinem Sekretär, dem Herrn D'Angennes, sagen lassen soll. Thun Sie das ja; denn wir sind ja auch schon so geworden wie diese Advokatenbande.

Adieu Picasso. Herzlichst Ihr

V. E.“

Die Ansicht des Senats stimmte ganz mit der des Königs überein. Diese aber wurde bald eine andre. In einem liebenswürdigen, doch strengen Briefe hatte ihm der Papst den Vorwurf gemacht, er wolle durch das Zivilehegesetz das Konkubinat in seinem Reiche einführen. Um sich zu beruhigen, befragte er seinen früheren Hofmeister Monsignor Charvaz, der kurz zuvor Erzbischof von Genua geworden war; da aber dessen Ansicht mit der des Papstes übereinstimmte, erklärte er den Ministern bei der Beratung am 21. Oktober, ohne wohl die Tragweite seines Ausspruchs bedacht zu haben, daß er nie und nimmer ein Gesetz genehmigen werde, welches beim Papste Mißvergnügen erregen könnte.

---

[1]) Bone, Name eines Jagdhundes, und Picass (piemontesisch für Picchio), Grünspecht, waren die Spitznamen, welche die Prinzen infolge einiger Jagdabenteuer dem La Marmora gegeben hatten. (Ricordi della giovanezza di Alfonso la Marmora, per Luigi Chiala.)

Er sei zu jedem Opfer für das Wohl des Landes bereit, nur nicht zu dem seines Gewissens. Dann erhob er sich und schloß ohne weiteres die Sitzung.

Tags darauf versammelte Azeglio seine Kollegen und erklärte ihnen, wie er seinerseits die Überzeugung hätte, daß es unmöglich wäre, der mehr oder weniger heftigen Opposition Cavours die Stirne zu bieten. Da nun aber noch der König entschieden den Willen ausgesprochen hatte, eine den Traditionen der Freiheit entgegengesetzte Politik einzuschlagen, hielt er den entscheidenden Augenblick für gekommen, eine Absicht auszuführen. „Die Todesstunde, fügte er hinzu, wird für jeden von uns schlagen, aber die Stunde der Entehrung darf niemals herannahen.“ Seine Kollegen erklärten sich einstimmig bereit, das Portefeuille niederzulegen, und Azeglio begab sich nach Stupinigi, um den König davon zu unterrichten. Nach langem Widerstande ließ dieser dem Ministerpräsidenten sagen, er habe Cavour rufen lassen.[1])

Cavour war wenige Tage vorher nach Turin zurückgekehrt, hatte sich mit Rattazzi und San Martino über den künftigen „Schlachtplan“ verständigt und war dann nach Leri zurückgereist, sodaß er erst am 24. um Mittag in Stupinigi eintreffen konnte. Er wurde sofort zum König geführt, welcher

[1]) Cibrario erzählt in seinem Tagebuch den Vorfall auf folgende Weise. „1852, 22. Oktober. Freitag, abends 7 Uhr, empfing Se. Majestät Azeglio und mich in Audienz. Wir stellten ihm vor, daß Cavour über die Majorität zu gebieten hätte und daß er gegen Azeglio aufgebracht sei. Da er die uns bedrohenden Gefahren vom In- und Auslande als Wahngebilde erkläre, könne das Ministerium nicht weiter arbeiten, denn es besitze nicht die Freiheit zu handeln und dürfe einer feindlichen Majorität gegenüber nicht seine Würde preisgeben. So möge also Cavour die Zügel ergreifen. Außerdem lägen noch andre Gründe vor, die sich nicht so leicht sagen ließen. Se. Majestät versprach nach langem Widerstande, Cavour rufen zu lassen.“

ihm die Frage vorlegte, ob er geneigt sei, ein neues Kabinet zu bilden, unter der Bedingung, sich mit Rom zu verständigen und im Einklang mit dem heiligen Stuhle die schwebenden Fragen, besonders die der Zivilehe, zu erledigen.

Cavour erwiederte aufrichtig, daß er nicht der Vertreter einer Politik sein könne noch wolle, welche dem heiligen Stuhle Zugeständnisse zu machen gedenke. Jedoch willigte er auf die Vorstellungen des Königs ein, sich mit dem Erzbischof Charvaz über die Sache zu beraten, und da diese Unterredung, wie vorauszusehen war, fruchtlos blieb, riet er dem König, sich an Balbo zu wenden, und reiste nach Leri zurück in der festen Voraussetzung, bald von neuem gerufen zu werden. (Brief CXXXIII.)

Am 26. fand sich Balbo, der durch den Erzbischof Charvaz benachrichtigt worden war, beim Könige ein, und in seiner zweiten Unterredung mit ihm, am 28., übernahm er es, ein neues Kabinet zu bilden, unter der Bedingung, daß der Graf Revel in dasselbe einträte. Der König willigte ein, entließ die Minister in aller Form, und ließ durch einen besondern Kurier den Grafen Revel aus Savoyen nach Turin rufen. In der Zwischenzeit schrieb Balbo einen „sonderbaren" Brief,[1]) der sich nebst Cavours Antwort in dieser Sammlung befindet (Briefe CXXXIV und CXXXV). Nachdem sich Revel mit Balbo beraten hatte, begab er sich am 1. November zum Könige nach Stupinigi, verweigerte aber seinen Eintritt in das Kabinet, einmal weil er nicht auf die Gunst der Kammer rechnen konnte, ferner, weil es ihm schwierig schien, sich mit dem herben stürmischen Wesen Balbos zu vertragen, das er aus dem Ministerium vom März 1848 zur Genüge hatte

[1]) Cavour schreibt an einen Freund, dieser Brief zeuge von der Sonderbarkeit und Herzensgüte des Briefstellers.

kennen lernen. Revels Weigerung zog diejenige von Paleocapa, La Marmora und Dabormida nach sich. Nur um nicht noch größere Schwierigkeiten zu schaffen, hatten sie dem gebieterischen Wunsche des Königs nachgegeben, in das neue Kabinet zu treten. Andre bedeutende Persönlichkeiten unter den Senatoren folgten diesem Beispiel.

Diese vielfachen Ablehnungen und die gährende Stimmung im Publikum, das in einem Ministerium Revel-Balbo den Sieg der Reaktion zu sehen glaubte, brachten den König zu der Einsicht, wie schwierig und gefährlich es sei, den Anforderungen Roms volle Befriedigung zu gewähren. Er schickte deshalb in aller Eile einen Kurier nach Leri, um Cavour herbeirufen zu lassen.

Damit hatte Viktor Emanuel einen Sieg über sich selbst errungen, aber keinen vollständigen, denn in der ersten Audienz am 2. November, und auch noch später, konnte er es nicht verbergen, daß die Notwendigkeit viel mehr als sein freier Wille ihn dazu bestimmt hätte, auf Cavour zurückzugreifen. In einem weniger wichtigen Augenblicke hätte Cavour vielleicht das ihm mit so viel Widerwillen anvertraute Amt abgelehnt; jetzt schien es ihm aber Pflicht der Monarchie gegenüber, die Ratschläge Thiers' zu befolgen. Er nahm also an, und zeigte sich sogar sehr nachgiebig gegen die Wünsche des Königs und bereit, ihm aus der peinlichen Lage, in die er sich gebracht, herauszuhelfen. Dem wiederholten Ansinnen, das Gesetz über die Zivilehe zurückzuziehen, widerstand er fest, verpflichtete sich aber, es nicht zu einer Kabinetsfrage zu machen, und versprach die Unterhandlungen mit Rom auf versöhnliche Weise zu leiten, jedoch mit dem Vorbehalt, den sardinischen Gesandten zurückzurufen, sobald die Kurie eine feindliche, dem Staate nachteilige Haltung annähme.

Ebenso fügte er sich dem dringenden Wunsche des Königs, Cibrario, seinen Nachfolger im Finanzministerium, gegen den er verschiednes Mißtrauen hegte, als Kollegen anzunehmen. Am folgenden Tage, am 3. November, legte Cavour dem König die Liste der von ihm gewählten Minister vor: Dabormida Äußeres; Boncompagni Justiz; La Marmora Krieg; Paleocapa öffentliche Arbeiten [1]); Cibrario Unterricht. Alle mit Ausnahme des ersten waren in den beiden Kabinetten Azeglios gewesen. Sich selbst hatte Cavour, außer dem Vorsitz, das Finanzministerium vorbehalten. Was das Portefeuille des Innern betraf, so hatte er es Rattazzi angeboten, der es aber nur ungern, „im äußersten Notfall“ annehmen wollte. „Schon gut, schon gut,“ rief der König hastig, „schlagen Sie mir einen andern vor.“ Darauf gefaßt, nannte Cavour San Martino, [2]) gegen den der Monarch nichts einzuwenden hatte.

So war denn am 4. November dieses Ministerium gebildet, das in der Geschichte das große Ministerium heißt, und das in den folgenden sieben Jahren die Expedition nach der Krim, den Krieg in der Lombardei durchführen und die Einheit Italiens vorbereiten sollte.

---

[1]) Treitschke schreibt: „Für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten fand Cavour eine vorzügliche technische Kapazität in Paleocapa, einem venetianischen Flüchtling und alten Soldaten aus Napoleons Zeiten.“ Aber Paleocapa war bereits seit November 1849 Minister!

[2]) San Martino genoß die Achtung seiner Obern in höchstem Grade. Schon 1840 hatte der Graf Pralormo von ihm gesagt: Der ist von dem Holze, aus welchem man Minister schnitzt. Er hatte sich der persönlichen Gunst des Königs zu erfreuen, der oft mit ihm direkt Staatsgeschäfte beriet, wodurch seine Eigenliebe wie die des Ministerpräsidenten mehr als einmal auf eine harte Probe gestellt wurde.

Briefe von Camillo Cavour.

I.

An die Marquise Paolina de Roussy de Sales [1]) auf Thorens-Sales.
(Turin, 20. Juni 1821.)

Sie werden wohl schon von dem Erfolg meines Bruders Gustav wissen, sein Juristenexamen ist wundervoll gegangen, und er ist nun Baccalaureus. Papa hat mir sein schönes lateinisches Diplom gezeigt, seine Fortschritte machen mir soviel Freude, der gute Bruder, der sich soviel mit mir zu thun macht, es ist ganz gerecht, daß er so belohnt ist. Sonntag Abend ist er nach Santena gereist. Nächsten Montag reist er mit Mama und den Dauzers nach Vaudier, wo er sich wohl recht amüsiren wird, und das ist schön. Mich freut das sehr. Marina ist ein bißchen krank gewesen, aber jetzt ist sie wieder ganz wohl. Wenn alle hier und dort hin sein werden, hofft sie in die Weinberge nach Barol zu gehen. Ich glaube, diesen Herbst werden Sie von Mama und Gustav Besuch bekommen, wenn sie nach Genf reisen. Es ist schade, daß ich nicht mit dabei sein kann, aber man muß Geduld haben. Adieu, liebe Tante, herzliche Grüße an den guten Roussy und den kleinen François, [2]) die ich nie vergessen werde. Wenn Sie Zeit haben, bitte ich Sie mir Nachricht zu geben. Ich küsse Sie zärtlich.

---

[1]) Seine Tante. — Das französische Original des Briefes ist mit Sprach- und Schreibfehlern des elfjährigen Knaben behaftet.
[2]) Seine Vettern.

II.

An einen englischen Freund.[1])

(1829.)

Während ganz Europa den Weg des Fortschritts geht, liegt dieses unglückliche Italien noch immer unter dem Drucke desselben bürgerlichen und religiösen Despotismus. Beklagen Sie diejenigen, die sich an den edlen Prinzipien moderner Zivilisation genährt haben und nun zusehen müssen, wie ihr Vaterland von den österreichischen Bajonetten verwüstet wird. Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß wir der Freiheit nicht unwürdig sind, und daß wir trotz vieler verfaulter Gliedmaßen dennoch Männer unter uns haben, welche die Wohlthaten der Aufklärung verdienen. Verzeihen Sie mir, wenn ich fasle, aber mit meiner von Zorn und Schmach überwältigten Seele ist es mir ein süßer Trost, mich jemand mitteilen zu können, der die Ursache meines Kummers kennt, ihn gewiß mit mir teilt. . . .

III.

An den Grafen Giangiacomo de Sellon[2]) in Genf.

(Turin, 1831.)

Franquin[3]) ist in der Familiengruft zu Santena be-

---

[1]) Aus dem Werke von Nicomede Bianchi: „Il Conte Camillo di Cavour; documenti editi e inediti.“ Seconda edizione. Torino, 1863.

[2]) Jakob de Sellon, Graf del Santo Impero, war den 20. Januar 1872 geboren und starb am 7. Juni 1839. Er verehelichte sich mit Alexandra Franziska Cäcilia de Budé de Boisy, mit der er fünf Kinder, einen Sohn und vier Töchter, hatte. Die jüngste Tochter Giovanna Maria Valentina war Schriftstellerin. Zwischen ihr und dem Vetter Camillo Cavour sei eine Verbindung beabsichtigt gewesen, habe aber wegen Verschiedenheit der Religion unterbleiben müssen.

[3]) Uberto Benso di Cavour, mit dem Beinamen Franchino, weil er als zwölftgeborner Sohn die Familie von der Steuerzahlung befreit hatte.

erdigt worden. Papa und ich sind seiner Hülle gefolgt, bis der düstre Leichenstein sich über ihr geschlossen hat. In drei Tagen werde ich mit Gustav dieselbe traurige Pflicht zu erfüllen haben, denn d'Auzers wollte bei uns begraben sein. Solchen Särgen gegenüber fühlt man sich von der Nichtigkeit, von den Eitelkeiten dieser Welt durchdrungen. Bei mir bedurfte es dessen nicht mehr, aber ich versichere Sie, daß dies mich noch mehr darin bestärkt hat, jedem Verlangen nach Ehrgeiz und Ruhm entschieden zu entsagen. Ich werde meine freisinnigen Ansichten stets mit derselben Wärme behaupten, aber ohne Hoffnung, selbst ohne den Wunsch, berühmt zu werden. Aus Liebe zur Wahrheit und aus Teilnahme für die Menschheit werde ich sie aufrecht erhalten. Vielleicht ist der arme d'Auzers mit dem Kummergedanken gestorben, daß er Neffen hinterläßt, die seiner unwürdig sind. Diese Vorstellung ist mir schmerzlich; denn, trotz der Spaltungen zwischen uns, habe ich doch stets die zärtlichste Zuneigung zu ihm gehegt. Hätte er in meinem Herzen lesen können, so würde er erkannt haben, daß meine Beweggründe, mich seinen Ansichten fernzuhalten, ebenso rein waren wie diejenigen, die ihn antrieben, sein Glück dem Vaterlande zu opfern. . . .

IV.

An einen englischen Freund.[1])

(1832.)

An einer Seite von den österreichischen Bajonetten, an der andern vom Kirchenbanne des Papstes bedroht, ist unsre Lage wahrhaftig beklagenswert. Jede freie Bewegung des Gedankens, jedes großherzige Gefühl wird erstickt als ein

---

[1]) Siehe Anmerkung zu Brief II.

Frevel, ein Staatsverbrechen. Dabei ist keine Hoffnung auf Erleichterung in unsrer Bedrängnis. Das Schicksal meines Vaterlandes, und besonders das der Romagna, ist wahrhaft schaudererregend, und die Schritte, welche die vermittelnden Mächte gethan, haben nur dazu gedient, das Übel zu verschlimmern. Das Einschreiten Frankreichs scheint nicht genügend, um auch nur die allergeringste und vernünftigste Konzession vom Papste zu erlangen. Nur die Stimme Englands, wenn sie sich fest und bestimmt hören ließe, könnte dem Volke wenigstens ein erträgliches und mit den Sitten und Ideen unsers Jahrhunderts im Einklang stehendes Regiment verschaffen. . . .

V.

An die Gräfin Anna Maria de Sellon in Genf.

(Turin, 4. Januar 1832.)

. . . Sie werden von dem vielen Verdruß wissen, den ich erlitten, von dem Verdacht gegen mich, den Maßregeln, die man gegen mich für nötig befunden, und auch von dem entscheidenden Schritte, welchen ich glaubte thun zu müssen. Aber nicht das, was mich persönlich betrifft, betrübt mich am meisten. Die Zustände Italiens, Europas und die meines Landes sind für mich eine Quelle bitterster Schmerzen. Wieviel zerstörte Hoffnungen, wieviel vereitelte Erwartungen, wieviel Unglück ist auf unser schönes Vaterland herabgefallen! Ich klage niemand an. Vielleicht ist es die Schicksalsmacht, die es so bestimmt hat. Aber Thatsache ist es, daß wir seit der Julirevolution, die uns die schönsten Hoffnungen vorspiegelte, schlimmer daran sind als vorher. Ach, wenn Frankreich verstanden hätte, aus seiner Lage Vorteil zu ziehen, wenn es in diesem Frühling das Schwert gezogen hätte...

vielleicht! ... Aber ich will bei diesem traurigen Thema nicht verweilen, umso weniger, da Sie vielleicht nicht einmal meine Ansichten teilen. Glauben Sie nicht etwa, daß alles, was ich gelitten — moralisch meine ich —, meinen früheren Lieblingsideen irgend etwas hätte anhaben können. Diese Ideen bilden einen Teil meines Daseins; ich werde sie predigen, werde mich zu ihnen bekennen bis zu meinem letzten Atemzuge.

VI.

An die Marquise Giulia Falletti di Barolo auf Vigna Barolo.

(Turin, 2. Oktober 1832.)

Madame,

Erst gestern bei meiner Rückkehr von Grinzano gelangte ich in den Besitz Ihres geehrten Briefes. Ich habe beim Lesen desselben meinen lebhaften Kummer und, gestatten Sie mir es zu sagen, mein aufrichtiges Erstaunen nicht zurückhalten können.

Gewissenhaft habe ich den moralischen Zustand untersucht, worin ich mich beim Schreiben jenes Briefes, der das Unglück gehabt, Sie zu betrüben, befunden hatte, und ich versichere Sie, weit entfernt darin eine Spur von Erbitterung zu entdecken, bin ich nichts gewahr geworden als die Gefühle, von denen ich immer für Sie durchdrungen bin: wahrhafte Zuneigung, größte Hochachtung und vor allem die lebhafteste Dankbarkeit für die tausendfachen Freundschaftsbeweise, die Sie mir immer gegeben, und unter denen ich, als den größten, die großherzige Toleranz anerkenne, die Sie stets, sogar unter für Sie schmerzlichen Umständen, meinen Ansichten entgegengebracht haben. Wie wäre es möglich, Madame, daß ich jemals gegen Sie aufgebracht sein könnte? Sind Sie doch die

einzige Person, die, sich zu andern Überzeugungen bekennend als die meinen sind, mir stets bei all meinem Kummer, den ich darum zu erleiden hatte, ein warmes Interesse geschenkt. Um gegen Sie aufgebracht zu sein, müßte ich wahnsinnig, thöricht, undankbar sein. Und, glauben Sie mir, ich bin nichts von alledem, ich besitze noch genug Verstand, um alle die Liebenswürdigkeit und Güte Ihrer Handlungsweise gegen mich, auf politischem Gebiete, anzuerkennen, und genug Herz, um Ihnen aufs tiefste dankbar dafür zu sein. Ich flehe Sie also an, Madame! seien Sie überzeugt, daß, was auch immer meine Gedanken gewesen sein mögen, während ich Ihnen schrieb — von Gereiztheit gegen Sie war nichts darin, und eine Absicht, Sie betrüben zu wollen, könnte mir nicht in den Sinn kommen; sie würde mir Abscheu einflößen. Aber um Ihnen das, soweit es mir möglich ist, zu beweisen, will ich Ihnen ohne Rückhalt meinen Gemütszustand schildern, als ich etwas an Sie niederschrieb, das ich lediglich für ziemlich fade Späße über meine syndikalischen Funktionen und über meine jüngsten Demütigungen hielt.

Wenn man sich ganz jung in die Welt und in die Politik stürzt, und dazu ein frisches Herz, einen stolzen Geist mitbringt, ist es nicht zu verwundern, daß man sich den trügerischsten Illusionen der Eitelkeit hingiebt, als da sind Ruhm, Größe, Macht, und Gott weiß was sonst noch. Ich meinesteils habe mich über Hals und Kopf hineingestürzt, und will offen gestehen, selbst auf die Gefahr hin, noch lange von Ihnen ausgelacht zu werden, daß es eine Zeit gab, wo ich dachte, es gäbe nichts, das über meine Kräfte ginge; wo ich es für ganz natürlich hielt, eines schönen Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien aufzuwachen. Der andauernd peinliche Zustand, in dem ich mich lange Zeit

befunden, hatte in mir eine Empfindlichkeit und Anspannung erzeugt, die wesentlich dazu beitrug, diese Illusion länger, als es vernunftgemäß war, in mir rege zu erhalten. Aber in den schwierigen Momenten der Stütze beraubt, die uns gewöhnlich beim Eintritt ins Leben aufrecht hält, war mir die Hilfe eines überreizten Stolzes unentbehrlich, um nicht zu wanken. — Soviel Unsinn war in meinen Illusionen, daß sie zerrannen, sobald ich mich nur einen Moment lang in einer etwas ruhigen Lage befand. Ich will nicht leugnen, daß mich die Zerstörung einer Reihe von Ideen, die mir lange teuer gewesen waren, sehr geschmerzt hat; jetzt aber ist das so ziemlich überwunden. Von Zeit zu Zeit nur bringt mich eine nicht völlig erloschene Erinnerung in trübe Stimmung. Aber wie schlechten Humors ich auch immer sein mag, ich spotte gern, und so endet's gewöhnlich damit, daß ich mich über mich selbst lustig mache und über das Lächerliche dieser Jugendschwärmereien. Es ist wahr, mein Syndikat hat mich ein bißchen gepeinigt wegen des albernen Kontrastes zwischen dem, was ich bin und was ich glaubte sein zu müssen. Im Moment aber, da ich Ihnen schrieb, beherrschte mich allein die Lust, mich selbst zu verspotten. Dieses Bedürfnis zu spötteln hat sich auf recht traurige Weise kund gethan, da es mich veranlaßte, Sie zu betrüben. Es würde mir fortan widerwärtig sein, ich würde es mir für immer abgewöhnen, wenn ich nicht hoffte, durch mein aufrichtiges, offenes Geständnis Ihre Verzeihung zu erlangen und aus Ihrem Gedächtnis den schlechten Eindruck meines thörichten Phrasenwerks zu verscheuchen, welches bei Ihnen andre Gedanken erweckte als ich hineingelegt.

Bis es mir vergönnt sein wird, in der Villa mündlich für mich zu plaidiren, genehmigen Sie, Madame, die Versicherung meiner Zuneigung und Ergebenheit, die nie, ich ver-

sichere Sie, auch nur durch den Schatten einer Verstimmung verdunkelt worden sind.

Ihr sehr gehorsamer Diener.

VII.

An die Gräfin Anna Maria de Sellon in Genf.

(Turin, April 1833.)

... Ich hoffe meinerseits, Ihnen im Laufe des Jahres einen kurzen Besuch abstatten zu können. Das leidige Treiben, welches Europa seit drei Jahren in Gährung hält, hat mich verhindert, Sie aufzusuchen. Nun aber, hoffe ich, ist der Augenblick nahe, wo es mir vergönnt sein wird, die scheinbare Ruhe zu benutzen, um bis zu Ihnen zu gelangen.

Wenn ich an die Epoche denke, da ich Sie verließ! Ich hätte es mir damals nicht träumen lassen, daß so gewaltige Ereignisse mich so lange von Ihnen fernhalten würden. Ich fühl' es, der Aufenthalt in Genf wird mir eine unendliche moralische Wohlthat sein; denn nachdem ich drei Jahre lang inmitten der maßlosesten und buntesten Übertreibungen gelebt, muß die gegenwärtige Atmosphäre (l'atmosphère de saison), die man in Ihrem Vaterlande atmet, überaus stärkend wirken.

Wenn ich Ihnen von ausschweifenden Übertreibungen der extremen Parteien spreche, so sage ich dies in vollem Ernste, denn man hat soeben vor einigen Tagen hier bei uns ein Komplott von Ultrarepublikanern entdeckt, welche, ohne irgend andere Mittel als ihre Tollwut, die Regierung umstürzen und ich weiß nicht was an die Stelle setzen wollten. Man hat einige Papiere mit Beschlag belegt und einen Haufen Unteroffiziere verhaftet, die von äußerst revolutionablem Stoffe sind. Dieses Komplott verbrannter Gehirne, das nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg haben konnte, wird nichts

andres zuwege bringen, als daß es unsre Regierung — die ohnedies so geneigt dazu ist — noch mehr rückwärts in die Arme Österreichs und in die der Kongreganisten treibt. Die traurigste Frucht der Julirevolution, die ihre immensen Wohlthaten fast aufwiegt, ist jene rasende, grausame, dumme Partei, die sie ins Leben gerufen, und die, eine Chimäre verfolgend, ohne Rücksicht auf die Zukunft, um jeden Preis einem für den Moment unmöglichen System den Sieg verschaffen will. Sie stößt damit die Gesellschaft in ein entsetzliches Chaos hinein, aus dem sie sich nur mittelst einer absoluten und brutalen, despotischen oder aristokratischen Macht wird erheben können. Aber trotz meines Grolles gegen die republikanische Partei, die uns in Italien soviel Schaden zugefügt, sage ich Ihnen, daß ich vollen Glauben habe an die Zukunft des Menschengeschlechts und an die Gesetze des sozialen Fortschritts, und darum zolle ich meinen Beifall mehr und mehr denjenigen, die ihn, wie mein Onkel, durch verständige, weise, unparteiische Schriften zu befördern suchen.

VIII.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, Mai 1833.)

... Wenn Ihnen etwas daran liegt, die Bekanntschaft einer ebenso ausgezeichneten wie verständigen und gemäßigten Dame zu machen, welche über ihr Vaterland die geistvollsten und richtigsten Ansichten hegt, so suchen Sie Madame X. kennen zu lernen, die ihren Gatten begleitet. Sie finden in ihr etwas in unsrer Zeit ebenso seltenes wie wertvolles: das lebhafteste Gefühl im Verein mit den gemäßigsten Grundsätzen.

Wie vieles hat sich ereignet, mein Lieber, seit unseren politischen Plaudereien in den Alleen von Presinge! Eine

furchtbare Erschütterung, die wir damals nicht voraussahen, hat die politische Welt bis in ihre Grundpfeiler zum Schwanken gebracht, und Gott weiß, wann sie wieder ins Gleichgewicht kommen wird. Diese allgemeine Erschütterung hat auch auf den Einzelnen zurückgewirkt. Alle Ansichten sind aufgerüttelt, modifizirt und oft sogar verändert worden. Unter den Freunden und Bekannten in meiner Umgebung sind unfaßliche Veränderungen vor sich gegangen. Einzelne aus der gemäßigten Fortschrittspartei haben sich kopfüber in die Bewegung gestürzt und verlangen jetzt nichts geringeres, als einen kompletten Umsturz. Andre derselben Farbe haben sich ganz erschreckt in den Ultramontanismus verkrochen. Leute, die man mit einigen vernünftigen Konzessionen schon glücklich gemacht hätte, wollen jetzt die Republik. Wieder andre, welche Überstürzungen in den Reformen befürchten, sind zurückgeschritten bis zum Jahrhundert Ludwigs XIV. und beschwören den Geist des großen Königs herauf, um die Völker des 19. Jahrhunderts zu regieren.

Was mich selbst betrifft, so war ich lange unentschieden inmitten dieser Strömungen und Gegenströmungen. Die Vernunft fesselte mich an die Gemäßigten; die zügellose Lust, unsere Krebsgänger vorwärts zu treiben, warf mich in den Strom. Endlich, nach vielen heftigen Aufregungen und Wallungen, bin ich, wie ein Uhrpendel, zu einem festen Standpunkt gelangt im juste-milieu. Damit sei Ihnen kundgethan, daß ich ein ehrbarer Justemilianer bin, hoffend, wünschend und aus allen Kräften für den Fortschritt arbeitend, aber fest entschlossen, ihn nicht um den Preis eines allgemeinen politischen und sozialen Umsturzes zu erkaufen. Mein Zentrumsstandpunkt verhindert mich aber durchaus nicht, die Befreiung Italiens aus dem Joche der Barbaren so schnell als möglich herbeizu=

wünschen, und folglich eine, wenn auch weniger heftige, doch unvermeidliche Krisis in Aussicht zu nehmen. Diese Krisis aber möchte ich mit der ganzen Schonung haben, welche der Stand der Dinge gestattet, denn ich bin außerdem davon durchdrungen (ultra persuadé), daß die wahnsinnigen Versuche der Umsturzpartei dieselbe nur verzögern und mißlicher machen können.

Nach diesem Glaubensbekenntnis gestatten Sie mir die Frage, ob sich dasselbe Ihren Anschauungen nähert? Ich gestehe, daß ich mir mit dieser Idee schmeichle, und daß mir dieselbe bei allen Kämpfen nach rechts und nach links einen Halt giebt. Übrigens hoffe ich bestimmt, diesen Sommer einen Ausflug nach Genf machen zu können und Sie dann in Presinge heimzusuchen, wo wir in aller Gemütlichkeit unser politisches Credo formuliren wollen.

IX.

An die Marquise Paolina de Roussy de Sales auf Thorens-Sales.

(1834.) (?)

Nachdem ich für meinen Vater das Wort geführt, [1]) erlauben Sie mir, Ihnen auch in meinem eignen Namen einen schönen Gruß zu senden. — Wie ich höre, kommen Sie zuweilen nach Turin, aber ich muß Unglück haben, daß ich Sie nie dort getroffen. Trotz der langen Trennung und der vielen Zerstreuungen, die Sie natürlich in Ihrer glänzenden Gesellschaft haben, werden Sie hoffentlich nicht einen Vetter vergessen, der Ihnen so herzlich zugethan ist, und werden ihn wiedererkennen, wenn er nach Prabernasca kommt, Ihre Aufträge für Genf entgegenzunehmen.

---

[1]) Dieser Brief schließt sich einem von seinem Vater auf der, durch einen Gichtanfall am Schreiben verhindert, dem Sohne diktirt hatte.

Viele Grüße dem lieben Felix und Ihren Kindern, besonders der liebenswürdigen Marie, die hoffentlich einen Kousin nicht vergessen wird, der beim ersten Begegnen ihre schönen vorzüglichen Gaben zu schätzen gewußt hat.

Von Herzen Ihr Neffe Camillo.

X.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Paris, März 1835.)

... Ich bin nicht wieder zu Herrn Guizot gegangen, bei dem ich durch die Güte des Herrn von Barante eingedrungen war; denn um die Aufmerksamkeit dieser großen Männer für einen Augenblick zu fesseln, muß man irgend einen berühmten Titel haben. Und ich, o weh! Ich obskurer Bürger von Piemont, ich habe noch nichts gethan, mich über die Grenzen der Gemeinde hinaus, deren Syndikus ich bin, bekannt zu machen. Ich kann also vernünftigerweise nicht nach der Gesellschaft dieser glänzenden Gestirne trachten, welche den politischen Horizont erleuchten. ...

XI.

An denselben.

(Paris, 31. März 1835.)

... Was mich betrifft, so versichere ich Sie, daß ich in den Vergnügungen der Pariser Salons nichts gefunden habe, was mir die Abende ersetzen könnte, wo wir, gemütlich am Feuer sitzend, die Lage Europas diskutirten, falsche Systeme neu aufbauten, die schlechten Ministerien umbildeten und alles zum besten einrichteten. Wer weiß, ob unsre mühelosen politischen Ausgeburten, hätte man Gebrauch davon gemacht, für die Menschheit nicht ebenso vorteilhaft gewesen wären als alles das, was ohne unsere Erlaubnis vor sich gegangen ist. ...

Wären Sie nicht voriges Jahr in Paris gewesen, so würde ich Ihnen meine Ansichten über die Dinge und Menschen des dortigen politischen Schauplatzes mitteilen; so aber würde ich größtenteils nur unsre früheren Gespräche wiederholen.

Eine Thatsache jedoch, die mir etwas Neues scheint, oder, besser gesagt, die sich jetzt allmählich vollzieht, ist eine Umgestaltung im Schoße der extremen Parteien. Alle ihre gescheiten und mit den Geschäften vertrauten Männer bemühen sich, die Richtung, die sie vertreten, von dem, was sie exklusives und absolutes an sich haben könnte, zu befreien. Sie arbeiten auf eine Annäherung los. Damit hoffen sie, jene große, träge Masse an sich zu ziehen, welche keinerlei politische Vorliebe hat, sondern nur an ihren materiellen Interessen hängt, und sich ebensowenig um Louis Philipp als um Heinrich V. kümmert, wenn nur ihre Ruhe nicht gestört wird. Können sie diese Masse auch nicht für sich gewinnen, so möchten sie sie doch wenigstens neutralisiren und sie von dem bestehenden System losreißen, dem sie als einziger Garantie der Ordnung anhängen.

Diese Umgestaltung macht sich besonders unter den Kraftmännern der Karlisten fühlbar. Von Europa, das sich nicht mehr um sie kümmert, haben sie nichts mehr zu hoffen, und nachdem sie ihre Minorität in der Nation erkannt und eingesehen haben, daß mit Gewalt nichts zu erreichen ist, bilden sie sich ein, durch namhafte Zugeständnisse, die sie den neuen Ideen machen, an ihr Ziel zu gelangen. Dies ist noch etwas andres als die karlistisch-republikanische Allianz. Letztere hatte es nur aufs Dreinschlagen abgesehen, und zwischen den beiden Parteien bestand kein andres Band als der gemeinschaftliche Haß. Jetzt wollen die Gescheitesten unter den Karlisten glauben machen, sie hegen gegen niemand

einen Haß, noch Antipathie gegen irgend eine Partei. Laut predigen sie Mäßigung und die Notwendigkeit der Verschmelzung der Parteien. Sie kommen der großen Masse des Justemilieu auf jede nur mögliche Weise entgegen. Um sich bei ihr einzuschmeicheln, erklären sie sich bereit, alle ihre aristokratischen Vorurteile zu opfern, und sich zu Verteidigern der Ordnung gegen die extravaganten Republikaner aufzuwerfen. Kurz, sie glauben, wenn sie den Handel zu einer rein persönlichen Frage zuspitzen können, werde Frankreich immer noch Heinrich V. dem Louis Philipp vorziehen.

Von allen Plänen, welche die Karlisten je verfolgt haben, ist dieser noch der vernünftigste, denn er müßte sie nach und nach zu richtigeren Anschauungen bringen. Er hat nur den einen Fehler: er ist unausführbar; vor allem weil das Armeekorps dieser undisziplinirbaren Partei, beim ersten Einblick in die Absicht seiner Führer, diese im Stich lassen oder sich auflösen wird: die einen, um frank und frei zum Feinde überzugehen, die andern, um unter leidenschaftlichern Fahnen zu kämpfen. Und die Republikaner, sie haben noch ein Restchen gesunden Verstandes übrigbehalten, um ihre numerische Schwäche einzusehen. Sie beginnen ihr Werk von neuem mit einem Unterbau; die demokratischen Instinkte, die sich der Gesellschaft bemächtigt haben, benutzen sie dazu, ihre Lehren von absoluter Gleichheit und sozialer Umgestaltung unter den Massen zu verbreiten. Diese Partei könnte für eine ferne Zukunft gefährlich werden, denn sie hat augenscheinlich die Tendenz des Jahrhunderts für sich, und die Gährungen einer in allen Schichten der Gesellschaft fühlbaren Bewegung, welche nach materieller und intellektueller Nivellirung strebt.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Gesellschaft schreitet mit Riesenschritten der Demokratie entgegen. Es

ist vielleicht unmöglich, vorauszusehen, in welche Form sie sich kleiden wird, im Grunde aber ist es so, das steht fest, wenigstens in meinen Augen.

Und Sie, mein Lieber, sind Sie nicht meiner Meinung? Glauben Sie an die Möglichkeit des Wiederaufbaues irgend einer aristokratischen Macht? Der Adel bricht allenthalben zusammen, Fürsten und Völker thun ihr Möglichstes, ihn zu zerstören. Das Patriziat, eine beschränkte Munizipalmacht, findet keinen Raum mehr in der jetzigen Gesellschaftsordnung. Was bleibt also, um gegen die Volkswoge anzukämpfen? Nichts Solides, nichts Mächtiges, nichts Dauerhaftes. Ist das ein Glück? Ist es ein Unglück? Ich weiß es selbst kaum. Aber dies wird, meines Erachtens, die unvermeidliche Zukunft des Menschengeschlechts sein. Bereiten wir uns darauf vor, oder besser, bereiten wir unsre Nachkommen darauf vor, welche das näher berührt als uns selbst. . . .

XII.

An die Gräfin Anastasia de Circourt in Paris.

(Paris, Mai 1835.)

Nein, Madame, ich kann weder mein Land verlassen noch meine Familie. Heilige Pflichten verhindern mich und halten mich bei einem Vater und einer Mutter zurück, welche mir nie den leisesten Grund zur Klage gegeben haben. Nein, Madame, ich werde nicht den Dolch in die Brust meiner Eltern stoßen, werde nicht undankbar sein, und sie nicht verlassen, bis das Grab uns von einander trennt. Und warum sollte ich mein Land aufgeben und nach Frankreich gehen? Um mir einen Namen in der Literatur zu machen? um nach ein bißchen Ruhm, nach ein bißchen Ehre zu jagen, ohne jemals das Ziel, das mein Ehrgeiz sich setzen

würde, erreichen zu können? Welchen Nutzen könnte ich der Menschheit bringen außerhalb meines Landes? Welchen Einfluß könnte ich zu Gunsten meiner unglücklichen, verbannten, verstoßenen Brüder in einem Lande ausüben, wo der Egoismus die wichtigsten sozialen Stellungen ausfüllt? Was thut in Paris diese Masse Fremder, welche durch Unglück oder durch freien Willen aus ihrem Mutterlande geschleudert worden sind? Wer von ihnen hat sich seinem Nächsten wahrhaft nützlich erwiesen? Wem ist es gelungen, sich eine große Existenz zu gründen, einen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben? Keinem. — Diejenigen sogar, welche auf dem Boden, wo sie das Licht der Welt erblickt, etwas Großes geworden wären, vegetiren unbekannt im Wirbel des Pariser Lebens.

Die politischen Wirren, welche Italien verheerten, haben dessen edelste Söhne zur Flucht in die Ferne gezwungen. Die, welche in meinem Lande in jeder Beziehung zu den Ausgezeichnetsten gehörten, sind ausgewandert, die meisten dieser edlen Verbannten sind nach Paris gegangen; kein einziger von ihnen hat die glänzenden Hoffnungen, die er erweckt hatte, erfüllt. Bei allen, die ich persönlich gekannt, hat es mich bis ins innerste Herz hinein betrübt, so große Anlagen brach liegen zu sehen. Ein einziger Italiener hat sich in Paris einen Namen gemacht, eine Stellung errungen; das ist der Kriminalist Rossi. Aber was für ein Amt, was für eine Stellung! Einer der geistvollsten Männer Italiens, das geschmeidigste Genie, der praktischste Kopf von der Welt, hat es bis zu einem Platz in der Sorbonne und zu einem Sitz in der Akademie gebracht, als äußerstes Ziel, das sein Ehrgeiz — in Frankreich — erreichen konnte. Dieser Mann, der seine Heimat abgeschworen, der für uns nichts mehr ist, hätte früher oder später in seinem Lande eine bedeutende

Rolle spielen und darnach streben können, seine Landsleute auf den neuen Wegen der fortschreitenden Zivilisation zu leiten, statt hartköpfige Studenten zu schulmeistern. Nein, nein! nicht dadurch, daß man sein Vaterland flieht, weil es unglücklich ist, erreicht man das Ziel des Ruhmes. Schmach über den, der mit Verachtung sein Mutterland aufgiebt, der seine Brüder als seiner unwürdig verleugnet! Ich meinerseits bin entschlossen, niemals mein Schicksal von demjenigen Piemonts zu trennen. Glücklich oder unglücklich: meinem Vaterlande gehört mein Leben, nie werde ich ihm untreu werden, selbst wenn mir anderwärts ein glänzendes Geschick sicher wäre.

Aber lassen wir die Pflicht beiseite, vergessen wir meine Eigenschaften als Bürger und Sohn, und sehen, was meine Zukunft dabei gewinnen würde, wenn ich Italien gegen Frankreich vertauschte. Was sollte ich hier thun, in diesem Frankreich? Wie sollte ich zu Ruf und Ruhm gelangen? Das einzige mir zu Gebote stehende Mittel wäre die Literatur. Nun gestehe ich Ihnen aber offen, Madame, ich fühle nicht das leiseste schriftstellerische Talent in mir. Mein Kopf grübelt (est raisonneuse) und ist wenig erfinderisch. Es wäre eine vergebliche Mühe, in mir die Phantasie entwickeln zu wollen; ich besitze kein Hälmchen davon. In meinem Leben ist es mir nicht gelungen, die geringste Fabel, die kleinste Erzählung zu erfinden, auch nur um ein Kind zu amüsiren. Trotz aller Anstrengungen würde ich es nie weiter als zu einem mittelmäßigen Literaten, zu einem Schriftsteller dritten Ranges bringen; das aber, Madame, ist mir keine verlockende Aussicht. In der Kunst anerkenne ich nur einen Platz: den ersten.

Aber wenn die Literatur mir keine Zuflucht sein könnte, hätte ich nicht das weite Feld der Wissenschaften vor mir?

Ich könnte ja ein Gelehrter werden, ein gründlicher Mathematiker, ein großer Physiker oder ein bedeutender Chemiker. Ich könnte mir einen Namen in der französischen Akademie machen, einen großen Ruf in der Gelehrtenwelt. Das ist auch eine Art, zu Ruhm zu gelangen, nur hat sie für den Italiener mit rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes nicht viel Anziehendes.

Ich vergaß die Ethik, ein weites Feld, wo man viele Furchen ziehen könnte. Ich liebe diese Wissenschaft leidenschaftlich! aber glauben Sie, daß man sie nur in Paris pflegen könne? Ich denke das nicht; ganz im Gegenteil; mir scheint diese zusammengewürfelte Gesellschaft wenig dazu geeignet, die Gesetze der Menschheit zu studiren. Die großen Philosophen, die großen Moralisten, die berühmten Ökonomisten haben nicht in großen Hauptstädten gelebt. Sie haben in der Stille und Zurückgezogenheit gearbeitet, und von dort aus die Lichtstrahlen ihres Genies über die Welt ergossen. Was ist aus dem berühmten Philosophen Cousin geworden, der Kant und die Schotten in Vergessenheit bringen sollte? Was hat die Wissenschaft einem Lerminier und seinen Pariser Kollegen zu danken? — Garnichts! — Bis jetzt haben alle diese Embryo-Genies nicht einen großen Namen nach dem Vorbilde der deutschen oder nach dem der alten französischen Denker hervorgebracht. Ein einziger hätte meiner Ansicht nach bedeutend werden können, wenn die Politik ihn nicht von den Studien abgezogen hätte; das ist Guizot, der große Denker der Epoche. Aber auch dieser ist für die Wissenschaft verloren; er hat sie den Händen seiner unerfahernen Schüler überlassen, und da schreitet sie nicht vorwärts.

Ich erhalte soeben Ihren Brief von diesem Morgen und eile Ihnen mitzuteilen, daß ich heute Abend nicht in

der Stadt sein werde. Wenn Sie mir aber Donnerstag oder Samstag einige Augenblicke schenken wollen, so wird es mich glücklich machen, Sie noch einmal meiner Hochachtung und Zuneigung, sowie meiner wahrhaft aufrichtigen Freundschaft versichern zu können.

XIII.

An den Baron Prospero de Barante in Turin.

(London, 9. Juni 1835.)

Mein Herr,

Sie hatten mich bei Ihrem Abschied so gütig aufgefordert, Ihnen von London aus zu schreiben. Aber so schmeichelhaft und verlockend dies für mich war, habe ich bis jetzt doch immer gezögert, von Ihrer Aufforderung Gebrauch zu machen; mußte ich ja befürchten, den vielen, wichtigen Arbeiten, die Sie in Anspruch nehmen, noch die Langeweile und Störung einer für Sie vielleicht unintereſſanten Korrespondenz hinzuzufügen.

Jedoch im Augenblicke meiner Abreise schwindet jede andre Erwägung vor dem Wunsche, Ihnen meine Dankbarkeit für die mir erzeigte Ehre auszudrücken und Ihnen zu sagen, wie sehr es mir am Herzen liegt, mir Ihr Wohlwollen, dessen ich mich schon lange erfreue, und eine freundliche Erinnerung zu erhalten. Die Lektüre meines Briefes wird Ihnen übrigens nicht viel Zeit rauben, und es dürfte Sie vielleicht doch interessiren, die Eindrücke kennen zu lernen, die ein Unbefangener von einem Lande empfangen, wo man gerade mit leidenschaftlicher Wut die wichtigsten Fragen der Menschheit erörtert. Wie wenig Talent ein Beobachter auch haben mag, man findet in der ausführlichen Darlegung seiner Auffassung derjenigen Thatsachen, die ihm am auffälligsten ge-

wesen, doch stets etwas Bemerkenswertes, oft sogar Belehrendes.

Von dem materiellen Zustande des Landes will ich Ihnen nicht viel sagen. Niemals hat es sich in solchem Wohlstande befunden. Was auch immer einige unwissende, leidenschaftliche Personen oder mit feindseligen Vorurteilen behaftete Ausländer sagen mögen, es bleibt deshalb doch wahr, daß der Reichtum Englands in den letzten zehn Jahren auf eine unglaubliche Weise gestiegen ist. Alles deutet darauf hin: der Überfluß an Kapitalien, das fortwährende Steigen der Staatsrente, die riesenhaften Unternehmungen der anonymen Gesellschaften, das fabelhafte Rentiren fast aller Manufakturen, der hohe Arbeitslohn, endlich die Verbesserungen und Verschönerungen aller Art, die in allen Teilen des Landes unternommen und mit beispielloser Thätigkeit ausgeführt werden. Nur eine einzige, achtbare Klasse, die allerdings zahlreich ist, hat das Recht zur Klage. Das sind die Pächter, welche furchtbar unter dem niedrigen Kornpreise leiden, der mit der hohen Pacht, die sie zahlen müssen, in grellem Widerspruche steht. Wenn auch meines Erachtens der Grund dieser Drangsale noch lange kein Unglück für das Land ist, so ist doch die Lage des Landmannes immerhin schlimm genug und verdient die Aufmerksamkeit des Parlaments.

Die einzige wahre Ursache, die sich der Entwicklung des Nationalreichtums entgegenstellt, sind die Armengesetze. Diese Gesetze, welche ein Dämon des Wahnsinns und der Unwissenheit diktirt zu haben scheint, haben dem Lande unberechenbaren Schaden zugefügt, vielleicht nicht so sehr in finanzieller Hinsicht, als in moralischer. Die englische Nation bedurfte des ganzen industriellen Unternehmungsgeistes, der sie auszeichnet, aller Vorteile ihrer Weltstellung, aller ihr zu

Gebote stehenden Hilfsquellen, die sie so staunenswert aus-zunutzen weiß, um nicht unter den unheilbaren Folgen eines verderblichen Wohlthätigkeitssystems zu erliegen. Ja ohne die heilsamen Reformen, die man voriges Jahr bei der Armen-gesetzgebung eingeführt, wäre dieses reiche Land an den Ex-zessen einer verderbten, ungestümen, überflutenden Bevölke-rung ohne allen Zweifel zu Grunde gegangen. Jetzt ist dem Pauperismus Einhalt gethan, und wenn die weisen Maß-regeln des Parlaments mit derselben Klugheit und Umsicht wie bisher auch weiterhin ausgeführt werden, so darf man hoffen, diese abscheuliche Wunde wenigstens zum Teil ver-schwinden zu sehen. England geht unaufhaltsam weiter auf der Bahn des Fortschritts. Wie unermeßlich sein Aufschwung auch sei, immer strebt es dahin, ihn noch zu vergrößern, und ich bin überzeugt davon, je mehr es vorwärts schreitet, desto mächtiger werden die Mittel, über die es gebieten kann, um diejenigen, welche seine Existenz bedrohen könnten, zu be-kämpfen. Eine Allianz mit England wird von Tag zu Tag wichtiger, und das Gewicht seiner Entschlüsse fällt immer schwerer in die Wagschale.

Nach diesen meinen Ansichten sehen Sie wohl, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die da meinen, England wäre nicht imstande, Krieg zu führen und wünsche Frieden um jeden Preis. Ich glaube im Gegenteil, wenn seine eigent-lichen Interessen und sein Nationalgefühl irgendwie ernsthaft angegriffen würden, es stünde auf, um sich, die Waffen in der Hand, energischer und mutiger zu verteidigen als jemals. Freilich wünscht die Nation den Krieg nicht, aber sie ist weit entfernt davon, ihn zu fürchten, und sollte Rußland seine Anmaßungen gegen die Türkei noch weiter treiben, so gäbe es nur eine Stimme, um die Regierung anzutreiben, jene

hochfahrende Macht durch Gewalt in die Grenzen der Vernunft zurückzuzwingen.

Die politische Lage des Landes zu zeichnen, ist keine leichte Sache für einen Fremden, der es mit veralteten Begriffen über die Parteien, die nichts mehr gelten, betritt. Die Reformbill hat den frühern Kampfplatz völlig geändert. Die Reihen sind durchbrochen worden, um sich unter verschiedenen Namen und verschiedenen Fahnen wieder zu verbinden. Alles, was unter den Tories Vernünftiges war, hat recht wohl begriffen, daß die alten Positionen, die sie mit Wut verteidigten, unhaltbar waren; daß die im Wahlsystem stattgehabten Änderungen notwendig auch andre Veränderungen in den übrigen Teilen der Konstitution nach sich ziehen mußten, und daß, wenn man den Staat nicht großen Gefahren aussetzen wollte, man aufhören müsse, sich gegen Reformen zu sträuben, welche unbestreitbaren Mißbräuchen zu Leibe gehen. Ich glaube, daß von dem Tage an, da die Reformbill angenommen wurde, Peel und Wellington sich entschlossen haben, diese neue politische Richtung einzuschlagen und die neue Fahne der konservativen Reform wehen zu lassen. Um diese neue Fahne hat sich nun allmählich eine beträchtliche Anzahl von Leuten mit liberalen Prinzipien geschart, die aber, schüchternen Charakters, sich haben schrecken lassen durch die reißende Schnelligkeit der Bewegung, welche sie nun dem Reformwerke aufgeprägt glaubten, wie auch durch die maßlosen Prätensionen der radikalen Partei. Peel und Wellington haben sich bald an der Spitze einer Partei befunden, deren Majorität den reichsten und einflußreichsten Klassen des Landes angehört. Diese Partei ist bedeutend gewachsen, seit Peel die praktischen Formen mit Bürgschaften umgeben hat, die er, selbst wenn er es nicht ehrlich gemeint hätte (was ich nicht glaube), nun aufrecht halten

muß. Die Whigs haben sich zum großen Teil von ihren Freunden getrennt, um es mit Peel zu halten, und man kann sagen, daß in dieser Partei fast nur die großen Aristokratenfamilien der Volksstandarte treugeblieben sind. Die Anführer der Whigs, denen die meisten ihrer Anhänger abtrünnig geworden, sind dahin gekommen, daß sie fast keine andre Stütze mehr haben als die Radikalen, und man kann in der That sagen, daß die ministerielle Partei jetzt aus einer Armee von Radikalen zusammengesetzt ist, die von Whigshäuptern kommandirt wird.

Daraus folgt, daß die Minister im Grunde weniger von ihren Gegnern abweichen als von denen, auf die sie sich stützen. Denn was die beabsichtigten Reformen betrifft, die im Prinzip festgestellt sind und deren Ausführung wohl zehn Parlamentssitzungen erfordern wird, so existirt thatsächlich kaum ein merklicher Unterschied zwischen ihnen und Mr. Peel, während sich zwischen ihnen und den meisten Radikalen eine tiefe, unübersteigbare Kluft der Meinungen befindet.

Dieser sonderbare Zustand kann nicht andauern, und der Sturz des Ministeriums scheint mir gewiß. Zu seinem Glück hat es eine äußerst wichtige Frage in den Vordergrund zu stellen und sie geschickt zur nötigen Befriedigung der Radikalen zu lösen gewußt, ohne den Reformern unter den Tories, den einzigen Feinden, die es zu fürchten hat, eine Handhabe zum Angriff zu geben. Die Korporationen-Bill wird dem Ministerium wohl noch während dieser Session das Leben fristen; vermittelst eines Kompromisses mit dem Oberhaus wird diese Bill durchgehen, und man wird die große Frage über die irische Kirche auf die nächste Session vertagen. Dann muß es zum Sturze kommen; denn die

Kirche ist fest entschlossen, sich nur von ihren Freunden reformiren zu lassen. Sie wird die von Sir Robert Peel vorgeschlagenen Maßregeln annehmen, die sie verworfen hätte, wären sie von einem andern ausgegangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Peel für die Reform der englischen Kirche einen Gesetzentwurf vorbereitet hatte, der die kühnsten Reformer in Erstaunen gesetzt hätte.

Die einzige Frage, welche die Stellung Sir Robert Peels wirklich schwierig macht, ist die irische Frage. Er hat sich zu stark gegen das Aneignungsprinzip ausgesprochen, um noch umkehren zu können. Außerdem ist seine Partei auch viel zu fanatisch, als daß sie ihm das aufzugeben erlaubte, was er als unverletzliche Domäne der Kirche betrachtet. Das ist auch das einzige Mittel, das irische Volk zu versöhnen. Die Appropriation des Überschusses von den Revenüen der anglikanischen Kirche ist die religiöse Emanzipation der Katholiken; damit verschwindet die letzte Spur dieser unglückseligen Obergewalt, von der sie so viel zu leiden gehabt. Der materielle Gewinn, den sie daraus ziehen werden, ist nicht groß: einige tausend Pfund Sterling; aber es wäre für sie ein bedeutender Schritt vorwärts nach dem Ziele, das sie erstreben, und das sie früher oder später erreichen werden: die Anerkennung Irlands als einer katholischen Provinz Großbritanniens. Es ist schwer vorauszusehen, wie diese äußerst wichtige Frage, sei es von diesem Ministerium sei es von dessen Nachfolgern, gelöst werden wird. Und einzig darum, wie ich garnicht zweifle, hält sich Mr. Peel von den Geschäften fern, und kommt kein Ministerium zustande, das alle Nüancen der reformistischen, aber verständigen Meinungen vereinigen und eine lange, schöne Laufbahn vor sich haben würde.

Ich wollte, ich besäße Talent genug, um Ihnen eine genaue Schilderung der moralischen Zustände dieses Landes machen zu können, denn von dem ganzen Inhalt dieses Briefes wäre dies sicherlich das Interessanteste. Aber ich fürchte fast, Sie durch den Versuch einer Arbeit, die meine Kräfte übersteigt, unnütz zu ermüden. Um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und Ihre Nachsicht nicht auf eine zu harte Probe zu stellen, will ich mich darauf beschränken, nur diejenigen Züge zu entwerfen, die mir am meisten aufgefallen sind.

Zunächst bemerkt sich leicht, daß die höheren Klassen vor den Gefahren der Demokratie und den Gewaltthaten des Radikalismus Angst haben. Sie bemühen sich, das nicht sehr heldenhafte Gefühl zu verbergen, aber es bricht überall durch. Die verschiedenen Schattirungen der Aristokratie sind zum guten Teil ineinander geflossen, und bis auf einen gewissen Punkt bietet sie jetzt dem Feinde eine kompakte Masse dar. Indessen glaube ich durchaus nicht, daß die Sachlage übertriebene Befürchtungen rechtfertigt. Die Radikalen sind gewaltthätig und ihre Prätensionen oft unvernünftig, das ist wahr; aber in Wirklichkeit, scheint mir, findet sich diese Gewaltthätigkeit mehr in ihren Worten als in ihren Gedanken. Die große Mehrheit des Mittelstandes hat einen Abscheu vor Störungen, Unordnung und Aufruhr, und sie würde die radikale Fahne sofort verlassen, wenn sie die Farben der Revolution darauf hervorschimmern sähe. Zu viele Interessen knüpfen sich an die Aufrechterhaltung der Ordnung, als daß man Umsturzversuchen ruhig zusehen könnte. Selbst der Kern der Arbeiter ist antirevolutionär gesinnt und wünscht nicht den Umsturz einer Gesellschaft, in welcher ihre Klasse einen ehrenhaften Platz einnimmt. Die Armen, die Bettler, der Mob, die einzige Klasse, welche vielleicht zu fürchten

wäre, ist zu sehr demoralisirt, um gefährlich werden zu können. Ein paar hundert policemen würden ganze Bataillone dieser Leute in die Flucht jagen. Die allgemeine Thätigkeit, die hier herrscht, läßt dem Arbeiter wenig Zeit, sich politischen Agitationen hinzugeben, und es ist auch keine Spur von Unzufriedenheit im Volke vorhanden. Jene berüchtigten Vereine, die uns auf dem Kontinent so erschreckt haben, sind aufgelöst, ohne Spuren zurückgelassen zu haben. Der Versuch, welchen voriges Jahr der große Londoner Verein gemacht, politische Farben anzulegen, hat ihn in der öffentlichen Meinung ruinirt. Meine positive Ansicht ist, daß England weit entfernt davon ist, vom Sturm der Revolution bedroht zu sein, wenn es auch, ebenso wie alle andern Nationen, durch die Einwirkung des Zeitgeistes eine lange und mühevolle soziale Umwälzung zu bestehen haben wird.

Die Länge meines Briefes erschreckt mich. Werden Sie mir die Indiskretion verzeihen? Ich hoffe es, in Erinnerung an Ihre mir so vielfach bewiesene Güte.

Gestatten Sie mir, Herr Baron, Madame de Barante meine ehrfurchtsvolle Empfehlung darzubringen, und genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit, mit welcher ich die Ehre habe, zu verbleiben Ihr gehorsamster Diener.

XIV.

An Herrn F. M. L. Naville de Chateauvieux in Genf.

(Juli 1835.)

. . . Zuvörderst müssen Sie wissen, daß ich allen Ernstes Landwirt geworden bin. Das ist jetzt mein Stand. Bei meiner Rückkehr aus England fand ich meinen Vater bis über den Hals in den Staatsgeschäften, infolge dessen er sich natür-

lich um seine eignen nicht mehr kümmern konnte. Er schlug mir vor, dieselben zu übernehmen, und ich ging sehr gern darauf ein. Diese Beschäftigung, die ich zuerst aus Vernunft übernahm, treibe ich jetzt aus Neigung. Nach und nach habe ich mich an die Ackerbauarbeiten gewöhnt, und es würde mir unendlich leid thun, sie aufgeben zu müssen. Aber ich darf ruhig deshalb sein, nichts wird mich in meiner neuen Laufbahn stören können. Selbst wenn ich meine frühere Neigung zur Politik beibehalten würde, wäre es mir unmöglich, mich unter einer Regierung, von der mich meine Verhältnisse ebenso wie meine persönlichen Ansichten fernhalten, bei den Staatsgeschäften zu bethätigen. Also bin ich fortan ebenso durch die Notwendigkeit wie durch Neigung an den Ackerbau gefesselt, der mir sicher genügen wird, meine intellektuellen Fähigkeiten zu verwerten, und den Trieb zu befriedigen, den jeder ordentliche Mensch fühlen muß, sich als ein nützliches Glied der Gesellschaft zu erweisen, welcher er angehört.

XV.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, November 1835.)

Der in Ihrem letzten Briefe an mich gerichtete Antrag ist so schmeichelhaft, daß Sie wohl schon im voraus davon überzeugt waren, ich würde ihn sofort und mit Dankbarkeit annehmen. Ich fürchte nur, Ihre Parteilichkeit als Verwandter und Freund möchte Sie verblendet haben.

Wie eitel und ehrgeizig ich auch immer sein mag, so weiß ich doch, daß ich unter so bedeutende Mitarbeiter wie Rossi, Naville 2c., die Sie um sich haben, nicht hingehöre. Für einen Mann, der nie einen Schritt in der Literatur

gemacht hat, ist es tollkühn, sich da hinein zu wagen. Da mir aber derartige Arbeiten äußerst nützlich sind, und ich, wenn auch nicht auf die Gunst des Publikums, so doch gewiß auf Ihre Nachsicht rechnen darf, so stelle ich meine besten Kräfte und Fähigkeiten zu Ihrer Verfügung.

Wenn ich so kühn bin, Ihren Vorschlag anzunehmen, so geschieht es, weil ich auf den Beistand meines Bruders rechnen darf, der mir helfen wird, bessere Arbeiten zustande zu bringen, als was ich aus eignen Kräften, mir selbst überlassen, leisten könnte.

Nach dieser Versicherung meiner Bereitwilligkeit muß ich Ihnen nun aber die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren Sie mich verwenden können. Es wäre unnütz, etwas darüber hinaus von mir zu verlangen, und ich will Ihnen aufrichtig sagen, was ich zu leisten gedenke, und was mir nicht einmal zu versuchen in den Sinn käme.

Vor allem verlangen Sie von mir keinerlei Arbeit, wo es sich auch nur um die kleinste Dosis Phantasie handelt. Bei mir ist die beflügelte Göttin (la folle du logis) eine faule Alte, die ich noch so sehr antreiben mag, sie rührt sich nicht. So könnte ich Ihnen zum Beispiel keinen Artikel schreiben, zu dem meine Reise den Stoff hergäbe, denn um einige der Bemerkungen und Beobachtungen, die ich vielleicht gesammelt, ans Licht zu rücken, müßte man ein Gewebe herstellen, dessen ich nimmer fähig wäre. Denken Sie sich, daß ich nicht einmal imstande bin, die allerkleinste Geschichte zu erfinden, um einen Neffen zu amüsiren, obgleich ich es oft versucht. Ich muß mich also auf reine Vernunftsachen beschränken, und auch unter diesen, muß ich Ihnen sagen, giebt es sehr viele, die ich nicht behandeln könnte, denn meine literarische Bildung ist in mancher Beziehung außerordentlich vernach-

lässigt worden. Von allen Wissenschaften habe ich, gründlich, nur eine studirt: die Staatswirtschaft; und mit Artikeln aus diesem Bereiche wird Ihr Archiv, wie ich fürchte, schon überfüllt sein. Wenn Sie Ihre Spalten den beiden Doktrinen öffnen, die in Genf so vorzügliche Vertreter haben, so dürften Ihre fünfzehn Bogen monatlich nicht genügen, um eine so unerschöpfliche Kontroverse aufzunehmen.

Ein Süjet jedoch ist ganz besonders der Gegenstand meiner Forschungen gewesen, hauptsächlich während meiner letzten Reise. Das ist die wichtige Frage des Pauperismus, die ich in England gründlich studirt habe. Ehe ich voriges Jahr Turin verließ, hatte ich, auf Ersuchen des Ministers, einen Auszug publizirt aus dem Berichte der Kommission, welche von der englischen Regierung beauftragt war, eine Enquete über den Zustand der öffentlichen Armenpflege anzustellen und ein neues hierauf bezügliches Gesetz vorzuschlagen. Seitdem habe ich die Frage nicht mehr außer Augen gelassen. In London habe ich mit allen, die sich besonders damit beschäftigten, Verbindungen angeknüpft, die zum Teil noch fortdauern.

Wenn Sie glauben, eine Reihe Artikel hierüber in Ihre Revue aufnehmen zu können, so dürfen Sie es mich nur wissen lassen; ich werde sofort das Material, das ich besitze, sammeln und eine Arbeit vornehmen, die mir seit langem im Kopfe herum spukt. Ich fürchte nur, dies Thema werde in Ihrer Zeitschrift schon von dem gelehrten Herrn Naville behandelt worden sein, der, soviel ich weiß, an einem großen Werke darüber arbeitet.

Auch muß ich Ihnen noch sagen, daß ich weniger Zeit zu meiner Verfügung habe, als Sie vielleicht glauben mögen....

XVI.

An denselben.

(Turin, März 1836.)

. . . Ich würde mich so gern an Ihrem Werke beteiligen, aber wirklich, ich zweifle immer mehr an meinen Kräften. Wie soll ich mich an die große Frage der Staatswirtschaft heranwagen, wenn ein Logiker wie Cherbuliez und der beredte Sismondi das Feld behaupten? Außerdem muß ich Ihnen sagen, daß ich in meiner Arbeit über den englischen Pauperismus eingehalten habe, infolge eines Artikels über gesetzliche Armenpflege, den ich in der Revue vom Februar gelesen. Meine Ansichten über diesen wichtigen Gegenstand weichen in vielem von den im Buche des Herrn Naville ausgesprochenen Meinungen wesentlich ab, und noch mehr von denen seines Lobredners.

Wenn ich meinen Artikel fortsetzte, so müßte ich einen Teil der in Ihrer Zeitschrift ausgesprochenen Doktrinen bekämpfen, und es scheint mir nicht am Platze, eine Polemik herbeizuführen, welche einige Ihrer Mitarbeiter, die für den Erfolg des Unternehmens viel wichtiger sind als ich, unangenehm berühren könnte.

Da ich nun die mir geläufige Armenfrage nicht behandeln kann, so will ich mir den Kopf zerbrechen, ob ich nicht ein andres, für meine Feder passendes Süjet finde, das Ihnen dienen könnte. . . .

XVII.

An denselben.

(1836.)

. . . Ich bin mitten in großen Spekulationen. Ich habe ein ausgedehntes Terrain Reisfelder gekauft, und glaube ein

vorzügliches Geschäft gemacht zu haben. Es fehlt mir nur das Geld, sie zu bezahlen; sonst aber werden sie mir ein herrliches Benefiz bringen. Ich kann nichts Halbes thun. Einmal in den Geschäften, werfe ich mich auch ganz und gar hinein. Außerdem zwingt mich meine Lage dazu: ich bin der jüngere, was in einem aristokratisch konstituirten Lande viel sagen will. Ich muß mir meine Lebensstellung durch den Schweiß meiner Arbeit schaffen (à la sueur de mon front). Für die, welche mit Millionen spielen, ist es leicht, sich mit Wissenschaften und Theorien zu beschäftigen; wir andern armen Teufel, wir jüngern Söhne, müssen Blut und Wasser schwitzen, um ein bißchen Unabhängigkeit zu erringen. . . .

XVIII.

An den Baron Prospero de Barante in Petersburg.

(Paris, 23. Juli 1837.)

Herr Gesandter,

Ich zweifelte nicht daran, daß Sie an dem schmerzlichen Verlust, den meine Familie erlitten, Anteil nehmen würden, geehrter Herr; aber dennoch haben mich die tiefgefühlten Beileidsbezeugungen, mit denen Sie mich durch Ihr Schreiben vom Monat Mai beehrten, wohlthuend berührt. Das Wohlwollen und die Freundschaft, die Sie mir während Ihres Aufenthaltes in Turin angedeihen ließen, gehören zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens, und ich schätze mich glücklich, aus Ihren liebevollen Äußerungen schließen zu dürfen, daß Sie mir Ihre früheren Gesinnungen bewahrt haben. Hätte ich es gewagt, so wäre ich mehr als einmal so frei gewesen, Ihnen zu schreiben, aber die Befürchtung, Sie in Ihren vielen Geschäften und wichtigen Sorgen zu stören, hielt mich davon zurück. So war ich während der

letzten zwei Jahre immer nur auf indirekte Nachrichten beschränkt von Ihnen und von Ihrer werten Familie, an die ich durch die Bande der Zuneigung und Freundschaft für immer gefesselt bin.

Der Tod des Herrn von Tonnerre war für uns ein furchtbarer Schlag. Sie wissen, was unsre Familie an ihm hatte, wie gut er war, und wie er uns alle liebte. Er ist auf plötzliche, unerwartete Weise hingerafft worden, denn nichts ließ dies furchtbare Unglück voraussehen. Mitten im ruhigsten Dasein hat ihn der Tod ereilt. Der Schmerz meiner Tante ist grenzenlos. Herr von Tonnerre war ihr Lebensziel, die Triebfeder aller ihrer Handlungen. Seit dem Tage ihrer Verehelichung hatten sie sich nicht getrennt, hatten alle Leiden und Freuden mit einander geteilt. Ihre Gesundheit ist auf das heftigste erschüttert, und erst seit kurzem fängt sie an, sich etwas zu erholen. . . .

Herr von Tonnerre hat meiner Tante sein ganzes Vermögen vermacht, und da sie ihre Geschäfte nicht allein leiten kann, hat sie mir dieselben anvertraut; welches der Grund meines Aufenthalts in Paris ist. . . . Ich bin erst seit einigen Tagen hier, obgleich ich Turin schon seit lange verlassen habe. Auf der Herreise besuchte ich die Güter meiner Tante im Dauphiné und in der Franche-Comté, was mich mehrere Wochen gekostet hat.

Paris ist gegenwärtig ziemlich leer; alle meine Bekannten sind auf dem Lande, und so sehe ich nur Prokuratoren und Geschäftsmänner, was weder sonderlich unterhaltend noch belehrend ist.

Dem äußern Anschein nach ist Paris nie ruhiger gewesen als jetzt. Sogar die Presse scheint schläfrig zu sein. Da sie nicht weiß, was sie von den innern Angelegenheiten

sagen soll, ereifert sie sich gegen den Vertrag des Generals Bugeaud, welcher meiner Meinung nach das Gescheiteste ist, was man je in Afrika gethan hat.

Der bevorstehende Jahrestag der Revolution scheint niemand in Aufregung zu bringen; ich denke, alles wird sich auf etwas Feuerwerk und ein Volksfest in den Champs-Elysées beschränken. — Hätte ich über Zeit zu verfügen, so ginge ich nach England, um den jetzt dort stattfindenden Wahlkämpfen beizuwohnen, deren Ausgang für das britische Reich wichtige Folgen haben kann. Wäre es nicht Irlands halber, so möchte ich fast, ich gestehe es, Lord Peel wieder zur Macht gelangen sehen. Sie müssen Lord Durham intim gekannt haben und durch ihn in die Geheimnisse der radikalen Partei eingeweiht sein; mich erschrecken dieselben nicht, denn ich habe volles Vertrauen in den gesunden Verstand des englischen Volkes und in die Energie der höhern Klassen.

Von meinem Lande spreche ich lieber nicht. Garnichts hat sich dort geändert; seit Ihrer Abreise besteht immer noch dasselbe System von Schwäche und Wut, Unschlüssigkeit und Unaufrichtigkeit. Rückwärts sind wir nicht gegangen; das ist das Vorteilhafteste, was man von unsern Regierungsmännern sagen kann. Wenn wir den wutköpfigen La Marguerite statt des unschädlichen La Tour haben, so sind wir doch den ungestümen Lascarène los, und haben statt seiner einen braven Mann, der die Polizei nicht zu gehässigen Zwecken gebraucht.

Das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, hat mich übersehen lassen, daß mein Papier zu Ende ist. Verzeihen Sie gütigst die Indiskretion und genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit.

XIX.

An Herrn Naville de Chateauvieux in Genf.

(1837.)

... Ich danke Ihnen für die politischen Nachrichten, die Sie mir geben. Das Urteil des Herrn Mounier über das Resultat der letzten Wahlen scheint mir durchaus richtig. Die gegenwärtige Kammer ist wesentlich linkes Zentrum. Schon mit derjenigen von 1827 verhielt es sich so. Ich glaube von dieser Farbe ist die große Majorität der Meinungen in Frankreich. Die Niederlage der extremen Parteien beweist, wie tiefe Wurzeln die orleanistische Dynastie im Boden Frankreichs bereits geschlagen hat. Sämtliche Kammern der Restauration, mit Ausnahme der von 1824, enthielten eine verhältnismäßig größere Zahl entschiedener Feinde der ältern Linie. Wenn eine Regierung den Bedürfnissen der Zeit entspricht, so bedarf sie nur weniger Jahre, um sich zu befestigen.

Glauben Sie, die neue Kammer sei den Handelsreformen günstiger als die frühere? Für die Schweiz und für Piemont ist es von großem Belang, die Schranken zwischen sich und dem Lande, wohin sie den größten Absatz haben, etwas erniedrigt zu sehen.

Seit einiger Zeit machen sich hier wohlwollendere Gesinnungen für Frankreich bemerkbar, und man scheint geneigt, die vielen zwischen den beiden Ländern bereits bestehenden Beziehungen noch zu vermehren. Der König hat den Herzog d'Aumale mit vielem Vergnügen empfangen und schien auch von seinem Besuche sehr befriedigt. Diese Annäherung kann für uns sehr günstige Folgen haben, denn nur von Frankreich kann ein Antrieb ausgehen zur Erschließung der überreichen Schätze, welche das Land noch unausgebeutet besitzt. . . .

XX.

An die Marquise Paolina de Roussy de Sales auf Thorens-Sales.

(Turin, 16. Januar 1840.)

Meine liebe Pauline,

Nachdem meine Mutter mir mitgeteilt, Marie wünsche eine dem Herrn von Salmour gehörige Kapelle in der Kirche zu Salmour zum Gottesdienst herstellen zu lassen, habe ich schleunigst die Unterhandlungen darüber eingeleitet und eile, Ihnen das Ergebnis mitzuteilen.

Herr von Salmour legt großen Wert auf diese Kapelle, erstens, weil sie eine der schönsten der Kirche ist, zweitens, weil sie Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen ihm und dem alten Herrn Channaz gegeben, welcher behauptete, sie als Durchgang von seinem Hause nach der Kirche benutzen zu dürfen. Die Sache hat sich zu Salmours Gunsten entschieden, darum ist es jetzt nur noch schwerer, mit ihm fertig zu werden. Endlich müssen Sie noch wissen, daß diese Kapelle mit einem kleinen Kirchenbenefiz bedacht ist, über das er verfügen kann. Trotz alledem hoffe ich doch, ihn dahin zu bringen, daß er Mariens Wunsch nachgiebt, müßte sie auch ein kleines Geldopfer bringen. Das wären ungefähr 1000 Frank, wenn sie sich mit der Kapelle ohne Patronat begnügt, und 2000 Frank, wenn sie die Kapelle samt Patronat haben will. Ich kann diese Summe nicht für bestimmt angeben, aber ich denke so wird Salmour sie beziffern, wenn er ja sagen soll. Ich habe ihn um größte Verschwiegenheit gebeten und kann auch wohl darauf rechnen. Wenn Marie mich bevollmächtigen will, so will ich in ihrem Namen unterhandeln und mich für die pekuniären Verpflichtungen, die sie eingeht, verbürgen. Auf diese Art bleibt alles geheim, bis sie selbst darüber wird sprechen wollen.

Sie können sich denken, mit welcher Besorgnis wir der Krankheit Mariens gefolgt sind. Wir lebten ebensoviel in Cherasco als in Turin. Mir thut es nur leid, daß seit meinem letzten Besuche bei Ihnen Marie keine so großen Sünden begangen hat, die den Besuch des Pfarrers Sagrini nötig machten. Jesuit oder nicht Jesuit, ich wäre glücklich gewesen, ihn zu begleiten, um bei dieser Gelegenheit die liebe Kranke wiederzusehen. Für den Fall, daß sie Lust hat, noch lange nicht zu genesen, lasse ich sie bitten, eine recht arge Sünde zu begehen, damit ich ihr die Beichte abnehmen kann. Wenn Sie vielleicht in etwas geringerer Heiligkeit gelebt haben als Marie, so wenden Sie sich an mich, damit ich den Beichtvater herbeischaffe. Ich bringe Ihnen, wen Sie wollen, und gebe auch gleich Gelegenheit zur Buße durch meine gewöhnlichen Streitereien.

Es freut mich sehr, daß Sie diesen vortrefflichen Dr. d'Arbesio schätzen gelernt haben. Er hat meine Mutter gerettet, und ich habe deshalb für ihn eine Liebe und Dankbarkeit ohne Grenzen. Sie werden ihn ein bißchen blutdürstig [1]) gefunden haben. Das ist ein Fehler, meine Liebe, von dem das Land nur durch die Homöopathie geheilt werden kann.

Sobald Marie wieder Lust haben wird, von der Welt und ihren Herrlichkeiten reden zu hören, werde ich mir das Vergnügen machen, Sie von den hiesigen Vorgängen zu unterrichten, und zwar auf meine Weise kommentirt.

Adieu, meine liebe Pauline; besten Gruß an Channaz, und versichern Sie Marie, daß ich ihr treuester Vetter und aufrichtigster Freund bin.

P. S. Ihr Sohn Eugen ist ein prächtiger Bursche, der

---

[1]) Weil er so viel Blutegel verordnete.

sich schon sehr gut in der Gesellschaft zu halten weiß. Er wird ebenso liebenswürdig werden wie Franz.

XXI.

An den Herrn Naville de Chateauvieux in Genf.

(Juli 1841.)

... Wir haben eine kleine Ministerkrisis gehabt; unglücklicherweise ist dieselbe noch nicht vorüber. Der Minister des Innern, Graf Pralormo, hat sich infolge eines heftigen Streites mit der Kongreganistenpartei, mit der er seit lange in offenem Kampfe lag, zurückgezogen. Der König hat sich bei einer wichtigen Frage von ihm abgewandt, und er glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, seine Entlassung zu geben. Unter den gegenwärtigen Umständen war sein Rücktritt ein Unglück für das Land. Hatte er auch Fehler und etwas brutale Manieren, so war er doch ein durchaus ehrenhafter Mann, der das Gute um des Guten willen liebte und das Land in dessen eignem Interesse leitete und nicht in dem einer Sekte oder Partei. Mit lobenswerter Energie widersetzte er sich den Übergriffen des Klerus, welcher leider vom König gehätschelt wird. Die Kongregation hat sich mit Hand und Fuß gerührt, einen ihrer Eingeweihten ans Ruder zu bringen. Einen Augenblick glaubte man allgemein, es sei ihr gelungen, und der Graf Collegno, der allerfanatischste Finsterling, werde Minister.

Zum Glück hat uns die Weisheit des Königs vor diesem schrecklichen Unglück bewahrt, denn ich sage es Ihnen ohne Übertreibung, die Ernennung des Herrn von Collegno hätte im Lande mehr Unzufriedenheit erweckt als in Frankreich 1829 die Ernennung Polignacs.

Aber bis jetzt ist für Pralormo noch kein Nachfolger ernannt. Der Finanzminister Graf Gallina übernimmt einstweilen sein Portefeuille. Er ist ein verständiger, aufgeklärter Mann, und seinen Vorstellungen danken wir es, vor Collegno bewahrt worden zu sein. Aber er hat den König nicht dazu bewegen können, seine Wahl auf einen Mann von Pralormos Farbe zu werfen. Der Graf Gallina zieht aus allen Kräften Cäsar Alfieri ans Ruder. Seine Ernennung würde den Beifall aller gescheiten Leute, aller Freunde des Vaterlandes haben, welche den innern Frieden zu erhalten und zugleich der öffentlichen Meinung eine Befriedigung verschaffen möchten, die man ihr ohne jede Gefahr zugestehen kann. Ich meinerseits wünsche lebhaft Alfieri an der Spitze zu sehen, denn auf das Intimste mit ihm befreundet, bin ich am besten imstande, das viele Gute, das er für das Land thun könnte, zu schätzen. Bei uns zulande vermag die soziale Stellung sehr viel, und ein Minister Grandseigneur ist immer mächtiger als derjenige, der keinen andern Haltpunkt hat als seine Stellung und seine Talente. . . .

XXII.

An den Marquis Leone Costa de Beauregard in Chambéry.

(Paris, 13. Februar 1843.)

Mein lieber Freund,

Ich bin auf vierzehn Tage nach Paris gekommen und bin nun bereits drei Monate hier, ohne die Zeit meiner Abreise bestimmt vorhersehen zu können. Immer wollte ich Ihnen schreiben, aber das Ungewisse meiner Pläne hat mich stets davon abgehalten. Endlich entschließe ich mich, Ihnen Nachricht zu geben und Sie um ein Gleiches zu bitten. Ein schöner Allobroge mit einem Bocksbart, den ich vor einigen

Tagen bei Brignole[1]) traf, versicherte mich, sie würden bald einmal hier in Paris zum Vorschein kommen, was mir großen Trost gab; ich fürchte aber, er war falsch unterrichtet.

Es widersteht mir, Ihnen von unsern Angelegenheiten zu sprechen; ich fürchte immer, mir die Nachricht von irgend einem neuen Unstern zuzuziehen. Wie dem auch sei, ich muß Sie doch fragen, wie es bei uns steht. Geht es halbwegs vorwärts? Alles, was ich wünsche, ist, daß man uns am Leben läßt. Der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, die Keime des Gedeihens, welche unsre Bestrebungen in sich schließen, zu entwickeln.

Trotz meiner scheinbaren Sorglosigkeit habe ich unsre Interessen doch nicht ganz vernachlässigt. Ich habe bei den Abgeordneten des Rhonethals angeklopft und mich bemüht, ihren Eifer zu Gunsten der Kanalisirung dieses Flusses anzuregen. Gestern endlich ist einer von ihnen siegesfroh zu mir gekommen, um zu sagen, daß Herr Teste entschlossen sei, ein Projekt für die vollständige Kanalisirung der Rhone, von der Mündung bis Genf, vorzulegen. Der Minister hat sich lange gesträubt angesichts der Opposition eines ansehnlichen Teils der Oberbauräte, die, mit Herrn Vallée an der Spitze, von der Kanalisirung nichts wissen wollen, ehe die Schweiz nicht Frankreich die freie Verfügung über die Wasser des Genfer-Sees zugesteht. Gestern endlich ist er darüber hinweggekommen und will das Gesetz in der ersten Hälfte des Monats März vorlegen. Er verhehlt es sich nicht, dies Projekt werde auf heftigen Widerstand von seiten der Baukommission stoßen, zumal die Abgeordneten bei dem

[1]) Der Marquis Brignole-Sale, im April 1836 Nachfolger des Grafen Francesco di Sales als Gesandter des Königs von Sardinien in Paris.

enormen Budget, das sie votiren müssen, schwerlich neue Fonds bewilligen werden. Wenn aber der Minister entschieden auftritt, wird er es mit Hilfe der Rhonethal-Deputirten, die zahlreich, thätig und einflußreich sind, durchsetzen. Außerdem wird, wenn die Kosten bedeutend sind, auch die Einnahme in ungeahnter Proportion steigen. Bleibt der Frieden erhalten, so wird Frankreich innerhalb zehn Jahren von Landstraßen, Kanälen und Railways bedeckt sein, was seinen gegenwärtigen Reichtum verdoppeln und seine Schuldenlast, die es jetzt zur Vollendung der großen öffentlichen Arbeiten kontrahiren muß, erleichtern wird. So halte ich die Kanalisirung der Rhone für sicher. Wenn die Kammern auch nicht dieses Jahr die Summe bewilligen, so werden sie es in ein, zwei Jahren thun, sobald das Riesenwerk der Befestigungsbauten um Paris vollendet sein wird. Das ist nur eine Frage der Zeit. Es handelt sich für uns nur darum, zu leben und zu warten, bis unsre Eisenbahnen sich, ohne zu große Opfer, an etwas anknüpfen werden.

Ich bitte Sie, mein lieber Leon, mir Nachrichten von Freund Salins zu geben, den ich in einem recht traurigen Zustande gefunden habe. Empfehlen Sie mich auf das angelegentlichste Ihrer vorzüglichen Frau Gemahlin, die für mich ein Ideal weiblicher Vollkommenheit ist, und bleiben Sie meiner steten Freundschaft versichert.

XXIII.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Paris, 1843.)

... Wenn mein Brief nicht so lang wäre, würde ich Ihnen von Ihrem erlauchten Freunde Herrn de Broglie sprechen, den ich täglich mehr liebgewinne und verehre, be-

sonders weil er beweist, was die Franzosen sind, wenn sie sich auf guten Wegen befinden. Zeigen Sie mir einen deutschen oder englischen Herzog de Broglie, dann werde ich an meiner Meinung von der intellektuellen, moralischen und politischen Überlegenheit Frankreichs zu zweifeln anfangen, einer Meinung, die sich übrigens täglich mehr in meinem Geiste befestigt. . . .

XXIV.

An den Cavaliere Pietro Derossi di Santa Rosa in Turin.

(Paris, 1843.)

Lieber Freund,

. . . Die theologischen, und fast möchte ich auch sagen die philosophischen Leidenschaften sind die ärgsten auf der Welt. Da man sich ihnen mit ruhigem Gewissen hingeben kann, werden sie nicht bekämpft und bezähmt durch die besseren Gefühle, welche sich in guten Seelen der Entwicklung gewissenloser Leidenschaften entgegenstellen. . . .

Ach, mein lieber Freund, wie sehr kann der Parteigeist uns verblenden, und wie giftig ist der Priesterhaß![1]) Vergebens predigt das Evangelium Nächstenliebe, Christenliebe. Die Gelehrten, welche sich das Vorrecht anmaßen, es auszulegen, machen sich nichts aus dieser erhabenen Tugend, wenn es sich um ihre Gegner handelt. Je länger ich lebe und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr beobachte ich und überzeuge mich davon, daß nichts der Moral, der Menschheit, der Religion selbst so nachteilig ist, als die Übertreibung der religiösen Prinzipien und die Ausdehnung der Herrschaft, welche sich die Gelehrten gewisser Sekten über die mensch-

---

[1]) Anspielung auf die bösartige Polemik des Abate Gioberti gegen Victor Cousin.

liche Intelligenz anmaßen. Eine ohne Kontrole ausgeübte unumschränkte Gewalt ist verderblich, sowohl in der politischen wie in der geistigen Welt. . . .

Ich wünschte, daß . . . sie nachsichtig machen möchte gegen diejenigen, welche, erschreckt durch die verderblichen Folgen der extremen Prinzipien, zwischen den Klippen schwanken, die sie an beiden Seiten des Weges der Wissenschaft erblicken und ratlos sind, wie sie ihnen im Vorwärtsschreiten ausweichen sollen. . . .

Wenn ich 1831 freisinnig war, so bin ich es auch noch 1843. Freilich haben Erfahrungen und Studien manche Illusion der Jugend zerstreut, und mir zu einer großen Nachsicht gegen andre Ansichten als die meinen, und gegen politische Systeme, die von meinen Prinzipien abweichen, verholfen. Aber in allen wesentlichen Punkten der Politik, bezüglich aller großen sozialen Fragen, habe ich mich nicht geändert und werde mich niemals ändern. 1831 war ich Partisan des gemäßigten Fortschritts, wo er möglich war; ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, die Politik Casimir Périers zu billigen. Damals glaubte ich den Fortschritt, wo er unmöglich war, durch Gewaltmittel erreichen zu können. In dieser Hinsicht haben sich meine Ansichten außerordentlich geändert, und ich gestehe, daß ich sehr viel weniger geneigt bin, die Gegenwart dem ungewissen Spiel der Zukunft zu opfern. Aber abgesehen davon, wüßte ich keinen wichtigen Punkt, wo meine gegenwärtigen Ansichten von denen, die ich mit zwanzig Jahren hatte, abwichen. Ohne sehr alt zu sein, bin ich Zeuge vieler Bewegungen rings um mich her gewesen, und dem Justemilieu treubleibend, habe ich so manchen von rechts nach links, von links nach rechts an mir vorüberschwenken sehen. . . .

Wir haben hier ein recht geselliges Leben (vie mondaine) geführt, jedoch haben wir dazu die ernstesten Elemente gewählt. Wir besuchen häufig die politischen Salons, wo große Zelebritäten das Wort führen, und wo man allabendlich Herrn Pasquier, Herrn Molé oder den Herzog von Broglie sprechen hören kann. Trotz aller Übelstände des Repräsentativsystems hat es den Vorteil, eine große geistige Bewegung anzuregen und stets Stoff zu Gesprächen zu liefern. Die Annehmlichkeiten der Pariser Salons sind doch mit nichts auf der Welt zu vergleichen. Das ist der einzige Ort, wo Staatsmänner, Gelehrte, Schriftsteller und Leute aus der guten Gesellschaft zusammenkommen, um ihre Ideen, ihre Eindrücke und Ansichten auszutauschen. Paris ist unbestreitbar die Hauptstadt der Welt. Die bedeutende geistige Bewegung, welche unter der Restauration stattfand, und die von der Julirevolution unterbrochen worden war, macht sich von neuem fühlbar. Die Köpfe fangen an, sich etwas weniger mit politischen Fragen zu beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit auf philosophische und wissenschaftliche Forschungen zu lenken. Eine auffallende Rückkehr zu religiösen und katholischen Ideen ist bemerkbar und die ausgesprochen katholischen Professoren haben die meisten Zuhörer. Diese reaktionären Bewegungen sind nicht frei von Übertreibung, wenigstens meiner Meinung nach, aber sie sind darum nicht weniger von wohltätiger Wirkung, denn Frankreich war unstreitig in einen furchtbaren Skeptizismus hineingeraten.

Den größten Erfolg im Lehrfache hat gegenwärtig der Abbé Coeur, Professor der theologischen Beredsamkeit an der Sorbonne. Der Andrang ist so groß, daß man, obschon er in einem Saale liest, der 200 Zuhörer faßt, eine Stunde früher kommen muß, wenn man so glücklich sein will, einzu-

dringen. Der Abbé Coeur gehört dieser neuen katholisch-demokratischen Schule an, welche vielleicht bestimmt ist, die Welt zu beherrschen. In der ersten Vorlesung sprach er wundervoll über die Mission, welche dem 19. Jahrhundert beschieden ist und die darin besteht, aus der Intelligenz eine thätige politische Kraft zu machen, und in der sozialen Welt jene großen Prinzipien der Verbrüderung und der Menschenwürde, welche durch das Christentum bereits auf religiösem Gebiete vorwalten, mehr und mehr zu entwickeln. Kühn, und unter dem Beifall auserlesenster Jünglinge, hat der Abbé Coeur vom Katheder den Bund der Prinzipien des Katholizismus mit dem Dogma des sozialen Fortschritts proklamirt. Zum erstenmale habe ich einen Geistlichen, einen öffentlichen Interpreten der Doktrinen seiner Ordensbrüder, vom Katheder herab predigen hören, daß man vorwärts und nicht rückwärts schauen soll, und daß, wenn es einen Gerechten giebt, für die Menschheit eine Rehabilitation möglich ist, die sich langsam von Jahrhundert zu Jahrhundert vollzieht mit Hilfe des göttlichen Lichts, welches das Christentum über das Weltall ergossen hat; ein Licht, das, statt sich abzuschwächen, in dem Maße zunimmt, wie es aus der sich immer mehr entwickelnden Intelligenz des Menschengeschlechts wiederstrahlt. Die Doktrinen des Abbé Coeur sind in meinen Geist gedrungen und haben mein Herz bewegt. Am Tage, wo ich sehen würde, daß die Kirche sie aufrichtig und vollständig adoptirt, würde ich wahrscheinlich ein ebenso eifriger Katholik werden wie du.

Lebe wohl! Da hast du genug für einen jedenfalls mehr dogmatischen als amüsanten Brief.

Dein alter Freund.

XXV.

An Herrn Naville de Chateauvieux in Genf.

(London, 1843.)

... Ich habe seit meiner Abreise von Paris die französischen Zeitungen wenig gelesen, sodaß ich die französische Politik etwas aus dem Auge verloren habe, nur habe ich mit großem Vergnügen gesehen, daß man für den Zucker den Differentialtarif abgeschafft hat. Dieser Entschluß wird hoffentlich von größerer Tragweite sein als man denkt. Die Monopole sind solidarisch. Sobald man sich entschließt, eine privilegirte Industrie zu opfern, versetzt man dem Protektionssystem einen tötlichen Schlag. Die inländischen Zuckerfabrikanten werden Anhänger der Handelsfreiheit werden, und man wird sich bei andern Gelegenheiten auf dieses Beispiel berufen.

Die große europäische Frage des Augenblicks ist die Handelsfrage. Dies ist wenigstens die Ansicht aller Denker in England. Trotz der Reaktion zu Gunsten des Schutzsystems, die in verschiedenen Staaten zu bemerken ist, zweifle ich nicht daran, daß die Sache der Freiheit in allen aufgeklärten Köpfen Fortschritte machen wird. In England hat sie in allen intellektuellen Kreisen einen vollständigen Sieg davongetragen, und es giebt keinen einigermaßen bedeutenden Mann, der nicht im Grunde für Abschaffung des Schutzzollsystems wäre. In dieser Hinsicht existirt keine wesentliche Verschiedenheit zwischen Sir Robert Peel und Lord John Russell. Beide wollen auf ihr Land die Doktrinen der Ökonomisten anwenden, nur daß der eine durch List an sein Ziel gelangen möchte, während der andre offenere, aber vielleicht gewaltsamere Mittel gebrauchen will. Die echten Tories sind rasend. Sie haben gemerkt, daß Peel sie zum besten gehalten hat, und können sein Joch nicht abschütteln,

denn er hat es verstanden, sie aufzulösen und ihrer natürlichen Häupter zu berauben. Da der Herzog von Wellington diese Peelsche Handelspolitik angenommen hat, wagen die Tories nicht sich aufzulehnen. Sie verschlucken ihren Ärger und begnügen sich damit, über die Minister so viel Nichtswürdigkeiten wie nur möglich zu verbreiten. Der Tod des Herzogs von Wellington würde wahrscheinlich in der Torypartei eine Spaltung veranlassen. Die Verknöcherten (les encroûtés) werden mit Peel brechen, der dann ohne Zweifel seine Stütze in den gemäßigten Whigs suchen würde, von denen er nur durch unmerkliche Schattirungen getrennt ist.

Ich bin schon recht viel auf Eisenbahnen gereist. Das, was ich davon gesehen habe, läßt mich mehr als jemals wünschen, sie auf dem Kontinent eingerichtet zu sehen. In England giebt es keine Distanz mehr. Die Post geht täglich zweimal von London nach allen Richtungen hin; die Briefe werden unterwegs besorgt. . . . Man braucht jetzt mehrere Wagen zum Brieftransport, während vor einigen Jahren ein einziger genügte. . . .

XXVI.

An die Gräfin Anastasia de Circourt in Paris.

(London, 1843.)

. . . England ist ein Land unermeßlicher Ressourcen. . . . Aber was man vergeblich dort suchen würde, ist jene bewunderungswürdige Vereinigung von Wissenschaft und Geist, Tiefe und Liebenswürdigkeit, Form und Gehalt, welche den Reiz gewisser Pariser Salons ausmacht — ein Reiz, nach dem man sich sein ganzes Leben lang sehnt, wenn man ihn einmal genossen, und den man, fern von dieser intellektuellen Oase, nirgends wieder findet. . . .

In gewisser Hinsicht ist die Luft in Piemont schwerer als in London. Der Himmel ist rein, aber der moralische Horizont ist dermaßen von den Wolken eines gräulichen Unterdrückungssystems verdunkelt, daß die Köpfe dort noch weniger Elastizität besitzen als in England. . . .

XXVII.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, 1843.)

. . . Sie haben Recht, von der Hölle zu reden! Seit ich Sie verließ, lebe ich in einer Art Geisteshölle, das heißt in einem Lande, wo Intelligenz und Wissenschaft von denen, welche die Güte haben, uns zu regieren, als Höllenzeug verrufen sind. Ja, mein Lieber, jetzt sind es fast zwei Monate, daß ich eine von Unwissenheit und Vorurteilen geschwängerte Luft einatme, daß ich in einer Stadt lebe, wo man sich verstecken muß, um einige Ideen auszutauschen, die aus der politischen und moralischen Enge, in welche die Regierung die Geister eingepfercht halten will, heraustreten. Und das nennt man das Glück einer väterlichen Regierung. . . .

Nach acht Monaten von Paris und London plötzlich nach Turin hineinzufallen, ohne Übergang aus den Salons des Herzogs von Broglie und des Marquis von Landsdowne in solche zu kommen, wo der Geist des Rückschritts ohne Widerspruch herrscht — das ist ein gewaltiger Sturz. Man wird physisch und moralisch ganz zerschlagen davon. Sie entsinnen sich vielleicht noch eines Onkels der Madame Lafarge, der, lange Zeit der Atmosphäre der Unwissenheit ausgesetzt, schließlich einen Hirnschnupfen davontrug. Ich bin so ein bißchen wie dieser Onkel, nur hat mich statt des Schnupfens eine Art Lähmung getroffen.

Trotzdem ward ich — da ich gerade Muße hatte — von einer Wut ergriffen über alle die Dummheiten, welche die Zeitungen aller Länder und Farben Tag für Tag über Irland loslassen, und ich habe angefangen, über diese Angelegenheiten einen Artikel zu schreiben, der für Sie bestimmt war. Unglückseligerweise hatte ich den Raum, den die Entwicklung dieses Themas beansprucht, nicht vorher berechnet, und so ist aus dem Aufsatz ein kleiner Band geworden. Jetzt bin ich fast beschämt darüber, und vor allen Dingen langweilt es mich; denn ich muß ihn umschmelzen und weiß nicht, wie ich ihn in den für Sie passenden Rahmen bringen soll. Außerdem hat man schon soviel über Irland geschrieben, über seine Geschichte, seine gegenwärtige Lage und sein zukünftiges Schicksal, daß das Publikum wohl alles dessen, was noch Bezug darauf hat, überdrüssig sein wird. Meine Ansichten über Irland sind das Widerspiel von den auf dem Kontinent verbreiteten, und wenn man einige vernünftige Leute ausnimmt, werden sie wohl allgemein mißfallen. Ich bin vor allem für Aufrechterhaltung der Union; zunächst im Interesse Irlands selbst, sodann in demjenigen Englands, und endlich im Interesse einer zukünftigen intellektuellen und materiellen Zivilisation. Die Gründe, warum ich die Pläne O'Connells bekämpfe, müssen der einen Partei ebenso mißfallen, als meine Ansichten über das Opportune dieser Pläne der andern Partei mißfallen werden. Ich bin sehr unzufrieden mit meinem Artikel und nahe daran ihn aufzugeben, es sei denn, daß Sie ihn so annehmen wollten, mit der Bedingung, ihn auf eine Weise zurechtzustutzen, die ihn für Ihre Leser erträglich macht. Wenn Sie sich dieser schwierigen Operation unterziehen mögen, will ich ihn in Ordnung bringen und Ihnen schicken. Dazu würde ich etwa

zwanzig Tage brauchen, und erwarte, um mich zur Wiederaufnahme der Arbeit zu entschließen, Ihre entscheidende Antwort.

Wenn ich Irland liegen lasse, will ich einen Artikel über das Werk des Herrn von Chateauvieux versuchen; ich bedaure nur, daß diese interessante Aufgabe nicht einem geschickteren Schriftsteller zufällt als ich bin; denn es ist viel zu sagen über Herrn von Chateauvieux, wie auch über sein Werk, das im ganzen gelesen einen viel günstigeren Eindruck auf mich gemacht hat als bei der Lektüre einzelner Druckbogen. Es enthält viel gutes und liefert den Stoff zu manchem....

Um mit diesen Dissertationen zu Ende zu kommen und zu einer Thatsache zu gelangen, sage ich Ihnen also, daß ich es Ihnen überlasse, über folgende zwei Dinge zu bestimmen:

1. Ob Sie glauben, daß ein recht langer, recht pedantischer und recht langweiliger Artikel über Irland früher oder später in der Bibliothèque universelle Aufnahme finden würde?

2. Ob Sie nach Annahme des Artikels über Irland es vorziehen, daß ich zuerst jenen über Chateauvieux mache? In diesem Falle antworten Sie schnell, damit ich O'Connell und Peel vierzehn Tage lang in Frieden ruhen lasse, um mich ausschließlich mit den französischen Gelberüben und Runkelrüben zu beschäftigen, die Chateauvieux mit seiner Phantasie gezählt hat.

Ich erwarte Ihre Anwort, die Hände im Schoß....

XXVIII.

An denselben.

(1843.)

...Ich gestehe es Ihnen offen, ich fühle mich nicht fähig, alles, was ich denke, auf angenehme Weise wiederzugeben. Aus Mangel an Übung — wenn nicht aus Mangel

an Gaben — finde ich es sehr schwierig, meine Ideen derart zu redigiren, daß ich sie dem Publikum vorlegen könnte. In meiner Jugend hat man mich nie schreiben gelehrt. Zeitlebens habe ich keinen Professor der Rhetorik, nicht einmal der Humaniora gehabt. Darum werde ich mich auch nur mit großer Bängnis dazu entschließen, Ihnen ein Manuskript auszuliefern, das für den Druck bestimmt ist. Ich habe es zu spät begriffen, wie wesentlich es ist, die Literatur zur Grundlage aller Geisteserziehung zu machen. Die Kunst zu reden und gut zu schreiben erfordert eine Feinheit und Biegsamkeit gewisser Organe, wie man sie nur durch Übung in der Jugend erlangen kann. Sehen Sie darauf, daß Ihr Sohn schreibt, daß er Aufsätze macht, damit, wenn sein Kopf nicht eine Gedankenwerkstatt geworden ist, er sich der einzigen Maschine, die seine Ideen in Zirkulation zu setzen vermag, nämlich der Feder, mit Leichtigkeit zu bedienen wisse. . . .

XXIX.

An denselben.

(Leri, 1843.)

Ich bin hocherfreut, daß der Aufsatz über Herrn de Chateauvieux Ihren Beifall gefunden und dessen Familie befriedigt hat. Vor etwa zwei Monaten hatte ich einen Artikel über Irland schon fast beendet, und hätten Sie mir nicht diesen über Herrn von Chateauvieux auferlegt, so wäre jener schon an Sie abgegangen. Jetzt zögere ich damit aus allerlei Gründen.

Erstens haben Sie mich erschreckt, indem Sie mir die Anforderungen vor Augen stellen, die Ihre aufgeklärten Leser machen werden. Da Sie eine völlige und gediegene Lösung des so komplizirten und schwierigen Problems der irländischen

Frage zu erwarten scheinen, schäme ich mich, nichts Neues oder Zuverlässiges darüber sagen zu können, wenn nicht vielleicht das, was den gegenwärtigen Moment betrifft.

Zweitens habe ich im Journal des Débats eine Reihe Artikel gefunden, welche die irische Frage in demselben Geiste behandeln, wie der ist, welcher meinen Aufsatz diktirt hatte. Freilich drang ich tiefer in die Frage ein. Mein Hauptzweck war, zu beweisen, daß die Aufhebung der Union ebensowenig für Irland wie für England zweckmäßig sei, es sei denn, daß man sie vom Gesichtspunkt revolutionärer Interessen aus betrachte. Aber meine Schlußfolgerungen waren dieselben wie die des Schriftstellers der Débats. Die Ereignisse scheinen seine Vermutungen zu bestätigen. Die Haltung O'Connells beweist augenscheinlich, daß ihn nur die Geduld seiner Gegner so verwegen macht. Sollten, wie ich vermute, alle seine Versprechungen und Prahlereien zu nichts führen, so wird seine Rolle gewissermaßen lächerlich.

Trotz dieser gewichtigen Gründe, von der Einsendung meines Artikels abzustehen, will ich bei meiner Rückkehr nach Turin doch sehen, ob es nicht möglich ist, ihn umzuschmelzen und etwas andres daraus zu machen als eine ermüdende Wiederholung dessen, was andre schon gesagt haben, und zwar besser als ich. . . .

XXX.

An denselben.

(Leri, 1843.)

. . . Ich bin noch immer in Ungewißheit bezüglich des Artikels über Irland. Ich fürchte mich zu wiederholen. Die Ereignisse schreiten vorwärts, und wenn man dem Schauplatze, wo sie vorgehen, fern ist, kann es kommen, daß man

Prophezeiungen macht, die durch die Thatsachen bereits widerlegt sind. In meinen Augen ist O'Connell gerichtet. Bei der ersten energischen Demonstration seiner Gegner ist er zurückgewichen. Von dem Augenblicke an hat er aufgehört, gefährlich zu sein.

Eine nicht weniger interessante Bewegung als die der irischen Katholiken, ist die Agitation zur Abschaffung der Gesetze über den Getreidehandel. Ich betrachte sie als ein Ereignis von größter Wichtigkeit für die Zukunft des neunzehnten Jahrhunderts. Die Schutzgesetze für die Bodenprodukte in England sind der Schlußstein des merkantilen Systems. Von dem Tage an, wo England die Rohstoffe der Nahrungsmittel, sowie diejenigen, deren seine Manufakturindustrie bedarf, frei einlassen wird, ist die Sache der Handelsfreiheit für die ganze Welt endgiltig gewonnen. Mit Riesenschritten wird sie ihren Weg machen, und noch ehe eine Generation vergeht, wird sie über die entgegenstehenden Hindernisse, die man jetzt für unüberwindlich hält, triumphirt haben. Ich habe viele Dokumente über diese Frage gesammelt und gedenke sie zu einem Artikel zu benutzen, den ich Ihnen im Laufe des Winters anbieten werde. . . .

XXXI.

An Herrn Naville de Chateauvieux in Genf.

(Turin, 1844.)

. . . Bei uns geht alles verzweifelt langsam von statten, besonders seit ein und dieselbe Person die beiden Ministerien, Finanzen [1]) und Inneres, zumal besorgt. Die Rückstände sind

---

[1]) Diese beiden Ministerien wurden 1841 unter der Direktion des Grafen Stefano Gallina vereint, im August 1844 wieder getrennt und die Finanzen dem Grafen Ottavio di Revel übergeben.

grauenhaft und lassen sich nur erledigen, wenn man die zwei Ministerien trennt.

... Unsre Regierung ist keine Freundin der Industrie; ich überzeuge mich immer mehr davon. Sie sieht in ihr eine Gehilfin des Liberalismus und zeigt einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen. Um in unsrem Lande in Frieden zu leben, muß man an nichts andres denken als an den Ackerbau....

Wenn der Runkelrübenzucker nur dank einer Art von Monopol oder einem den allgemeinen Interessen nachteiligen Privilegiums erzeugt werden kann, dann wäre es nicht ratsam, ihn bei uns einzuführen. Wir hätten dem Lande einen schlechten Dienst damit geleistet und uns in ein Unternehmen eingelassen, das nur geglückt wäre, wenn die Regierung sich in den Händen parteiischer oder unfähiger Männer befunden hätte....

XXXII.

An den Marquis Leone Costa de Beauregard in Turin.

(Chambéry, 1844.) (?)

Mein lieber Leon,

Ich will mein Versprechen, Ihnen von hier aus einige Worte zu schreiben, jetzt halten. Von Ihrer Frau und Ihren Kindern kann ich Ihnen noch nichts sagen, denn ich bin noch nicht in der Motte gewesen. Die verwünschten Geschäfte der Kompagnie halten mich in der Stadt zurück und kaum werde ich meine teuern Kollegen um drei Uhr nachmittags los werden, um zu Frau von Costa gehen und sie um ein Mittagessen bitten zu können....

Ich habe mich viel mit der Diebstahlssache beschäftigt.... (?) Der Kohlenverkauf macht sich so ziemlich; wir haben wieder neue bestellt für den Wintervorrat....

Die Berechnungen für den Kanal haben wir gemacht. Er wird nach Abzug aller Kosten sieben- bis achttausend Frank einbringen. Das ist garnicht übel für das erste Jahr. Das Heu wird uns aus der Klemme ziehen und wird es uns ermöglichen, die Entwicklung der Verkehrswege zwischen Savoyen, der Schweiz und Frankreich, für welche unsre Eisenbahn einer der wichtigsten Auslaufspunkte sein wird, abzuwarten.

Unser Freund Jacquemou besteht auf einer Bahn zwischen Chambéry und Genf über Annecy. Er kehrt sich nicht an Berge und Ströme, geht mit einer unglaublichen Leichtigkeit über alles hinweg, und will uns ohne Schwierigkeit von den Ufern des Genfer Sees an die des Sees von Bourget versetzen. Der würdige Senator hat mir seine Pläne, zu denen er schon den Leuten in Genf und Grenoble Lust gemacht, auseinandergesetzt. Er will sie dem Grafen Gallina vorlegen, der wohl etwas schwerer zu überzeugen sein wird als ich. Nach meiner Rückkehr von der Motte setze ich den Brief fort.

Zehn Uhr. — Ich komme von Ihnen, wo ich ein paar angenehme Stunden zugebracht. Frau von Costa ist ganz wohl; sie scheint von Ihrer Niederkunft völlig hergestellt. Ihre ganze Nachkommenschaft ist herrlich. Ich habe Fräulein Costa gesehen und war erstaunt, wie sie sich in zwei Monaten entwickelt hat. Wenn sie so fortfährt, wird sie in einigen Jahren heiratsfähig sein.

Adieu, mein lieber Leon, ich hoffe sicher, Sie bei meiner Rückkehr in der Motte zu finden.

Ganz der Ihrige.

XXXIII.

An den Professor William de la Rive in Genf.

(1844.) (?)

. . . Es freut mich, zu hören, daß Sie im Laboratorium des Professors Johnston arbeiten, den ich für einen der bedeutendsten Agrikulturchemiker Europas halte. Wenn man von Ihrem Professor die Lösung eines chemischen Problems erlangen könnte, würde ich folgendes aufgeben: Man hat auf dem salzhaltigen Boden der Provence, der für völlig steril gehalten wurde, Versuche mit Reisanpflanzungen gemacht, und mit dem besten Erfolge. Aus dieser Thatsache sollte man schließen, daß das Salz der Reispflanze außerordentlich zusagt. In diesem Falle ist es wahrscheinlich, daß sie große Mengen Natrium-Chlorür oder Soda enthält. Würde man nun diese Thatsache durch Analyse feststellen, so könnte man viele praktische und für unser Land höchst nützliche Konsequenzen daraus ziehen. . . .

XXXIV.

An den Herrn Naville de Chateauvieux in Genf.

(Turin, September 1844.)

. . . Der Graf Gallina mußte sich aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen.[1]) Er hat die Wahl des Königs weder auf Alfieri noch auf Cristiani,[2]) die seine Ansichten teilen, hinlenken können. Sein Einfluß beschränkte sich darauf, die Ernennung eines entschiedenen Anhängers der Jesuitenpartei zu verhindern.

---

[1]) Wurde seines Amtes als erster Staatssekretär des Innern und der Finanzen enthoben und zum Präsidenten des Hofarchivs ernannt. (29. August 1844.)

[2]) Generalprokurator S. M. bei der Oberrechnungskammer, wurde später Senator des Königreichs und Oberpräsident des Appellationsgerichts in Casale.

Von zwei entgegengesetzten Seiten beeinflußt, hat der König einen jungen Mann, tüchtig im Verwaltungsfache, den Herrn Désambrois, ernannt, der, obgleich ein Schüler Gallinas und Freund Alfieris, doch nicht der Mann ist, die Kongreganisten einzuschüchtern. Herr Désambrois ist in das Ministerium eingetreten, ohne irgend etwas von dem, was in Betreff der Eisenbahnen geschehen war, zu wissen. Er studirt diese Frage jetzt, da aber alles furchtbar im Rückstande ist, hat er sich noch kein klares Urteil darüber bilden können. Ich glaube, er wird zu demselben Resultate wie der Graf Gallina kommen und auch auf Schwierigkeiten stoßen, die sich der Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat entgegenstellen. Aber wird er im Ministerrat mit seiner Meinung durchdringen und den König überzeugen können? Ich bezweifle es stark, denn dem Könige sind Unterhandlungen mit den Kompagnien instinktmäßig zuwider und seine Umgebung bestärkt ihn darin, entweder aus Überzeugung oder aus Wohldienerei. Nach diesem Bilde, das mir getreu scheint, können Sie selbst beurteilen, was man von der Zukunft zu erwarten hat. Viele sind der Kompagnie günstig, viele andre wieder sind dagegen. In einem Lande wie das unsrige übt der Zufall und unvorhergesehene Umstände einen großen Einfluß auf die Begebenheiten aus. Diese werden wohl auch über die Lösung eines Problems entscheiden, dessen unbekannte Seiten man jetzt vergebens suchen würde, ins klare zu bringen. . . .

Mit lebhaftem Interesse bin ich den Diskussionen über das Unterrichtsgesetz gefolgt. Diese Debatten gereichen Frankreich und dem Jahrhundert zur Ehre. Das Resultat scheint mir für alle aufgeklärten und gemäßigten Männer ein durchaus befriedigendes zu sein. In Genf wird man vielleicht

finden, daß die kleinen Seminarien begünstigt worden sind, aber man hätte nicht Recht; denn die Zugeständnisse, die man dem Klerus gemacht, sind ebenso nützlich wie vernünftig. Ich kann die Befürchtungen, welche sie den Philosophen und Rechtsgelehrten der Schule Dupins einflößen, nicht teilen.

XXXV.

An die Gräfin Anastasia de Circourt in Paris.

(1844.) (?)

... Wenn man die innerste Natur des Ordens erkennen will, muß man die Jesuiten nicht da, wo sie zu kämpfen haben, wo ihre Stellung unsicher ist, beobachten. Man wird sie nur da vollkommen würdigen lernen, wo sie, ohne auf Hindernisse zu stoßen, ihre Regeln mit logischer Konsequenz anwenden. Sie haben nichts gelernt, nichts vergessen. Ihr Geist, ihre Methode sind dieselben geblieben. Wehe dem Lande, wehe den Klassen, welche ihnen die Erziehung der Jugend ausschließlich anvertrauen! Wenn nicht glückliche Umstände hinzukommen, die im Manne die Lehren, mit denen das Kind getränkt worden, wieder zerstören, so werden sie in einem Jahrhundert eine entartete Rasse geschaffen haben. Die ausgezeichnetsten Glieder unsers Klerus teilen die hier ausgesprochene Ansicht. ... In Frankreich sind die Jesuiten nicht gefährlich. In einem Lande der Freiheit, der Wissenschaft, des Lichts sind sie stets genötigt, andre Art, andre Gestalt anzunehmen; nie werden sie dort auf die Dauer zu wirklicher Herrschaft gelangen, weder in der politischen noch in der intellektuellen Welt. Ich wünschte im Interesse der Menschheit, man könnte mit den Jesuiten unterhandeln und ihnen in den Ländern, wo sie ausgestoßen sind, drei, vier,

zehnmal mehr Freiheit zugestehen, als sie selbst den Ländern, wo sie herrschen, gestatten. . . .

XXXVI.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(1844.)

. . . Die religiöse Reaktion treibt die ultramontane Partei bis über jede Grenze der Vernunft hinaus. Ihr Gebaren in der Schweiz ist nicht weniger absurd als das in Frankreich, und ihre Kreuzzüge für Wiederherstellung der Klöster sind etwas ähnliches wie ihre Bemühungen, die Universitäten zu zerstören. Diese Partei ist eine schrecklichere Geißel für die Menschheit als die Kommunisten. Ich halte dafür, daß sie im Grunde machtlos ist und daß ihr Lauf bald gehemmt werden wird; aber sie wird Ursache vieler Übel sein und eine regelmäßig fortschreitende Entwicklung des Menschengeistes wenn nicht verhindern, so doch wenigstens verzögern. Fast alle Fehler, welche die Regierung bei uns begeht, entspringen dem Einfluß dieser Partei. Denn wenn sie nicht vorhanden wäre, hätten wir eine trefflichere Administration als Preußen und gingen allen heilsamen Verbesserungen mit Riesenschritten entgegen.

XXXVII.

An den Professor Carlo J. Giulio in Turin.

(Turin, Februar 1845.)

Mein Herr,

Ich schicke Ihnen die hier beigefügten zwei Broschüren [1]) nicht in der Absicht, Ihnen durch deren Lektüre Ihre kost-

---

[1]) Wahrscheinlich seine Schriften über Irland und über das agronomische Werk von Chateauvieux, in früheren Briefen erwähnt.

bare Zeit zu rauben; das wäre eine lächerliche Zumutung von meiner Seite. Mein Wunsch ist nur, Sie möchten sich dieses Zeichen der Verehrung gefallen lassen, als das einzige mir zu Gebote stehende Mittel, Ihnen die Sympathie und Bewunderung auszudrücken, die mir Ihr Talent als Schriftsteller ersten Ranges und Ihre trefflichen ökonomischen Doktrinen einflößen. Neben der allgemeinen Anerkennung, die Ihnen Ihr letztes Werk eingetragen, hat die meinige wenig zu bedeuten. Möchten Sie dieselbe dennoch freundlich aufnehmen, denn wie viel wertvolle Huldigungen Ihnen schon zu Teil geworden sein mögen, keine, ich wage es zu sagen, kann aufrichtiger und lebhafter empfunden sein als die meinige.

XXXVIII.

An den Marquis L. Costa de Beauregard in Chinon-Champigny.

(Turin, 11. März 1845.)

... Mombel wird Ihnen alles über das Eisenbahnprojekt von Chambéry nach Lyon und Genf mitgeteilt haben. Dies Projekt scheint mir ziemlich vernünftig; es muß Erfolg haben, denn es ist für Lyon weitaus zweckmäßiger als das in Genf verfaßte, das durch den Jura geht und bei Macon ausmündet.

Kommt dies Projekt zur Ausführung, dann steigt unsre unglückliche Eisenbahn sehr im Werte, und wir werden sie mit Vorteil an die Lyoner Kompagnie verkaufen können. Ich weiß nicht, wie die sardinische Regierung darüber denkt. Herr Désambrois ist dermaßen zugeknöpft, daß es unmöglich ist, etwas aus ihm herauszubringen. Ich sehe aber nicht ein, weshalb er dagegen sein sollte. Und selbst wenn er der fraglichen Bahn den Lauf auf seinem Terrain verweigern wollte, so kann er es doch nicht verhindern, daß Genf mit Lyon durch die Bahn von Nantua und Bourg verbunden werde,

wodurch aber Savoyen aus dem Kommunikationssystem, das zwischen der Schweiz und Mittelfrankreich hergestellt werden soll, ganz und gar ausgeschlossen bliebe.

Ich habe in diesen Tagen Vandone gesprochen; wir speisten zusammen bei Cäsar Alfieri. Er hofft Sie dieses Jahr früher hier zu sehen als sonst. Auch für mich wäre es eine große Freude, wenn Sie im Mai kämen. Ihre Gegenwart könnte unsern gemeinsamen Interessen in Savoyen sehr förderlich sein. Ihre Stimme wäre nicht ohne Einfluß beim König und bei den Ministern. Kommen Sie doch, lieber Freund, und seien Sie von der Freude, die Ihre Gegenwart mir bereiten würde, überzeugt. Ihr ergebener.

XXXIX.

An denselben in Chambéry.

(Turin, 18. März 1845.)

Ich hoffe, Sie werden vor Ihrer Abreise von Champigny einen Brief von mir erhalten haben, worin ich Sie mit allem bekannt mache, was mit Balbo vorgegangen ist.

Ich habe durch Mombel Nachricht über das Eisenbahnprojekt von Lyon nach Genf durch das Rhonethal erhalten; da ich aber keinen positiven Auftrag bekommen, habe ich beim Ministerium keine Schritte gethan. Ich bin mit Herrn Désambrois nicht bekannt, und darum möchte ich nur zu ihm gehen, wenn ich ihm etwas zu sagen habe. Auch ist das der schweigsamste und zurückhaltendste Mensch, den ich kenne; vielleicht wird er gegen Sie mehr mit der Sprache herausrücken als gegen mich. Ihre hohe Stellung wird ihm imponiren.

Es wird mich sehr freuen, Sie nächsten Monat zu sehen; bis ich Ihnen alles mündlich sagen kann, empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Freundschaft.

XL.

An den Professor William de la Rive in Genf.

(1846.)

... Ich kenne nichts Widerwärtigeres als diese Schmähschriften in den ministeriellen Zeitungen Englands über die spanischen Prinzessinnen und über Louis Philipp. ...

Ich glaube nicht, daß man in Bezug auf Krakau wirklich in so hochfahrendem Tone gesprochen hat, wie Ihnen das erzählt worden ist. England hat noch nie Krieg angefangen aus Sentimentalität, und um des armen Restchens Polen willen, an dessen Aufrichtung es niemals ernstlich gedacht hat, wird es sich mit Österreich und Preußen nicht überwerfen.

Ich bin ein großer Verehrer Englands und hege eine wahre Sympathie für die Briten, die ich für die Vorläufer der Zivilisation halte. Trotzdem flößt mir ihre Politik nicht das mindeste Vertrauen ein. Wenn ich sehe, wie sie eine Hand dem Metternich hinstrecken, und mit der andern die Ultraradikalen in Portugal, Spanien, Griechenland aufhetzen, dann, muß ich gestehen, fühle ich mich nicht geneigt, an ihre politische Ehrlichkeit zu glauben. ...

XLI.

An denselben.

(1847.)

... Daß es, moralisch gesprochen, besser gewesen wäre, wenn diese ökonomische Umgestaltung von der politischen Partei ausgegangen wäre, die sie seit zwanzig Jahren predigt, das ist schon möglich. Aber wenn, wie ich glaube, unter den gegenwärtigen Umständen niemand sonst als Sir Robert Peel und der Herzog von Wellington sie bewerkstelligen konnten, war es dann nicht ihre Pflicht, ihre consistency,

ihre Macht als Parteiführer dem Wohle des Vaterlandes zu opfern? Ja, mein Lieber, Peels Reform ist Englands Rettung gewesen. Was wäre geworden, wenn man die berüchtigte échelle mobile hätte bestehen lassen? Wahrscheinlich wäre England nach der heurigen Ernte in Verlegenheit gekommen. Und was wäre dann geschehen? Sehen Sie, wie schwer es für England und Irland ist, ihren Getreidevorrat zu sichern. Was wäre geworden ohne die Hilfe der zwei Millionen Quarters, welche infolge der Peelschen Reformen in die Docks einliefen? England sollte dem Peel ein Monument setzen, und eines Tages wird das auch geschehen. . . .

XLII.

An Herrn Francesco Predari in Turin.

(Genf, 30. Juli 1847.)

Sehr geehrter Herr Predari,

Ehe ich einen zweiten Artikel über die Handelsfreiheit beginne, halte ich es für meine Pflicht, Ew. Wohlgeboren die hier beigefügte Notiz in der „Cronaca" des Filippo de Boni mitzuteilen. Sie können daraus ersehen, welches Urteil über meine arme Persönlichkeit in Turin herrscht, und selbst entscheiden, ob Sie es für angemessen halten, die Verteidigung der ökonomischen Frage in Ihrem geschätzten Journal einem so abscheulichen Monopolisten anzuvertrauen, der des unverzeihlichen Vergehens angeklagt wurde, in diesem Jahre der Hungersnot auf seinem eignen Grund und Boden eine Quantität Getreide gebaut zu haben, und das noch dazu, unglaublich! ohne sich der Gelehrsamkeit jener hochgeschätzten Agronomen und unübertrefflichen Patrioten zu bedienen, die im Hause Cirié und auf den Musterfeldern der Venaria für das Wohl des vaterländischen Ackerbaues arbeiten.

Mit der Bitte um gefällige Erwiederung an meine Adresse in Turin zeichne ich hochachtungsvoll.

XLIII.

An den Professor William de la Rive in Genf.

(1847.)

. . . Sie werden auch in nicht zu langer Zeit zu der Überzeugung kommen, daß die Wirklichkeit den Übertreibungen der Neuerer ebenso entgegen ist, wie den Vorurteilen der starren Konservativen. Dies arme Justemilieu ist, ich weiß es wohl, sehr wenig nach dem Geschmack der jungen Leute. Aber Erfahrung und Vernunft sind stärker als Einbildung und Leidenschaft, und ein ehrlich gesinnter Mann überzeugt sich schließlich davon, daß, wenn man sich auch nicht dem Strome, der die Gesellschaft in unbekannte Regionen fortreißt, überlassen darf, es anderseits ebenso unvernünftig ist, ihn zwingen zu wollen, wieder bergauf nach seiner Quelle zu fließen. Es giebt in der Moral wie in der Politik ein Gesetz der Schwerkraft, das ebenso absolut und unumstößlich ist als das, welches den Flüssen und Strömen gebietet, bergab dem Meere zuzufließen. . . . Aber ich will nicht weiter gehen auf dem Terrain der Politik, denn wenn ich fortführe, würde ich in Ihren Augen als ein Demagog erscheinen, was mich betrüben würde, ohne mich in den Augen von X. und seinen Jüngern, die mich für einen argen Rückschrittler halten, reinzuwaschen.

XLIV.

An den Marquis L. Costa de Beauregard in Champigny.

(Leri, Oktober 1847.)

Mein lieber Leon,

Ich habe einige Tage mit der Beantwortung Ihres liebenswürdigen Briefes vom 30. September gewartet, um

Ihnen nach der Touraine schreiben zu können, wo Sie jetzt wohl sein müssen. Trotz dieser Verzögerung werden Sie hoffentlich an meiner aufrichtigen Dankbarkeit für das, was Sie mir über meine Lage sagen, nicht zweifeln. Das Interesse, das Sie mir bezeugen, giebt mir das Recht, macht es mir gewissermaßen zur Pflicht, Ihnen die Beweggründe meines Verhaltens, das Sie zu überraschen scheint, zu erklären. Darum will ich offenherzig zu Ihnen sprechen.

Sie werden es sonderbar finden, daß ich auf dem Lande lebe und gar keine Schritte thue, mich der Regierung zu nähern. Ihres Erachtens sollte ich mich bemühen, eine Anstellung zu erhalten, und sollte eine Rolle auf dem Schauplatze der Politik spielen. Einem Freunde gegenüber wie Sie werde ich keine falsche Bescheidenheit affektiren und etwa sagen, daß ich mich für unfähig halte, meinem König und meinem Lande zu dienen. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich gestehe, daß ich nicht dieser Meinung bin, sondern im Gegenteil in der Illusion schwebe, ebensoviel Fähigkeiten und Kenntnisse zu besitzen wie die meisten von denen, welche die höchsten Posten in der Politik bekleiden. Wenn ich mich abseits halte, so geschieht es aus andern Gründen. Es geschieht, weil zwischen mir und der Regierung Hindernisse stehen, über die ich nicht wegschreiten könnte, ohne meine persönliche Würde zu opfern, und wobei es noch zweifelhaft wäre, ob dieses Opfer, zu dem ich bereit wäre, nicht vielleicht erfolglos bliebe.

Diese Lage ist unangenehm, aber ich wüßte nicht, wie ich sie ändern könnte. Vielleicht werden Sie urteilen wie ich, wenn ich Ihnen mit einigen Worten etwas Näheres von meiner Geschichte sage.

Sehr jung zum Pagen ernannt, war ich der Gegenstand ganz besondrer Gunstbezeugungen des Prinzen Carignan. Ich

erwiederte diese hohe Auszeichnung sehr schlecht. Fortgerissen vom Jugendfeuer und von hochfliegenden Gesinnungen, die ich auch jetzt im Grunde nicht ableugne, brach ich infolge einer unbesonnenen Äußerung, die ich beim Abschied von der Akademie that, mit dem Hofe. Der Prinz behandelte mich mit außerordentlicher Strenge. Er denunzirte mich bei Karl Felix, der sich zu meinem größten Erstaunen sehr tolerant bewies. Vom Hofe entfernt, ließ ich meinen Ideen, die freilich sehr überspannt waren, freien Lauf. Ich brachte fünf Jahre, vom sechzehnten bis einundzwanzigsten, im Geniekorps zu, wo ich meine Denkweise niemand verbarg, ohne jedoch jemals etwas zu thun oder mich auf etwas einzulassen, was dem von mir geleisteten Schwure entgegen gewesen wäre. Sofort nach seiner Thronbesteigung verfuhr der Fürst mit äußerster Strenge gegen mich. Er schickte mich auf die Festungswerke von Bard, und das zu einer Jahreszeit, wo weder Arbeiten ausgeführt wurden noch Arbeiter zu beaufsichtigen waren. Ich ertrug das Exil, aber nach Verlauf von sechs Monaten erhielt ich von meinem Vater die Erlaubnis, die Armee zu verlassen und in das Privatleben zurückzukehren.

Seitdem habe ich mich immer nur mit ernsten Dingen beschäftigt; das reifere Alter und Studien haben meine Ansichten wohl modifiziren, aber nicht ändern können. Im Grunde bin ich gerade so liberal, wie ich es mit achtzehn Jahren war, wenigstens in dem Sinne, daß ich stets das wünsche, was dem Wohle der Menschheit und der Entwicklung der Zivilisation förderlich sein könnte. Jetzt wie damals bin ich überzeugt, daß die Welt auf verhängnisvollen Wegen einem neuen Ziele zueilt, und daß diesen Schicksalslauf hemmen zu wollen ebensoviel hieße, als Stürme heraufbeschwören, ohne Hoffnung, die Schiffe in den Hafen bringen zu können. Aber

jetzt bin ich davon überzeugt, daß der wahre Fortschritt nur langsam und weise geordnet vor sich gehen kann. Ich bin davon überführt worden, daß zur Entwicklung der Gesellschaft die Ordnung notwendig ist, und daß die sicherste unter allen Garantien zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung eine gesetzliche, in der Geschichte des Landes tief eingewurzelte Macht ist. So glaube ich im ganzen nicht freisinniger zu sein als diejenigen, welche die Zugänge zum Thron bewachen.

Hochgestellte Männer haben so darüber geurteilt und mehrmals versucht, mich an die Regierung heranzuziehen, aber sie haben stets in einem höhern Willen ein unbesiegbares Hindernis gefunden. Der Graf Pralormo, der, wie Sie wissen, hartnäckig in seinen Plänen ist, hat mehrmals darauf hingesteuert, aber ohne Erfolg.

Das, was vor mehreren Jahren stattgefunden, würde sich jetzt nur noch umso stärker wiederholen. Damals war ich jung und hätte ohne Bedenken eine subalterne Stellung annehmen können; jetzt würde ich es nicht können, oder — wenn es Ihnen lieber ist, nicht *wollen*. Vor acht Jahren bin ich recht populär gewesen; jetzt bin ich es garnicht mehr. In der „*Ackerbaugesellschaft*“ habe ich mit Energie gegen die Überstürzungen einer liberalen Partei angekämpft. Die Regierung hat diese Partei unterstützt, hat mir Unrecht gegeben, und ich habe gleichzeitig meine Stellung im Verein und die Gunst der Liberalen eingebüßt. Ich habe nichts gethan, um sie wieder zu gewinnen, sodaß, wenn der König mir ein Amt gäbe, das nur böses Blut machen würde. Somit ist keine Aussicht vorhanden, daß der König meiner gedenkt, und selbst wenn ihm jemand meinen Namen vor die Augen brächte, wäre kein Grund da, weshalb er seinen Widerwillen gegen denselben überwinden sollte.

Da haben Sie, mein lieber Leon, eine aufrichtige Erklärung. Sie werden nun mein Verhalten weniger seltsam finden. Ich habe mich dem Ackerbau ergeben, und treibe ihn in so großartigem Maßstabe, daß er mich wohl interessiren kann. Ich bin von dem bisherigen System abgewichen und habe Verbesserungen neuerer Art eingeführt, und mit gutem Erfolg. Ich habe mich darum den Angelegenheiten des Landes nicht entfremdet und suche meinen Mitbürgern zu nützen, soviel das ein Privatmann kann. Es ist mir gelungen, in Turin eine Diskontobank zu gründen, die, wie ich hoffe, dem Handel wie dem Ackerbau und der Manufaktur von großem Nutzen sein wird. Ich habe eine große Fabrik für Dünger und chemische Produkte geschaffen, die meines Wissens noch keine Rivalin in Italien hat. Endlich schmeichle ich mir, mehr als jeder andre zur Errichtung einer herrlichen Reismühle beigetragen zu haben, die eben jetzt in Thätigkeit gesetzt wird.

Wenn ich Ihnen aufzähle, was ich gethan, so geschieht es nicht, um mich zu rühmen, sondern nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich kein Faullenzer bin, der unter dem Vorwande, seine Felder zu bebauen, in süßem Müßiggange hinschlendert. Es ist kein Verdienst, daß ich arbeite: der Müßiggang erdrückt mich, und ich wünschte nichts mehr, als alle meine Zeit und meine Kräfte dem Staatsdienste in einer öffentlichen Stellung widmen zu können. Wenn ich im Privatleben bleibe, so geschieht es, weil ich nicht mit Würde noch auf eine Weise, welche dem Lande wirklichen Nutzen bringen könnte, heraustreten kann.

Das ist eine recht lange Rechtfertigung, mein lieber Leon, aber ich denke, in Champigny werden Sie Zeit haben, das Wiedergekäue Ihrer Freunde zu lesen.

Ich schließe den Brief mit einigen Worten über die Tagesereignisse. Sie wissen zweifelsohne von der stattge-

habten Veränderung im Ministerium. Bis jetzt haben die neuen Minister noch nichts gethan, was den Weg, den sie zu verfolgen denken, bezeichnet hätte. Inzwischen wird die öffentliche Meinung ungeduldig und immer anspruchsvoller. Nach den Demonstrationen, die in Casale und sonst stattgefunden haben, kann man nicht, die Hände im Schoß, hinter Rom und Florenz zurückbleiben.

In der That, es ist unmöglich, daß man noch lange fortfährt, jenseits des Tessin Liberalismus zu treiben, und diesseits des Flusses jede Bewegung unterdrücken zu wollen. Die auswärtige Politik ist mit der innern verschwistert; ein zu großer Kontrast zwischen beiden würde nicht lange dauern können. Alle verständigen Männer, gleichviel welcher Schattirung, fühlen das. Der König selbst, glaube ich, ist davon überzeugt, und ich zweifle nicht daran, daß er an neuen Konzessionen arbeitet. Aber welche es sein werden, und wie er sie einräumen wird, das wüßte ich nicht zu sagen. Man spricht von einem Preßgesetz, von Abschaffung der Ausnahmsgerichte, und weiß nicht was sonst noch. Giovanetti, der Ihr Kollege im Staatsrat geworden, arbeitet mit Castagnetto an großen Entwürfen.

Inzwischen amüsirt sich das Publikum, um nicht die Geduld zu verlieren, mit dem Rufe: Viva Pio IX., und läßt die Kavallerie hinter sich herreiten. Ich halte einen Aufstand nicht für wahrscheinlich, nicht einmal für möglich. Aber die Aufregung ist furchtbar, und die Mittel, sie zu unterdrücken, können nur für den Augenblick helfen. Das Land ist von einer schweren Krankheit befallen. Durch Gewalt würde man das Fieber dämpfen können, aber es würde dann ein chronischer Zustand eintreten, welcher bei der leisesten Erschütterung von außen, bei einer Bewegung von innen verhängnisvoll werden könnte.

Ich habe, laut Ihrer Angabe, 540 Frank bei Cotta eingezahlt.

Leben Sie wohl. Tausend Grüße.

XLV.

An den Professor William de la Rive in Genf.

(1847.)

... Von Politik spreche ich Ihnen nicht, obgleich wir uns hier in einem Zustande großer Aufregung befinden. Die Reformen des Papstes haben alle Köpfe verdreht, und die Brutalität Österreichs hat den Haß, den wir gegen diese Fremden hegen, nur noch verstärkt. Diese Aufregung ist meiner Meinung nach ein Glück; sie ruft die italienische Nation wieder ins Leben und befestigt die Bande, welche nationale Regierungen mit ihrem Volke verknüpfen. Bis jetzt geht alles sehr gut. Wenn unsre Fürsten zugleich klug und geschickt, fest und versöhnlich sind, muß sich das Werk unsrer politischen Wiedergeburt ohne innere Zerstörungen vollziehen.

... An Savoyen ist nicht zu denken. Besser ist es, in der Schweiz oder in Frankreich zu bleiben. So wie es jetzt dort ist, wäre es nicht ratsam, und ändert sich etwas, so wird das Land französisch werden. Dann könnte man ebensogut gleich nach Frankreich gehen. ...

XLVI.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, 12. November 1847.)

Ich möchte gern mit Ihnen über die wichtigen Ereignisse sprechen, die in Europa und besonders in Italien vor sich gehen und noch im Anzuge sind.

Ich habe mir viel Mühe gegeben, eine gemäßigte liberale Partei zu bilden, die im Notfall den Extremen, die übrigens in Piemont nicht zahlreich sind, die Stange halten könnte. Wir werden unter der Direktion von Balbo, Santa Rosa und einigen andern Freunden eine Zeitung herausgeben. . . . Ich werde versuchen, die äußere Politik zu mäßigen. Was die innere Politik betrifft, so bin ich gewiß, daß es keiner Anstrengung bedürfen wird, um eine verständige Richtung einzuhalten, denn gegenwärtig ist die Ordnungspartei die überwiegende. Sie hat sich so verstärkt, weil sich der katholische Klerus an die Spitze der Bewegung gestellt hat. Der Klerus nun aber ist, wenn auch freisinnig und antiösterreichisch gesinnt, nichtsdestoweniger in der Politik sehr gemäßigt. . . .

XLVII.

An Herrn Don Gaudenzio Gautieri in Novara.

(Turin, 20. November 1847.)

Hochgeschätzter Freund,

Ich erlaube mir, dir mitzuteilen, daß einige der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller in Turin sich entschlossen haben, unter der Fahne Cäsar Balbos in Turin eine Gesellschaft zu gründen für Herausgabe einer politischen Tageszeitung. Dieses Blatt hat den Zweck, die Ideen C. Balbos zu verbreiten, die in seinen vielen Schriften und besonders in den „Prime parole di Liguri-Piemontesi“ enthalten sind, die du gewiß gelesen hast. Die politische Redaktion ist Balbo anvertraut worden, der auch die Leitartikel schreiben wird.

Unter den gegenwärtigen Umständen, wo man die beiden entgegengesetzten Ausschreitungen zu fürchten hat, wo man nach rechts und nach links zu kämpfen haben wird, ist es kaum nötig, dir die Wichtigkeit dieses Unternehmens noch beson-

ders hervorzuheben. Das Land ist gemäßigt, sehr gemäßigt, aber man muß es in dieser meiner Meinung nach vorzüglichen Stimmung zu erhalten suchen.

Die Aktien der Gesellschaft betragen 200 Frank, zahlbar in vier Raten.

Siehe zu, da du so reich bist, daß du einige zeichnest, und auch von deinen Freunden zeichnen läßt. Giovanetti hat zwei genommen, wie auch Brielli, der Marquis Tornielli drei, u. s. w.

Leb' wohl, und bleibe meiner herzlichsten Freundschaft versichert.

XLVIII.

An Pietro Gioja in Piacenza.

(Turin, Januar 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Durch den Hauptmann Marazzani ermutigt, wende ich mich im Namen einiger gutgesinnten Italiener, die kürzlich in Turin die Zeitung „Il Risorgimento“ gegründet haben, an Ew. Wohlgeboren mit der inständigen Bitte, uns Nachrichten aus den Herzogtümern, die Sie bewohnen, zu diesem Zwecke übermitteln zu wollen. Diese Nachrichten werden von ganz Italien mit Sehnsucht erwartet, allermeist aber von den Piemontesen, welche mit den Bewohnern der Provinzen Piacenza und Parma durch die Bande der Freundschaft und Brüderlichkeit aufs engste verknüpft sind.

Il Risorgimento wurde unter C. Balbos Auspizien gegründet, der sein Hauptmitarbeiter sein wird. Dies genügt, um Ihnen den Geist, der das Blatt regieren wird, und das Ziel, nach dem es strebt, zu bezeichnen. Ich bin sicher, daß Sie, hochwohlgeborner Herr, der Sie einen in Italien verehrten

und in ganz Europa geachteten Namen besitzen, unsre Richtung und unser Ziel billigen. Darum darf ich hoffen, daß Sie uns Ihre Teilnahme gewähren und uns Ihre wertvolle Mitarbeiterschaft nicht verweigern werden.

Durch Ihren Aufenthalt in Piacenza sind Sie vielleicht über die benachbarte Lombardei im Besitz wichtiger Nachrichten, welche nur sehr schwierig bis nach Piemont gelangen. Durch Mitteilung derselben würden Sie uns eine ganz außerordentliche Gunst erweisen.

Im Vertrauen auf Ihre Güte und auf Ihre Hingabe an die Sache, für die wir arbeiten, wage ich schon jetzt Sie zu unsern Mitarbeitern zu zählen. Mich deshalb glücklich schätzend, habe ich die Ehre, Sie meiner aufrichtigen Ergebenheit zu versichern.

P. S. Haben Sie die Güte, mir zu schreiben, ob „Il Risorgimento“ in die Herzogtümer eindringen darf, in welchem Fall ich mir das Vergnügen machen würde, Ihnen eine Nummer zu senden.

XLIX.

An den Herrn Marquis Roberto d'Azeglio in Turin.

(Turin, Januar 1848.)

Lieber Marquis,

Da die Eingabe der Kaufleute an den König schon im „Risorgimento“ vom Samstag [1]) veröffentlicht ist, möchten wir

[1]) Nach den öffentlichen Festen im November und am 4. Dezember war der Marquis Robert d'Azeglio auf den Gedanken gekommen, von der Turiner Kaufmannschaft eine Eingabe an den König verfassen und ihm vorlegen zu lassen, mit der Bitte, sich an die Spitze eines nationalen Unternehmens zu stellen gegen den Druck vom Auslande her. Der Graf Borelli, Minister des Innern, überreichte die Eingabe dem König; als man aber auf die Deputation der Kaufleute zu sprechen kam, welche die Bitte feierlich unterstützen sollte, da wußte

gern das Publikum mit der unvergleichlichen Antwort bekannt machen, die Sie dem Grafen Borelli auf seinen, nicht gerade sehr höflichen Brief gegeben. Herr Schioppo hat ihn uns diesen Morgen im Vertrauen mitgeteilt.

Seien Sie so gut, lieber Marquis, uns diesen Gefallen zu thun, damit das Land wiederum die mutige, verständige, patriotische Handlung eines hochverdienten Mitbürgers, der die Bahn des wahren Fortschritts verfolgt, durch uns kennen lerne. In Eile Ihr ergebenster Diener.

L.

An den Grafen Camillo di Cavour in Turin.

(Vercelli, April 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Es wird Ihnen sonderbar erscheinen, Herr Graf, von mir, der ich kaum die Ehre habe, Sie zu kennen, einen Brief zu erhalten. Aber wenn ich Sie auch nur einmal gesprochen habe, gehöre ich darum doch zu Ihren Verehrern, und nachdem Sie den Zweck meines Schreibens gesehen, werden Sie meinen eigentümlichen Schritt gütigst verzeihen.

Sie wissen, daß wir vor den Wahlen stehen, deren Ergebnis dazu beitragen wird, die Wohlthaten der neuen Institutionen zu verbreiten.

Nachdem ich mit vielen aus meinem Lande, die meine wahrhaft freisinnigen Fortschrittsideen teilen, zu Rate gegangen, habe ich es gewagt Ihren Namen vorzuschlagen als des Mannes, der unsre Provinz und deren materielle

der Minister es so schön einzurichten, daß der König die Antwort an Azeglio ergehen ließ, er könne dem Verlangen nicht entsprechen. Azeglio antwortete dem Minister des Innern mit einem kühnen Briefe, den Cavour von ihm erbittet, um ihn im „Risorgimento“ zu veröffentlichen.

Bedürfnisse am besten vertreten und die Ansichten unsers Landes verfechten könnte. Alle, oder doch beinahe alle, würden Ihnen zugeneigt sein.

Es handelt sich zunächst darum, zu erfahren, ob Sie die Bürde auf sich nehmen wollen, da es andernfalls unnütz wäre, das Nötige einzuleiten. Ich bin, wie Sie wissen, keine öffentliche Persönlichkeit, noch besitze ich eine hohe soziale Stellung, die mich einflußreich machte; aber mir liegt das Wohl meines Landes aufrichtig am Herzen, und ich glaube an die Freiheit wie an nichts andres. Sobald ich Ihre Absichten kennen werde, schmeichle ich mir ohne Eitelkeit, von Nutzen sein zu können.

E. Vicario di Sant' Agabio.

LI.

An den Baron Enrico, Vicar von Sant' Agabio in Vercelli.

(Turin, 5. April 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Ich bin Ihnen äußerst dankbar, daß Sie meiner gedenken, um die Wahlstimmen unsrer Bürger von Vercelli auf meine Person zu lenken. Das wäre für mich eine große, wenn auch unverdiente Ehre. Aber ehe ich das Anerbieten Ihrer Mithilfe annehme, muß ich Sie mit meinen Wahlverhältnissen bekannt machen.

Gleich nachdem das Gesetz veröffentlicht wurde, beabsichtigte ich als Kandidat des Wahlkreises von Cigliano aufzutreten, wo wir einige Besitzungen haben und ich persönlich viele Freunde und Bekannte. Um offen zu reden, sage ich Ihnen, daß ich meine Wahl fast schon für sicher hielt, sodaß ich das Anerbieten vieler Wähler von Turin ablehnte, die mich auf

die Liste eines Wahlkreises der Hauptstadt bringen wollten. Aber ich stieß im Bezirk von Cigliano auf manchen feindseligen Einfluß, besonders in den Gemeinden, wo ich die intimsten Verbindungen hatte.

Diese unvorhergesehenen Schwierigkeiten bestimmten mich dazu, den Gedanken aufzugeben, Abgeordneter von Vercelli zu werden, und so nahm ich das Anerbieten einiger Wähler der Langhe[1]) an, die mir ihre Stimmen anboten, jedoch ohne mich fest zu verpflichten. So sehe ich mich, nachdem ich Cigliano aufgegeben, auf der Wahlliste von Monforte, jedoch ohne des Ausgangs gewiß zu sein. Einige Turiner haben den Gedanken an mich noch nicht aufgegeben; da ich aber glaube, daß ihre Stimmen verloren gehen würden, möchte ich diese meine Freunde ersuchen, zu Gunsten eines andern Kandidaten zu stimmen, der meine politischen Gesinnungen teilt.

Dies ist in kurzen Worten meine Lage in einem Moment, wo der wichtigste Akt, zu dem das Land zusammengerufen werden kann, bevorsteht.

Es wäre mein größter Wunsch gewesen, die Provinz Vercelli, mit der ich durch viele Bande der Freundschaft und gemeinsamer Interessen verbunden bin, im Parlamente zu vertreten. Da ich nun in dem Kreise, wo es mir am leichtesten schien, wenig Gunst gefunden, mußte ich auf andre Weise sehen in das Parlament zu gelangen. Hätte ich ahnen können, daß die Wähler der Hauptstadt der Provinz an mich dächten, so hätte ich, für das von mir so gewünschte Verceller Mandat auf jede andre Kandidatur verzichtet.

Jetzt kann ich meine Verpflichtungen den Wählern von Monforte gegenüber nicht gut brechen, den Fall ausgenommen,

---

[1]) Langhe; ein Teil der Provinz Piemont.

daß meine Wahl in einem andern Kreise sicher wäre. Es scheint mir also schwierig, daß Sie mich Ihren Mitbürgern auf eine annehmbare Weise vorschlagen könnten.

Das vermindert aber nicht meine aufrichtige Dankbarkeit für den Beweis von Achtung, den Sie mir geben, ebensowenig meine Befriedigung darüber, meine politischen Ansichten von Ihnen so durchaus gebilligt zu wissen.

Ich benutze die Gelegenheit, Sie meiner aufrichtigen Hochachtung zu versichern.

LII.

An denselben.

(Turin, 6. April 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Nach meinem gestrigen Schreiben wurde in einer von meinen politischen Freunden abgehaltenen Wahlversammlung beschlossen, unsre Stimmen für die Wahlkreise von Turin auf fünf Personen zu konzentriren, unter denen ich mich nicht befinde. Desgleichen erhielt ich heute von der Langhe einen Brief, der es mir überläßt, mich andern Wahlkreisen zur Verfügung zu stellen. Ich beeile mich also Ihnen mitzuteilen, daß, wenn die Wähler von Vercelli mich mit ihren Wahlstimmen beehren wollen, es mir zur größten Ehre gereichen wird, Abgeordneter für die Hauptstadt der Provinz zu sein, deren Bedürfnisse und Interessen ich so gut kenne, und an die ich durch Bande der Freundschaft und des Wohlwollens gefesselt bin.

Ich wiederhole die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung.

LIII.

An denselben.

(Turin, April 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Bemühungen, meine Wahl für Vercelli durchzusetzen. Ich werde Ihrem Rate folgen und ein Zirkularschreiben verfassen, aber heute ist es mir unerläßlicher Geschäfte halber unmöglich. Ich hoffe, meine Wähler werden den Aufschub nicht übelnehmen.

Der Graf Castelnuovo schrieb mir, er habe in Vercelli verbreitet, daß der Advokat Stara mir erklärt hätte, er trachte nicht nach dem Mandate dieser Stadt.

Freund Castelnuovo hat sich getäuscht: ich sagte ihm vor einigen Tagen, ein Herr aus Vercelli hätte mich versichert, daß der Advokat Stara ihm versprochen, alles zu thun, um mich zur Wahl zu bringen.

Außer dem Advokaten Stara habe ich noch den Advokaten Ferraris, den Senator Costa und den Grafen della Motta zu Mitbewerbern. So viele Konkurrenten machen mir Bedenken; aber ich vertraue auf Ihre Hilfe und auf die des Advokaten Majone, an den der Kavaliere Talucchi zu meinen Gunsten geschrieben hat.

Da ich für die Wahlkreise von Turin zu Gunsten der Kandidaten des Handels gänzlich verzichtet habe, so baue ich auf die Nachsicht und den guten Willen derjenigen Personen, die mich in Vercelli mit ihrer Teilnahme beehren.

Von neuem versichere ich Sie meiner Hochachtung.

P. S. Ich gedenke nächste Woche auf unsre Reisfelder zu gehen; halten Sie es für angemessen, einen Ausflug nach Vercelli zu machen?

LIV.

An denselben.

(Turin, April 1848.)

Sehr geehrter Herr,

Ich sende Ihnen per Eisenbahn 500 Exemplare des Zirkulars, das ich auf Ihren Rat hin an die Wähler von Vercelli richte. Haben Sie die Güte, dieselben in der Stadt zu verbreiten und allen denen, die sich direkt oder indirekt bei den bevorstehenden Wahlen beteiligen, zukommen zu lassen.

Sie würden mich verbinden, wenn Sie dem Herrn Mambretti, der sich sehr zu meinen Gunsten bemüht, 50 Exemplare zustellen wollten. . . .

Ich gedenke nach Leri zu reisen, werde Sie aber davon benachrichtigen, damit Sie mich wissen lassen, welche Schritte ich noch thun könnte, um mir die Wahlstimmen Ihrer Mitbürger zu sichern.

Sie sprechen von Casanova. Ich sage Ihnen, wäre er in Vercelli gewesen, so hätte ich nie danach gestrebt, Deputirter für diese Stadt zu werden, denn diese Ehre hätte ihm gebührt.

Seine Abwesenheit macht mich sicher, daß er nicht danach trachtet, und bestimmt mich dazu, diesen Freund, den niemand mehr liebt und achtet als ich, und den ich gern im Parlamente thätig sehen möchte, als Deputirten ersetzen zu wollen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hachachtung.

P. S. Sie werden mein Zirkular vielleicht überaus kurz finden. Aber die Eile und meine Abneigung vor hochtrabenden Versprechungen und breiten Gemeinplätzen haben mich so wortkarg gemacht. In Betracht der Weitläufigkeit meiner Artikel werden die Wähler mir hoffentlich verzeihen.

Folgendes Zirkular wurde am 13. April 1848 im „Risorgimento“ veröffentlicht:

An die Wähler von Vercelli.

Da das von Ihnen konstituirte Wahlkomitee alle diejenigen angerufen hat, welche den lebhaften Wunsch hegen, dem Vaterlande durch das wichtige Amt eines Abgeordneten im Parlamente nützlich zu sein, so wage ich es, Sie um Ihre Stimmen für die nächsten Wahlen zu bitten, wenn ich auch fühle, mit wie geringen und schwachen Verdiensten ich die Ehre beanspruche, zum Repräsentanten dieser altberühmten Stadt ernannt zu werden.

Mich tröstet die feste Überzeugung, daß die Prinzipien, welche das von Ihrem Komitee veröffentlichte Programm enthält, diejenigen meines ganzen Lebens sind. Dies sind die Prinzipien, denen ich in meiner Jugend eine unter günstigen Aussichten betretene Ehrenbahn geopfert habe und zwar zu Zeiten, da die Klugheit gebot, die freisinnigen Ideen verborgen zu halten. Es sind Prinzipien, die ich mich, sobald die Presse frei geworden, durch den Journalismus zu verbreiten und zu entwickeln bemüht habe. Ja, ich glaube nach meinem innersten Gewissen erklären zu können, daß ich, wie die Mitglieder des Wahlkomitees, stets unerschütterlich danach gestrebt habe, Italien einig und frei zu sehen und unser Land im vollen Besitze eines aufrichtig konstitutionellen Systems zu wissen, kraft dessen der Thron auf der sichern, festen Basis der Völkerfreiheit ruht.

Ich war in der Vergangenheit und bin auch heute noch ein aufrichtig ergebener Anhänger der konstitutionellen Monarchie, die ich allein für fähig halte, unter den obwaltenden sozialen Zuständen Europas, und ganz besonders Italiens, Ordnung und Freiheit zu vereinen. Dieses System allein ist

fähig, die für Entwicklung der ökonomischen Interessen nötige Festigkeit mit den moralischen und politischen Verbesserungen zu verbinden, welche die berechtigten und stets wachsenden Bedürfnisse der Bevölkerung erfordern.

Das konstitutionelle Regierungssystem ist das einzige, durch welches der Fortschrittsdrang, der die christliche Zivilisation zu einem bessern Schicksal führt, in den Grenzen der Vernunft gehalten werden kann.

Die Verfassung also soll das Symbol unsrer Politik sein. Aber nicht allein um den vielen, großen, segensreichen Freiheitsprinzipien die Weihe zu geben, soll sie das sein, sondern auch um in den ökonomischen und politischen Einrichtungen alle die Reformen und Verbesserungen einzuführen, welche erprobte Erfahrung und von der Wissenschaft anerkannte Gründe als notwendig erheischen, wie auch alle diejenigen, welche die Zukunft dem forschenden Geiste der modernen Völker offenbaren wird.

Diese Erklärung enthält mein ganzes politisches Glaubensbekenntnis, und ich glaube demselben treu geblieben zu sein, auch bei den vielen Streitfragen, die ich in meiner Zeitung durchgefochten habe; in jener Zeitung, zu deren Gründung so mancher unter Ihnen mit beigetragen hat.

Ohne Furcht, die Machthaber oder die jeweiligen Organe der ungestümen öffentlichen Meinung zu beleidigen, habe ich stets über alle wichtigen politischen Fragen, welche seit vier Monaten die Aufmerksamkeit der Nation fesseln, meine persönliche Ansicht offen ausgesprochen. So mag es mir nun auch gestattet sein, mich hierauf, als auf ein festes Programm meiner Haltung, zu berufen, falls ich zum Abgeordneten gewählt werde.

Die politischen Fragen sind aber nicht die einzigen, die ein Abgeordneter, der seine Aufgabe gewissenhaft erfüllen will,

zu überwachen hat. Auch die ökonomischen und administrativen Interessen muß er zu fördern suchen. Die Provinz Vercelli, welche eine Quelle reicher Einkünfte für den Staat ist, verdient besonders von der Regierung berücksichtigt zu werden. Mein häufiger Aufenthalt in Ihrer Provinz, lange Erfahrungen und viele nicht oberflächliche Studien über ihre hauptsächlichste Industrie, über den Ackerbau, geben mir die Hoffnung, daß ich die Sache des materiellen und moralischen Gedeihens unsrer Provinz auf würdige Weise im Parlamente werde vertreten können.

Ihr Abgeordneter soll sich bemühen, die Wohlthaten des Elementarunterrichts, der hier noch so beschränkt ist, so viel als möglich zu verbreiten, und die höhern Schulen, die dem Bedürfnisse der Gesellschaft so wenig entsprechen, zu verbessern. Er soll die so furchtbar verwahrlosten Verkehrsmittel in der Provinz herzustellen suchen, und soll alles aufbieten, um die Finanzinteressen der Grundeigentümer, welche im Besitz der wichtigsten Kanäle sind, mit denen der Landwirtschaft und des Publikums zu vereinen, damit die Bewässerung unsrer Felder aufhöre ein Monopol zu sein, ein Monopol, das mit einer Begierde ausgebeutet wird, welche das Gedeihen des Ackerbaues hemmt und mit dem Eigentumsrecht, ja sogar zuweilen mit den Grundsätzen der Moral in Streit geriet.

Mit diesem Glaubensbekenntnis, mit diesen kurzen, klaren Worten glaubte ich die Einladung des Wahlkomitees erwiedern zu müssen. Könnten sie mir zur Wahl verhelfen, so sollen die Thaten den Worten entsprechen. Sollte aber Ihre Wahl auf einen Würdigeren fallen, so würde es mich doch freuen, sie ausgesprochen zu haben, da sie mir die Sympathie und Achtung einiger unter Ihnen sichern.

C. Cavour.

LV.

An den Dr. Nicomede Bianchi in Modena.

(Turin, 24. April 1848.)

Sehr geehrter Herr,

Sie würden mir und meinem Journal eine große Gunst erweisen, wollten Sie einen Brief an mich richten, worin Sie das konstitutionelle Regierungssystem als das für die gegenwärtige Lage Italiens passendste erklären.

Indem Sie an der Vereinigung mit Piemont arbeiten, wirken Sie für die heilige Sache der Einheit und Unabhängigkeit unsers gemeinsamen Vaterlandes; ich schätze mich glücklich, daß Sie mich als Ihren Mitarbeiter an diesem edeln Werke betrachten.

Da ich wegen der Wahlen Turin für einige Tage verlassen muß, bitte ich Sie, Ihren Brief an das Büreau des „Risorgimento“ zu schicken.

Mit besondrer Hochachtung.

LVI.

An den Rechtanwalt Michelangelo Castelli in Turin.

(Leri, Montag Abend, 24. April 1848.)

Sehr geehrter Herr und teurer Mitarbeiter,

Meine Wahlaussichten sind durchaus nicht glänzend. Auf Vercelli habe ich jede Hoffnung aufgegeben. Der treffliche X. wußte so schöne Ränke zu spinnen, daß die Verceller sich ärgerten und keinem von uns ihr Votum gaben. Bei der Vorwahl hatte ich die große Ehre, von 122 Wählern 11 Stimmen zu bekommen. Cigliano ist meine letzte Hoffnung, aber da habe ich auch acht Mitbewerber. Drei Geistliche, drei Advokaten und zwei Bürgermeister. Außerdem noch zwei oder drei verborgene Kandidaten, unter denen

Brofferio ist. Ohne die Spitzbüberei von Y. wäre ich sicherlich für Vercelli und Cigliano gewählt worden. Jetzt kann ich meine Schalmeien in den Sack stecken und Artikel machen statt Reden.

Ich vergaß Sie zu bitten, das Zirkular für Freund Schioppo drucken zu lassen, dem ich einen bessern Erfolg wünsche als ich gehabt. Ihr aufrichtig ergebener.

LVII.

An den Baron Enrico, Vikar von Sant' Agabio in Vercelli.

(Leri, 25. April 1848.)

Hochgeehrter Herr,

Das Ergebnis der Vorwahl raubt mir jede Hoffnung, zum Abgeordneten der Stadt Vercelli gewählt zu werden. Darum bin ich Ihnen aber nicht weniger dankbar für Ihre Bemühungen zu meinen Gunsten, mir eine Ehre verschaffen zu wollen, deren Ihre Mitbürger mich nicht für würdig halten.

Als Sie sich ein günstiges Resultat versprachen, wußten Sie vielleicht nicht, daß ich viele bittere Feinde habe, die weder vor der Lüge noch vor der Verleumdung zurückschrecken, um mir in meiner politischen Laufbahn zu schaden. Deren Künste haben über Ihre Anstrengungen den Sieg davongetragen. Es schmerzt mich sehr, denn ich hege große Sympathie für die Stadt Vercelli. Auch um Ihretwillen bedaure ich es, teurer Baron, denn Sie haben mir, fast ohne mich zu kennen, einen so großen Beweis von Achtung und Freundschaft gegeben.

Doch ich betrachte meine Wahlniederlage nicht als ein Unglück, da ich derselben einen politischen Freund verdanke, dessen Votum für mich einen höheren Wert hat als das unsrer Gegner.

Statten Sie gefälligst dem Herrn Rechtsanwalt Majone meinen Dank ab, und genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

LVIII.

An den Rechtsanwalt Michelangelo Castelli in Turin.

(Leri, 28. April 1848.)

Sehr geehrter Herr und teurer Mitarbeiter,

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief vom 26. d. M. Ihre Freundschaft für mich macht Sie zu strenge gegen unsre Mitbürger, die doch am Ende zu entschuldigen wären, wenn Sie mich nicht zum Deputirten wählen wollten.

Viele hegen anti-aristokratische Vorurteile, welche kein persönliches Verdienst besiegen kann. Ich habe zu viel von den Voreingenommenheiten des Kastengeistes gesehen, zu viel von den Prätensionen der Betitelten zu leiden gehabt (und noch zu leiden), als daß ich über die entgegengesetzten Anforderungen, die aus den Volksklassen kommen, aufgebracht sein könnte. Wenn ich auch nicht zum Abgeordneten gewählt werde, so wird darum meine Hingebung für die Sache der Freiheit und des Fortschritts nicht geringer sein. Kann ich nicht von der Tribüne herab für sie kämpfen, so werde ich es durch die Presse thun, wo mir, dank dem Beistande meiner Freunde und besonders dem Ihrigen, ein Feld offen steht, das mir weder der Neid noch persönliche Feindschaften verschließen können. . . .

Das Dekret des Finanzministers bezüglich des Kredits auf Seidedepot mißfällt mir. Sobald ich nach Turin zurückkehre, werde ich einen Artikel darüber schreiben; diese Woche möchte ich meinen Kopf nicht mit politischen Gedanken anstrengen. Übrigens hätte ich das Recht, der Handelskammer

zu sagen, sie sollte sich nicht an mich wenden, ihre Sache zu schützen, nachdem sie mich von der Vertretung der Hauptstadt ausgeschlossen und einen andern Abgeordneten gewählt hat. Aber Rekriminationen in der Politik sind Thorheiten, und ich werde den Handel ebensogut verteidigen, als ob er mich gewählt hätte.

Es thut mir leid, daß meine Abwesenheit Sie davon abgebracht hat, sich nach Racconigi zu begeben. Hoffentlich wird das kein Hindernis für Ihre Wahl zum Abgeordneten sein, und somit wird das „Risorgimento“ in der Kammer nicht ohne Vertreter bleiben.

Grüßen Sie mir unsern guten Grafen Franchi und bleiben Sie meiner aufrichtigen Freundschaft und Ergebenheit versichert.

LIXa.

An den Baron Enrico, Vikar von Sant' Agabio in Vercelli.

(Turin, April 1848.)

Sehr geehrter Herr,

Ich erlaube mir, Ihrer Liebenswürdigkeit den Herrn Major Calvetti anzuempfehlen, der sich nach Vercelli begiebt, um seinen Dienst anzutreten. Herr Calvetti ist ein Veteran vom Jahre 21, ein aufrichtig freisinniger Mann, und verdient von allen Freunden der Freiheit und des Fortschritts, also auch von Ihnen, Herr Baron, freundlich aufgenommen zu werden.

Ich habe im Wahlkreise von Langhe nicht mehr Glück gehabt als in Vercelli. So bin ich aus der Kammer ausgeschlossen und kann nur mit der Feder für das große Werk der Auferstehung Italiens wirken.

Ich danke Ihnen im voraus für alles, was Sie für meinen Anempfohlenen thun werden, und verbleibe mit Freundschaft. . . .

LIX b.

An den Rechtsanwalt G. Giovanetti (Staatsrat) in Novara.

(Turin, April 1848.)

Teuerster,

Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie einem armen Geschlagenen beweisen. In Vercelli, wo man mir den Sieg zugesichert hatte, wurde ich von dem tugendhaften Rechtsanwalt Stara niedergekämpft; in Cigliano ließen mich meine nächsten Nachbarn im Stich, um mir den unbekannten Rechtsanwalt Ferraris vorzuziehen. In Monforte endlich hatte ich die Schande, dem unnahbaren Helden Sineo zu unterliegen. O hartes Loos! ich allein unter den Journalisten bleibe von der Kammer ausgeschlossen. Der „Messaggiere", die „Concordia", die „Opinione" werden im Parlamente herumstolziren; der arme „Risorgimento" allein wird traurig und verblüfft in seiner Artikelwerkstatt eingepfercht bleiben.

Was ist zu machen? Es ist noch besser, Enttäuschungen am Beginn als am Ende der politischen Laufbahn erfahren zu müssen. Nachdem ich zum Nutzen des Agrarischen Vereins, oder besser zum Nutzen des Ackerbaues und des Vaterlandes, soviel gearbeitet habe, sehe ich mir wen vorgezogen? — den X., der eine eben so gemeine Seele wie häßliches Gesicht hat. Jetzt, nachdem ich auf dem Felde der Politik ebensoviel wenn nicht mehr gearbeitet habe als alle meine journalistischen Kollegen, bin ich der einzige Ausgestoßene.

Daß dieses Wahlunglück mich betrübt, will ich nicht ableugnen. Was mir am meisten wehe thut, war die Feind-

seligkeit der Nachbarn unsrer Reisfelder, und noch mehr die Wortbrüchigkeit, die falschen Versprechen, die betrügerischen Täuschungen einiger Leute aus Vercelli, die ich achtete, und besonders des Rechtsanwalts X., der sich unwürdig gegen mich benommen hat. Aber ich bin darum nicht eingeschüchtert.

Nach Turin zurückgekehrt, habe ich wieder zur Feder gegriffen und meine politischen Arbeiten ohne Haß und Groll wieder vorgenommen, mehr um eine Pflicht meines Gewissens zu erfüllen, als um die Gunst eines Publikums zu erwerben, das keinen Wert darauf legt.

Sie bieten mir die Kandidatur von Arona an. Dieses Anerbieten ehrt und tröstet mich, aber ich kann es nicht annehmen. Nach drei Niederlagen würde ich mir etwas an meiner persönlichen Würde vergeben, wenn ich noch einmal als Wahlkandidat aufträte. Außerdem habe ich durch Bekämpfung der Eisenbahnlinie nach Lago den Interessen von Arona ins Gesicht geschlagen und könnte somit diese Stadt nicht als Abgeordneter vertreten.

Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen für diesen Beweis aufrichtiger Freundschaft, der Ihnen von neuem meine Freundschaft zusichert. Wenn es mir nicht vergönnt sein soll, Ihnen diese durch Thaten zu beweisen, so werde ich sie doch immer gern in Worten ausdrücken.

Leben Sie wohl. Auf baldiges Wiedersehen.

LX.

An den Rechtsanwalt Pier Carlo Boggio in Turin.

(30. Mai 1848, von der Kammer aus geschrieben.)

Lieber Herr Boggio,

Ich wäre Ihnen sehr dankbar für den Artikel über Neapel, von dem Sie in Ihrem Briefe, den ich heute im

Büreau fand, sprechen.[1]) Um Ihnen Zeit zu lassen, habe ich das Anerbieten Brianos angenommen, oder vielmehr seiner Bitte nachgegeben, der einen Artikel über die Kammern zu schreiben wünscht, um die Ehre des Senates gegen die Angriffe Brofferios zu verteidigen. Sagen Sie gefälligst Soffietti, daß uns Santa Rosa seine Rede geben wird.

Herzlichst.

LXI.

An Madame Eugenie Revilliod de Sellon in Genf.

(Turin, Juni 1848.)

... Unser Verlust ist grenzenlos, und für mich, der ich in August[2]) meine Gesinnungen und Ansichten mit so schönem Feuer neu erstehen sah, ist er umso bitterer. Sie hatten voriges Jahr diesen teuern Jungen näher kennen gelernt, und werden alle seine edeln Eigenschaften erkannt haben. Nichts Niedriges, nichts Gemeines hatte jemals sein Herz berührt. Der Tod hat ihn uns entrissen, in einem Augenblicke, wo er unsre schönsten Hoffnungen verwirklichte, und wo der ganze Edelmut seiner großen Seele sich offenbarte. . . . August sah sein Ende mit vollkommner Ruhe herannahen. Der Geistliche des Garderegiments, ein vorzüglicher Mann,

---

[1]) S. im „Risorgimento“ vom 31. Mai, Nr. 153, den Artikel: „Ultimi casi di Napoli“ (die letzten Ereignisse in Neapel).

[2]) Im „Risorgimento“ vom 5. Juni 1848 las man: „Unter den in den letzten Gefechten von Goito (30. Mai) Gefallenen befand sich auch der Gardeunteroffizier August von Cavour, der tötlich verwundet wurde, als er auf den Ruf des Herzogs von Savoyen (Viktor Emanuel) mutig die Reihen durchbrach, um durch sein Beispiel seine Kompagnie unter dem Kanonenfeuer anzuspornen. Neunzehn Jahre alt, begabt und in der glücklichsten Lebenslage, verließ er Eltern und Freunde, um auf dem Schlachtfelde der Lombardei sein Vaterland und die Sache Italiens zu verteidigen, der er sein Leben geweiht hatte.

stand ihm bis zum letzten Augenblicke bei. Das Lächeln auf den Lippen verschied er, als tapfrer Soldat und guter Christ. Das ist gewiß der schönste, beneidenswerteste Tod, aber für die Zurückbleibenden ist er entsetzlich.

... Ich reise nach Santena, wo Augusts Leiche heute Abend eintreffen soll, um der düstern Feierlichkeit beizuwohnen, welche die letzte sein wird, ehe das Grab sich für immer über dem geliebten Jüngling schließt....

LXII.

An den Grafen Camillo von Cavour in Turin.

(Turin, 25. August 1848.)

Hochgeehrter Herr Graf,

In der gestrigen Sitzung des „Vereins für nationale Politik" wurden Sie einer Handlung angeklagt, welche, nach dem Urteil aller Mitglieder, gegen die wahren Freiheitsprinzipien verstößt und sich an den großen, edeln Ideen vergreift, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen allein das Vaterland retten können.

Man sagt, Sie hätten aus der Wachtstube der Nationalgarde, wo Sie den Dienst hatten, einen Bürger fortgejagt (cacciato fuori), der die Soldaten auffordern wollte, eine von Vincenzo Gioberti im Verein gehaltene Rede zu unterschreiben. Es wird hinzugefügt, Sie hätten das nur gethan, weil die darin enthaltenen politischen Ansichten nicht mit den Ihrigen übereinstimmen. Der Verein, der diese Rede zu seinem politischen Programm gemacht und beschlossen hat, sie mit so viel Unterschriften der Bürger wie nur möglich dem Könige vorzulegen, kann und will nicht beurteilen, wie weit Sie Ihre militärische Autorität zu dieser Handlung berechtigte. Sie werden vielleicht wissen, wie weit diese Grenzen gehen.

Der Verein betrachtet die Sache vom politischen Standpunkte aus, und da scheint ihm diese Handlung eines Bürgers, der sich für eines seiner Mitglieder ausgiebt, nicht würdig und nicht vereinbar mit der Liebe zum Vaterland und mit dem Wunsche, dasselbe von der Schmach befreit zu sehen. Da aber anderseits alle Mitglieder Ihre edeln Gesinnungen und patriotischen Gefühle kennen, ist ihre Hochachtung für Sie dadurch nicht vermindert worden; nur sprechen dieselben durch mich die Bitte aus, Sie möchten Ihren Mitbürgern eine Erklärung über diesen Vorfall geben, die nur dazu dienen wird, die allgemeine Hochachtung für Sie zu steigern.

Überzeugt, daß diese Bitte sämtlicher Mitglieder Sie nicht verdrießen wird, verbleibe ich Ihr

ergebenster und gehorsamster Diener

Luigi della Noce,

Vizepräsident des „Vereins für nationale Politik."

LXIII.

An den hochgeschätzten Herrn della Noce in Turin.

(Leri, 27. August 1848.)

Erst gestern erhielt ich in diesen abgelegenen Reisfeldern das geschätzte Schreiben, in dem Ew. Wohlgeboren mich im Namen des „Vereins für nationale Politik" auffordern, den Mitgliedern eine Erklärung über meine am vorigen Donnerstag in der von mir kommandirten Wachtstube der Nationalgarde begangene Handlung zu geben, in welcher der Verein Grund zu einer schweren Anklage gegen mich gefunden hat.

Folgendes ist der Sachverhalt:

Während ich mich einen Augenblick aus der Wachtstube entfernt hatte, wurde mir mitgeteilt, daß ein Mann hinein=

gekommen sei, der die versammelten Soldaten aufforderte, durch ihre Unterschrift die am Vorabend im Vereine gehaltene Rede von Vincenzo Gioberti anzuerkennen. Ich kehrte in die Wachtstube zurück und erklärte diesem Manne, dessen Name mir noch heute unbekannt ist, daß das Gesetz den Soldaten der Nationalgarde verbiete, sich während des Dienstes mit irgend welchen politischen Fragen abzugeben, ich somit die Unterzeichnung einer so wichtigen Schrift, die auf nichts Geringeres hinziele als auf den Sturz des Kabinets, nicht gestatten könne.

Der Herr antwortete mir, es handle sich um die Rede des berühmten Gioberti, welche sicherlich sehr viele Unterschriften bekommen würde; ich könne dieselbe ohne Bedenken unterzeichnen.

Hierauf erwiederte ich sofort, daß das Gesetz keine Ausnahme gestatte, daß es ihm aber frei stehe, die Soldaten als Individuen um ihre Unterschrift anzugehen. Was mich persönlich beträfe, fügte ich hinzu, so würde ich diese Rede nicht unterzeichnen, da sie manche Ansichten enthalte, die den meinen schnurstracks zuwiderlaufen.

Nach diesem Wortwechsel verließ der Herr das Lokal, und damit war die Sache zu Ende.

Wie Sie ganz richtig bemerken, kann der Zwischenfall vom militärischen und vom politischen Standpunkt aufgefaßt werden.

Vom militärischen wird wohl niemand mein Verfahren ernstlich angreifen können.[1]) Die Verordnungen des Gesetzes sind genau, und man darf nicht verkennen, daß es vernünftig

---

[1]) Zuerst hieß es: „... glaube ich dasselbe à l'abri gegen jede Kritik."

ist, der bewaffneten Miliz das Politisiren zu verbieten; denn wenn das nicht wäre, würde die Freiheit Gefahr laufen, in Anarchie auszuarten oder in Despotismus zurückzuverfallen. Außerdem würden die politischen Streitigkeiten unter den bewaffneten Bürgern den Geist der Brüderlichkeit und Eintracht stören, welcher die Kraft der Bürgerwehr bildet. Als Beweis für meine Behauptung führe ich nur an, daß sich gerade an jenem Tage der Bruder des Ministers Pinelli, gegen den die Eingabe gerichtet war, unter der Wachtmannschaft befand.

Vom politischen Standpunkte aus wird es mir, ehrlich gestanden, schwerer sein, mich dem Vereine gegenüber rein zu sprechen, denn die Wahrheit gebietet mir jetzt, wie schon auf der Wache, zu erklären, daß die mit so großer Beredsamkeit von Vincenzo Gioberti ausgesprochenen Ansichten mit den meinigen in vielen Punkten nicht übereinstimmen. Meine Gründe wurden größtenteils in einem Artikel des „Risorgimento“ vom Freitag veröffentlicht. Ich will dieselben hier nicht wiederholen, um Ihre Nachsicht nicht zu mißbrauchen, nur einige ganz persönliche Bemerkungen möchte ich hinzufügen.

Die gefeierte Rede Giobertis zielt auf Wiedereinsetzung des früheren Ministeriums hin, und erhebt Anschuldigungen gegen das jetzige.

Meine so kurze parlamentarische Laufbahn hat mir aber Gelegenheit gegeben, die Mitglieder dieser beiden Kabinette kennen und schätzen zu lernen, und so würde es mir wie Verrat an meinem Lande vorkommen, wollte ich bei einem solchen Vorgehen mitwirken.

Fähigkeiten, Patriotismus, unbescholtene Sitten geben dem neuen Ministerium bei weitem den Vorzug vor dem alten.

Vergleiche man Revels Kenntnisse im Finanzwesen mit denen Riccis, die militärischen Fähigkeiten Dabormidas mit denen Collegnos, den Charakter Pinellis und Merlos mit dem Paretos und Riccis, so wird man meiner Behauptung beistimmen müssen.

Wenn ich mich aber auch irren sollte über den moralischen Wert der Männer, mit denen ich im ganzen nur wenig politische Beziehungen gehabt habe, so bin ich doch fest überzeugt, mich nicht zu irren, wenn ich erkläre, daß die Gegenwart von Pietro di Santa Rosa im Ministerium es unmöglich macht, sie der Unaufrichtigkeit zu beschuldigen.

Als dreißigjähriger Freund Santa Rosas kenne ich seine Geradheit, sein edles Herz, die Reinheit seiner Gesinnungen, und ich würde mein Leben dafür einsetzen, daß er unfähig ist, ein doppelzüngiges Programm zu haben, dessen Gioberti ihn beschuldigt; daß er unfähig ist, eine Handlung zu begehen, die eines guten Bürgers und redlichen Italieners unwürdig wäre.

Auf welche Weise berechtigen die politischen Antezedentien Santa Rosas zu dieser schweren, tötlichen Anschuldigung? Ist sein Name nicht in ganz Italien gefeiert, und gehört derselbe nicht der Freiheit an? Ist er nicht in den Zeiten der Knechtschaft stets unabhängig geblieben? War er nicht der erste, der auf gesetzliche Weise die Konstitution verlangte? Hat er nicht kürzlich mit ebensoviel Klugheit wie Patriotismus die Provinz Reggio verwaltet, wo er sich die Liebe und Achtung unsrer Mitbürger und Brüder zu erwerben wußte? Und ist er schließlich nicht derselbe, den Gioberti vor zwei Monaten in seinem letzten vorzüglichen Werke für seinen Freund und für den besten Bürger Italiens erklärte?

Und diesen Mann will man, ohne Beweise, ohne Thatsachen anzuführen, einer so abscheulichen Falschheit anklagen? will ihn für fähig halten, sein Vaterland zu verraten?

Ich achte andrer Leute Ansichten, aber ich verdiente den Namen eines freien Bürgers nicht, ließe ich mich durch irgend eine menschliche Rücksicht dazu bewegen, eine so ungerechte Anklage zu unterschreiben.

Dies sind die Gründe, meine Herren, die mich zu meinem Bedauern dazu bestimmen, auf einer Ansicht zu beharren, welche der meiner Vereinsgenossen entgegen ist.

Ich bin nicht anmaßend genug, um zu denken, meine Worte könnten Ihre einmal vorgefaßte Ansicht ändern, aber hoffentlich werden sie mich vor meinen alten Freunden im Verein von der Anklage eines lauen Patriotismus reinigen und mir, wenn nicht ihre Sympathie, so doch ihre Achtung erwerben.

Wenn ich auch der Überzeugung bin, daß es die erste Pflicht eines freien Bürgers ist, sich die Unabhängigkeit seiner Meinung zu bewahren, so weiß ich doch auch, welche Achtung und welche Rücksichten ich dem Vereine, dem ich die Ehre habe anzugehören, schuldig bin, da derselbe hauptsächlich auf Meinungseinheit gegründet ist. Darum ersuche ich Sie, dem „Verein für nationale Politik“ gefälligst meinen Austritt mitteilen zu wollen.

Trotz der Befürchtung, Ihre Geduld durch diesen langen Brief mißbraucht zu haben, wage ich doch, Sie um eine Gunst zu bitten: Versichern Sie meine alten Freunde im Klub, daß ungeachtet der Meinungsverschiedenheit der alte Patriotismus in meinem Herzen fortlebt, daß sie überzeugt sein können, ich werde, falls das Vaterland es fordert, einer der ersten sein, die hinzueilen, um ihr Leben zu seinem Heil hinzugeben.

Dann wird jeder Streit über den Wert der Minister beigelegt werden, und nur ein Wettstreit wird bestehen, der des Patriotismus und der Tugend.

Mit wiederholter Entschuldigung wegen des übermäßig langen Briefes zeichnet hochachtungsvoll. . . .

LXIV.

An den Generalmajor Pietro Pilo Boyl di Putifigari in Genua.

(Turin, 21. Februar 1849.)

Lieber Freund,

. . . Wir leben hier in großer Aufregung. Gioberti scheint entschlossen, mit der Partei Valerio zu brechen, und die Bevölkerung scheint ihn unterstützen zu wollen. Gestern Abend fand eine große Demonstration zu seinen Gunsten und gegen Brofferio statt. Auch heute erwartet man eine sehr lebhafte Parlamentssitzung, welche über das Schicksal des Ministeriums entscheiden wird. Das Resultat des Kampfes zwischen Gioberti und dem Parlamente wird uns vielleicht zur Diktatur oder zum Kriege führen.

Es giebt fortan kein andres Mittel mehr, der Schmach der Demagogenherrschaft zu entrinnen.

Das Heer muß sich für Gioberti erklären, muß seine früheren Irrtümer vergessen, denn er ist unser letzter Rettungsanker.

Wenn du den General Bes siehst, so grüße ihn herzlich von mir. Er ist ein alter intimer Freund des guten Abbé Frézet[1]) und somit eine alte Bekanntschaft von mir.

Herzlichst der deinige.

---

[1]) Der Abbé Frézet war Cavours erster Erzieher gewesen und wurde später Professor an der Kriegsschule.

LXV.

An den General Alfonso La Marmora in Genua.

(Turin, April 1849.)

Mein lieber Freund,

Ich bin so frei, dir zwei Zeilen zu schreiben, um dir angelegentlich Herrn de la Rue und seine Familie anzuempfehlen, die sich nach Saint Pierre d'Arena geflüchtet haben, bis du die Anarchisten, die Genua verwüsten, zur Vernunft gebracht haben wirst. Herr de la Rue ist mein intimer Freund und der Direktor eines der bedeutendsten Bankhäuser in Genua und in Italien. Ich werde dir für alles, was du für ihn thust, herzlich dankbar sein.

Ich brauche dir nicht meine Bewunderung auszudrücken über die Art, wie du die dir anvertrauten militärischen Operationen ausgeführt hast. Nur bedaure ich es immer mehr, daß dieses stupide Ministerium, das uns in den Krieg gestoßen, den einzigen Mann, der fähig gewesen wäre, ihn zu führen, nicht besser zu benutzen gewußt.

Lebe wohl! Vergiß nicht, daß alle ehrlichen Leute ihre Hoffnung auf dich setzen.

LXVI.

An die Gräfin Anastasia di Circourt in Vevey.

(Turin, 26. April 1849.)

Der Dramatiker, dem Sie Ihre Antwort anvertraut, hatte vergessen, sie mir zu übergeben. So war ich leider ein Jahr lang Ihrer Nachrichten beraubt. Inzwischen hat sich Großes und Trauriges begeben.

Piemont hat nach wahrhaft erhabenen Anstrengungen den Schlägen Österreichs unterliegen müssen, und zwar weniger

vielleicht wegen der Übermacht des Feindes als wegen der beispiellosen Unfähigkeit der ultrademokratischen Partei, welche die Macht an sich gerissen hatte. Diese elende, einfältige Partei hat alles gethan, um uns zu ruiniren. Sie hat alles zerstört und hat aus den überreichen Kräften des Landes nicht den geringsten Vorteil zu ziehen gewußt.

Die gemäßigte Partei, die sich vom König Karl Albert verraten und von der großen Majorität Gleichgesinnter im Lande nicht unterstützt sah, mußte die Macht den energielosen, talentlosen Demagogen überlassen, die in ihrer Dummheit glaubten, eine Nation könne ihre Unabhängigkeit und Freiheit durch Phrasen und Proklamationen erringen.

Das Heer war angewidert, denn die besten Offiziere wurden beiseite geschoben, während die Demokraten den kriegsgeübten Truppen Radetzkys junge Rekruten entgegenstellten, die kaum fähig waren, das Gewehr zu handhaben. Anstatt das Kommando den jungen Generalen zu überlassen, die das Vertrauen der Truppen besaßen, ernannte man einen Polen zum General, der nur durch einige Arbeiten im Kabinet bekannt war, der eine lächerliche Haltung hatte und einen Namen, den unsre Soldaten nie aussprechen lernten.[1])

Ausgerüstet mit allen zum Siege nötigen Erfordernissen, haben wir diese Niederlage erleiden müssen. Die während eines Jahres vergeudeten Opfer an Menschen und Geld haben nichts andres erreicht, als uns in eine noch schlimmere Lage zu bringen, denn die frühere vor der Mailänder Revolution.

Eine übertriebene Eigenliebe mag mich beirren; aber ich lebe der festen Überzeugung, hätte man meine Ratschläge befolgt, hätte ich die Macht in Händen gehabt, ich würde,

---

[1]) Chrzanowski.

ohne ein Genie zu sein, das Land gerettet haben, und in diesem Augenblicke würde die italienische Flagge auf den steirischen Alpen wehen.

Aber meine Freunde haben sich mit meinen Feinden verbunden, um mich von der Macht fernzuhalten, und ich habe meine Zeit damit verbracht, die Fehler zu bejammern, die man so leicht hätte vermeiden können.

Jetzt läßt sich unmöglich voraussehen, was geschehen wird. Nur eines steht fest: Wir haben nur die Auswahl im Unglück. —

Ich sehe, Sie prophezeien für Frankreich kaum etwas besseres. Doch hoffe ich, daß Ihre Weissagungen übertrieben sind, und daß Ihr Land das furchtbare Unglück, von dem es bedroht ist, vermeiden wird. Wie viel Unrecht Frankreich uns gegenüber auch haben mag, ich kann nicht umhin, an seinem Schicksal Anteil zu nehmen, als ob es das unsrige wäre. Übrigens, was auch die Männer der Regierung thun mögen, das Schicksal Italiens hängt von demjenigen Frankreichs ab. Gelingt es dort, eine starke freie Regierung zu gründen, so ist man gezwungen, uns die Hand zu reichen. Wird man dort vom Sturm der Revolution fortgerissen, oder fällt man für den Augenblick in die Fallstricke der Reaktion, so bleibt Italien in seinen Ketten oder wird von der Feuersbrunst der Revolution zerstört. —

Ich redigire noch immer „Il Risorgimento“ und habe angeordnet, daß man das Journal an Herrn M. B. schicke. Ich möchte gern „L'Impartial de Rouen“ haben. Man öffnet bei uns die Briefe nicht; außerdem ist der Postdirektor [1]) mein guter Freund. Also schreiben Sie mir ausführlich und ent-

[1]) Der Graf Antonio Nomis di Pollone.

hüllen Sie mir etwas von dem Drama, das sich jetzt in Paris abspielt. Ihre Briefe sind Glücksboten für mich.

Adieu, meine liebe Freundin! Es thut mir wohl, Sie bei diesem Namen nennen zu dürfen.

LXVII.

An den Rechtsanwalt Michelangelo Castelli in Turin.

(Leri, Mai 1849.)

Verehrter Freund,

Ich füge einen Artikel bei, den mir Freund Cassinis aus Genua schickt. Der Verfasser ist der Oberst X., mein früherer Studiengenosse auf der Akademie, gegenwärtig einer der ausgezeichnetsten Infanterieoffiziere. Der Stil ist vielleicht sehr schwülstig und man könnte etwas mehr Mäßigung wünschen; aber man muß auch schließlich diese Offiziere bedauern, die sich täglich von feigen, niedrigen Leuten beleidigt und mit Geringschätzung behandelt sehen. Ich wäre dafür, daß man den Artikel nach der Unterschrift des Geranten brächte.

Ich freue mich, wie das ganze Land, über die Ernennung d'Azeglios und noch mehr darüber, daß sie nicht daran gedacht haben, mich zu ihren Kollegen zu werben. Mir scheint es schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, unter den gegebenen Umständen etwas Gutes zu schaffen. Diejenigen, die sich an die Spitze stellen, geben dem Lande einen Beweis von Opferfähigkeit. Deshalb bitte ich Sie, die Männer, die mich von den öffentlichen Ämtern fernhalten, nicht des Neides und der Mißgunst anzuklagen, sondern anzunehmen, daß ich ihnen wahrhaft zu Dank verpflichtet bin. Wenn Sie, wie ich, die Wonne ländlicher Muße gekostet hätten, wenn Sie diese friedliche und doch so lebhafte Genugthuung kennten, die ein schön bebautes Feld, eine mit dichtem Gras bedeckte Wiese

gewährt, so würden Sie sagen, daß ich zu beneiden bin, in Leri bleiben zu können, und daß ich denen, die mir das unschuldige Vergnügen gönnen, wirklich danken muß.

Ich bleibe noch einige Zeit hier und bitte Sie daher, dafür zu sorgen, daß ich die Zeitungen ebenso regelmäßig wie bisher erhalte.

Mit herzlichem Gruße an Briano und Ferrara verbleibe ich Ihr treuer Freund.

LXVIII.

An den Rechtsanwalt Vincenzo Salvagnoli in Florenz.

(1849.)

... Man darf den Mut nicht verlieren. So lange noch in einem Winkelchen der Halbinsel die Freiheit am Leben ist, darf man an der Zukunft nicht verzweifeln. So lange Piemont sich frei vom Despotismus und von Anarchie erhalten kann, wird es auch Mittel geben, an der Wiedergeburt des Vaterlandes wirksam zu arbeiten....

LXIX.

An Herrn J. A. Todros in Turin.

(Turin, 1849.)

Geehrter Herr,

Von einer kurzen Reise zurückgekehrt, habe ich mit wahrem Vergnügen den Aufsatz Ihres Herrn Sohnes[1]) gelesen.

Da Sie mir die Ehre anthun, mein Urteil hören zu wollen, will ich es Ihnen aufrichtig darlegen.

Die Idee, in Frankreich eine große, sich über das ganze Land verbreitende Kreditanstalt einzurichten, ist eine sehr

---

[1]) Baron Leone Todros. Der Aufsatz war betitelt: „Cercles financiers; projet d'une Institution générale de Crédit."

glückliche und kann segensreiche Folgen haben. Die Vorschläge Ihres Sohnes sind sehr genial und beweisen seinen Scharfblick und seine reichen Kenntnisse im Finanzwesen.

Die Einrichtung finanzieller Vereine in den Provinzialstädten würde zur Entwicklung des Assoziationsgeistes beitragen, der den kontinentalen Nationen noch etwas fremdes ist. Das würde allein schon die ökonomischen Zustände Frankreichs verbessern und seine produktive Kraft vermehren; und das noch mehr, wenn es möglich wäre, alle diese Vereine mit einander zu verbinden und sie durch Delegirte bei einer Zentralanstalt in Paris vertreten zu lassen. Damit hätte man eines der schwierigsten Probleme der Volkswirtschaft gelöst. Aber an diesem Punkte wird die Verwirklichung des Projekts Ihres Sohnes auf die meisten Schwierigkeiten stoßen. Das Amt der Delegirten wird jetzt gewissermaßen bei den Provinzialbanken durch die Londoner Bankiers vertreten.

Aber trotz der gewöhnlichen Vermittlung der Bankiers zwischen ihren Mandanten und der Bank von London bewahren dieselben ihre volle Freiheit und das Recht, ihre Beteiligung nach Gutdünken zu beschränken.

Ungeachtet der Einwände, die man gegen das Projekt Ihres Herrn Sohnes machen könnte, würde dem Publikum durch Veröffentlichung desselben doch ein großer Dienst geleistet werden, denn es enthält neue Ideen und Gesichtspunkte, die höchst wichtig und folgenreich werden könnten.

Erlauben Sie mir schließlich, Ihnen meinen Dank für diesen Beweis von Achtung und Vertrauen abzustatten, mit dem Sie mich beehrten, und genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

LXX.

An Herrn Giuseppe Torelli in Novara.

(Turin, September 1849.) (?)

Sehr geehrter Herr,

Ich danke Ihnen von Herzen für die gütige Zusendung des Berichtes über das Treiben und Vorhaben der Mazzinisten [1]), dieser unheilvollen Feinde der Wiedergeburt Italiens. Ich werde denselben dem Ministerium mitteilen, damit es der Gefahr vorbeugen kann, die möglicherweise daraus entstehen könnte, wenn auch nicht für die öffentliche Ordnung, die jetzt ziemlich geschützt ist, wohl aber für unsre Freiheiten, die durch neue Exzesse arg kompromittirt werden könnten. Ebenso danke ich Ihnen für das nachsichtige Urteil über meine parlamentarischen Arbeiten.

Seit meiner Kindheit an eine Sprache gewöhnt, die in der Kammer nur ausnahmsweise angewendet wird, darf ich den Namen eines Redners nicht beanspruchen; aber ich bemühe mich wenigstens, den eines rechtschaffenen, redlichen Mannes zu verdienen, der stets bereit ist, die Exzesse und Übertreibungen aller Parteien zu bekämpfen. Für diese schwachen Bemühungen bin ich reichlich belohnt, wenn Sie mir den Beifall von Männern zusichern, für die ich soviel Hochachtung hege als für Sie, geehrter Herr. . . .

LXXI.

An den Rechtsanwalt Filippo Cordova in Turin.

(Turin, 2. November 1849.)

Lieber Anwalt,

Die Ernennung La Marmoras und Paleocapas [2]) ist sicher.

---

[1]) Partei Mazzini.

[2]) Zu Ministern des Krieges und der öffentlichen Arbeiten.

Morgen wird sie der Kammer angezeigt werden. Santa Rosa hat mich gebeten, auf die allerentschiedenste Weise zu erklären, daß Bavas Rücktritt durch keinerlei Intrigue herbeigeführt, und daß das neugebildete Ministerium von durchaus konstitutionellen Ansichten beseelt sei. Ich setze in die Worte Santa Rosas unbegrenztes Vertrauen, und bitte Sie daher, einen Artikel zu verfassen, der die Gemüter beruhigt. [1])

Mich erwartet ein Kongreß auf der Bank, darum muß ich mich auf diese wenigen Zeilen beschränken.

Ihr aufrichtiger Freund.

LXXII.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(Turin, März 1850.)

Bester Freund,

Ich habe mit der größten Aufmerksamkeit das Gutachten der Kommission für Landesverteidigung gelesen, die es für angemessen hält, die Befestigungswerke um Turin, sei es mittelst einer Ringmauer oder durch einzelne Forts, schleunig in Angriff zu nehmen.

Ich gestehe gern, daß mich vom militärischen Standpunkte aus die Argumente der Kommission vollständig überzeugt haben; auch stimme ich dem bei, daß es für die sicherste

---

[1]) Im „Risorgimento“ vom 3. November (Nr. 572) hieß es: „Der Austritt des Generals Bava aus dem Ministerium ist ein Ereignis, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Dasselbe soll durch ernste Zwistigkeiten herbeigeführt worden sein, die zwischen dem Kriegsminister und der höheren Kommission für die Reorganisation des Heeres entstanden sind, infolge deren der Präsident derselben wie auch fast alle Mitglieder sich genötigt glaubten, ihre Entlassung zu fordern. Man sagt, es sei versucht worden, die Sache gütlich beizulegen, aber der General habe nicht darauf eingehen wollen, sondern beharre auf seinem Rücktritt. Hieraus geht hervor, daß diese Krisis durchaus keinen politischen Charakter hat.“

Verteidigung des Staates wünschenswert wäre, Turin auf die in dem betreffenden Memorandum ausgesprochene Weise zu befestigen; ebensowenig würde ich zögern, für die Ausgabe der vielen dazu erforderlichen Millionen zu stimmen, wenn das Land noch in Umständen wäre, wie zur Zeit der Regierung Karl Alberts. Aber bei den gegenwärtigen Verhältnissen Italiens, oder besser bei den Verhältnissen Europas, kann ich nicht umhin, das Projekt der Kommission für unzweckmäßig zu erklären. Die Gründe meiner Ansicht sind rein politische. Sie sind einerseits von der Natur der Kriege hergeleitet, an denen wir uns werden beteiligen müssen; anderseits von der für die Ausführung der Bauten notwendigen Zeitdauer. Es könnten in diesem Zeitraum Ereignisse eintreten, die es uns würden bereuen lassen, diese für die Kriegsbedürfnisse notwendigen Gelder für unvollendete und folglich für unbrauchbare Festungswerke hingegeben zu haben.

Diese Ansichten bedürften einer weitläufigen Entwicklung, um der so geschickten Darlegung des Herrn Promis gegenübergestellt zu werden, aber ich will dich jetzt nicht damit belästigen, sondern behalte mir vor, dir einmal mündlich alle meine Gedanken auszusprechen, die mich schließlich zu der Meinung über diesen wichtigen Gegenstand gebracht haben.[1])

Vergiß nicht, gefälligst Santa Rosa zu bitten, er möchte so gut sein, mich zu besuchen.

Lebe wohl. Bleibe fest. Die Zukunft gehört den Männern der Entschlossenheit und den starken Köpfen.

Dein Freund.

---

[1]) Cavour hielt als Finanzminister in der Sitzung des Senats vom 3. April 1852 eine Rede über diesen Gegenstand.

LXXIII.

An Herrn Giuseppe Torelli in Turin.

(Turin, 20. April 1850.)

Gestern erfuhr ich, daß ein Zirkularschreiben des Erzbischofs von Turin an die Pfarrer der Diözesen, betreffs Ausführung des neuen Gesetzes über den Gerichtsstand, auf Ministerialbefehl sequestrirt worden ist.

Ich habe das Schreiben gelesen. Obgleich die Sprache im ersten Moment ganz gemäßigt scheint, enthält dasselbe doch eine entschiedene Aufreizung zum Ungehorsam gegen das Gesetz. Das ist eine thörichte Handlung oder eine unglaubliche Bosheit.

Es scheint mir angemessen, der Sache zu erwähnen, aber ohne Glossen. La Marmora hat dem Castelli die Einzelheiten der von ihm in der Organisation der Garde vorgenommenen Reformen mitgeteilt. Bei der Anzeige derselben möchte ich gern einige Worte des Lobes beigefügt sehen über dieses Korps, das mir aus vielen Gründen teuer ist, besonders aber in Erinnerung an meinen Neffen, der ihm angehörte.

La Marmora hat mir auch einen Artikel über Chrzanowski gegeben. Sehen Sie, ob er so, wie er ihn abgefaßt hat, veröffentlicht werden kann, ohne zu große Mißbilligung zu erregen.

Es steht fest, daß der Pole, was Geldinteressen betrifft, eine seltene Generosität gezeigt hat, und das ist umso lobenswerter, da er sich in fast dürftiger Lage befindet.[1])

---

[1]) In einem Artikel des „Risorgimento" vom 22. April hieß es: „Wir glauben mitteilen zu können, daß der General Chrzanowski seinen schon vor längerer Zeit geforderten Abschied erhalten hat und im Begriff ist, Piemont zu verlassen. Er hinterläßt bei uns einen Namen, an den sich leider schmerzliche, bittere Erinnerungen für unser

Um neun Uhr muß ich ins Ministerium gehen; ich hoffe, Sie später noch zu sehen. Herzlichst.

LXXIV.

An den Grafen Gustavo Ponza di San Martino in Turin.

(Turin, 5. August 1850.)

Mein werter Herr,

Santa Rosa ist tot. Die Geistlichen haben ihm die Sakramente verweigert und drohen ihm, die Beerdigung zu verweigern. Das geht alles vom Erzbischof aus. Ein furchtbarer Skandal ist unausbleiblich, wenn die Regierung nicht an Mittel denkt, ihn zu vermeiden.

Ich bitte Sie dringend, morgen früh zu mir zu kommen. La Marmora hat einen Kurier an Siccardi geschickt.

Ganz der Ihrige.

LXXV.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, 5. August 1850.)

... Die Lage meines Landes ist eine zu ernste, als daß ich mich bei meiner schwierigen Stellung von Piemont entfernen könnte. Es ist wahrscheinlich, daß meine Rolle bald ausgespielt sein wird. In einer Zeit, wie die unsrige, ist

---

Vaterland knüpfen, der aber nichtsdestoweniger von allen, welche seine rechtlichen Gesinnungen kannten, hochgeschätzt ist. Viele Fehler wurden bei unsrer Kriegsführung begangen, deren Ursachen die Unparteilichkeit der Geschichte allein ans Licht stellen wird. Dennoch können wir uns nicht enthalten, dem Charakter des Generals, seiner Tapferkeit, seinem Rechtlichkeitsgefühl und seiner Hingabe an die Sache Italiens unsre pflichtschuldige Anerkennung zu gewähren und seiner steten Uneigennützigkeit zu gedenken. Es heißt, er habe bei seinem Austritt jedes Anerbieten abgelehnt und nur eine kleine für die Reise nötige Summe angenommen."

ein Staatsmann bald abgenutzt; halb bin ich es schon, bald werde ich es ganz sein. . . .

LXXVI.

An den Grafen Ottavio di Revel in Turin.

(Turin, 6. August 1850.)

Hochgeehrter Herr und Kollege,

Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Se. Hochwürden nach langem Schwanken die Beerdigung des armen Santa Rosa zugegeben hat. Die Minister, das Parlament, die ganze Stadt werden sich dabei beteiligen. Wenn es Ihnen nicht zu unangenehm wäre, zu dieser Trauerfeier in der Stadt zu bleiben, würden Ihnen alle Freunde Santa Rosas herzlich dankbar dafür sein.

Mit vollkommenster Hochachtung.

LXXVII.

An den Marquis Carlo Birago di Vische in Turin.[1])

(Turin, 23. August 1850.)

Hochgeehrter Herr Marquis,

Die heutige Nummer der „Armonia“ bringt einen Brief von meinem Bruder Gustav, den derselbe vor einigen Tagen aus einem Dorfe in Savoyen an die Redaktion des „Écho du Mont-Blanc“ schickte. Da dieses Blatt in der Provinz, wo ich mich aufhielt, nicht bekannt ist, wußte ich nichts von diesem Briefe. Derselbe könnte aber bei den Lesern der „Armonia“ einige Zweifel erregen über mein Verhalten bei den traurigen Begebenheiten, die beim Tode meines Freundes Santa Rosa stattfanden.

---

[1]) Direktor der Zeitung „L'Armonia.“

Zu meinem Bedauern sehe ich mich genötigt, Ihre Unparteilichkeit in Anspruch zu nehmen, indem ich Sie bitte, diese Zeilen zu veröffentlichen, um jede Möglichkeit einer irrtümlichen Auslegung des Briefes meines Bruders zu verhindern.

Es ist richtig, wie es in dem Briefe lautet: Getäuscht durch eine in der Nacht eingetretene Besserung, die bis gegen zwei Uhr anhielt, ging ich nachmittags nicht zu meinem Freunde. Als die Gräfin Santa Rosa mich gegen sieben Uhr rufen ließ, war ich ausgegangen, ohne zu hinterlassen, wohin ich meine Schritte gelenkt, und so wurde es halb neun, bis ich wieder in das Zimmer des Kranken kam, der bereits die Sprache verloren hatte und nahe daran war, den letzten Seufzer auszuhauchen. Aus der Schilderung der Umstehenden, denen in diesem Moment die reine, unverhohlene Wahrheit aus den tiefbewegten Herzen floß, begriff ich sofort in allen Einzelheiten das Entsetzliche der herzzerreißenden Szene, die den Todeskampf Santa Rosas begleitet hatte, und erfuhr, welchen Anteil der Pfarrer von San Carlo, der Pater Pittavino, daran genommen. Hätte ich aber auch daran gezweifelt, so wäre ich durch meine Unterredung mit diesem Priester zur Wahrheit gelangt.

Sofort, nachdem mein Freund die Augen für immer geschlossen, begab ich mich in Begleitung meines Freundes, des Dr. Malinverni, in das Haus des besagten Pfarres, aus dessen Betragen gegen uns ich auf sein Verhalten am Bette des Sterbenden schließen konnte.

Diese Umstände, scheint mir, geben meinen Worten ebensoviel Authentizität, als wäre ich Augenzeuge gewesen.

Somit erkläre ich auf Ehre und Gewissen, daß die im „Risorgimento“ hierüber veröffentlichten Mitteilungen keine vom Zorn diktirten Übertreibungen waren, sondern daß sie

mit Mäßigung ausgesprochen wurden, wie wir es dem Andenken des edlen, großen Geistes unsres verstorbenen Freundes schuldig sind.

Um der schon so sehr aufgebrachten Bevölkerung von Turin den Pfarrer Pittavino nicht noch verhaßter zu machen, verschweigt das Blatt viele Einzelheiten über sein Verhalten.

Wäre mein Bruder von allem unterrichtet, hätte er gewußt, wie weit die Grausamkeit eines Dieners Gottes gehen kann, der, den Lehren des Evangeliums ungetreu, sich von wilder Leidenschaft des Parteigeistes hinreißen läßt, dann würde auch er, trotz unsrer großen Meinungsverschiedenheit, meinen Abscheu vor Handlungen teilen, die der Religion zugeschrieben werden, die aber ihren wahren Ursprung in den unedelsten Regungen des menschlichen Herzens haben.

Seit meiner erwähnten Unterredung mit dem Pater Pittavino hielt ich das Verbleiben der Ordensbrüder der Serviti in Turin für unmöglich und sprach dies offen gegen ihren Abt aus. Wenn man sie nicht entfernt, und wenn die Regierung sie gegen die allgemeine Aufregung beschützen wollte, so würde man die Hauptstadt in einen Belagerungszustand versetzen und die Bevölkerung nötigen, zu den Waffen zu greifen.

Vielleicht war dies das eigentliche Ziel, auf das die ultra-katholische Partei es abgesehen hatte.

Das Ministerium hat eine vorzügliche Haltung angenommen, um diesem boshaften Anschlag zu entgehen, wobei es freilich zu Maßregeln greifen mußte, die man fast außergesetzliche nennen könnte.

Als ein entschiedener Freund der religiösen Freiheit wünsche ich sehnlichst, es möchte die Zeit kommen, wo man bei uns die Religion ausüben könnte, wie es, Dank der Tren-

nung der Kirche vom Staate, in Amerika geschieht. Diese Trennung halte ich für die unvermeidliche Folge einer fortschreitenden Zivilisation, für die unerläßliche Bedingung zum Gedeihen der auf den Prinzipien der Freiheit errichteten gesellschaftlichen Ordnung. Aber solange die Geister für diese großen gesellschaftlichen Reformen nicht reif sind; solange die geistliche Erziehung dieses hohe Ziel nicht erstrebt — und ein wesentlicher einflußreicher Teil derselben wird stets neidisch die alten Traditionen bewahren wollen, und wird unsrer nationalen Sache und den freiheitlichen Einrichtungen stets feindselig entgegentreten —, solange wird es eine Staatsreligion geben; solange wird man verhindert sein, jene anerkannt vorzüglichen Theorien anzuwenden, und wird die veralteten Gesetze beibehalten müssen, damit eine hartnäckige, wenn nicht mächtige Partei uns nicht unter dem Vorwande, größere Freiheiten zu erringen, in den alten Absolutismus zurückwirft, von dem wir erst gestern ein grelles Beispiel erlebt haben.

Diese Erklärung wird hoffentlich meine wahren Gesinnungen darlegen, und wird Ihre Leser davon überzeugen, daß mein Bruder Sie unwissentlich falsch berichtete, als er schrieb, ich wäre über die traurigen Ereignisse beim Tode Santa Rosas mit meinen Freunden in Zwiespalt geraten; mit jenen Freunden, die drei Jahre hindurch die schwere Aufgabe mit mir geteilt, eine Zeitung zu leiten, deren Hauptzweck es stets war, die Exzesse des Parteigeistes zu bekämpfen, gleichviel ob er sich unter dem Mantel der Religion verbarg oder sich mit dem Gewande einer heuchlerischen Freiheitsliebe schmückte.

Darauf vertrauend, daß Sie in der nächsten Nummer Ihrer Zeitung für diesen meinen Brief Raum finden werden, zeichne ich mit vorzüglichster Hochachtung.

LXXVIII.

An Herrn Giuseppe Torelli in Turin.

(Leri, Donnerstag, September 1850.) (?)

Teuerster Mitarbeiter,

Sie haben mich vor dem ganzen Lande verleumdet, indem Sie mich als einen trägen Monopolisten darstellen, der nichts thut als Reis und Heu ernten, während ich mich als Präsident des äußerst demokratischen Provinzialrats von Vercelli für das Wohl des Vaterlandes abarbeite. Zur Strafe sollen Sie Samstag Abend oder Sonntag zu mir nach Leri kommen, und sollen auch den Freund Castelli mitschleppen. Sonntag ist hier Kirchweihe und da könnt ihr euch mit eignen Augen von dem Elend dieser verschmachteten Bevölkerung überzeugen. Montag früh kehren wir dann alle zusammen in den Schoß des „Risorgimento" zurück. Die Sonntagschronik kann Cordova besorgen. . . .

. . . Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß hier, mit Ausnahme des Weines, alles demokratisch ist; antidemokratisch ist nur das Herz des Freundes, der euch mit Ungeduld erwartet. Es grüßt Sie von Herzen.

LXXIX.

An den Cav. Massimo d'Azeglio in Turin.

(Turin, September 1850.)

Lieber Marquis,

Nachdem ich den Inhalt unsrer Unterredung von heute Morgen reiflich überlegt habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß wir uns leicht über alle Punkte verständigen werden, ausgenommen was den Minister des öffentlichen Unterrichts betrifft. Je mehr ich darüber nachgedacht habe, desto mehr

bin ich außer Zweifel, daß es mir unmöglich ist, der Kollege Mamellis zu werden.

Sollten Sie nun eine weitere Veränderung im Ministerium für nicht angemessen erachten, so bitte ich Sie dringend, sich mir gegenüber nicht für verpflichtet zu halten, sondern ohne Verzug einen würdigern Nachfolger für unsern armen Santa Rosa zu suchen.

Sie und Ihre Kollegen können versichert sein, daß ich in der Kammer ein offner und entschiedener Verteidiger der Politik Ihres Kabinets sein und mein Möglichstes thun werde, um alles abzuhalten, was ein Ministerium erschüttern könnte, dessen Bestehen nicht nur für Piemont, sondern für ganz Italien von so großer Wichtigkeit ist.

Von Herzen Ihr ergebenster.

LXXX.

An den Professor Giov. Giuseppe Garnier in Nizza.

(Turin, 20. Oktober 1850.)

Es gereicht mir zur höchsten Befriedigung, Ihnen in Erwiederung auf Ihr geehrtes Schreiben vom 14. d. Mts. mitteilen zu können, daß die königliche Regierung und ich ganz besonders[1]) das größte Interesse an dem von einigen wahren Freunden des Landes gegründeten Erziehungsinstitut in Nizza nehme, dessen Leitung Ihnen anvertraut ist.

Gewerbeschulen sind in unsrer Zeit ein dringendes Bedürfnis, mit dem unser Land leider sehr schlecht versehen ist. Durch das Übermaß klassischer Bildung ist ein Mangel an moralischem Gleichgewicht entstanden, der die schädlichsten Folgen mit sich bringt. Statt den Massen eine Erziehung zu geben,

[1]) Am 11. Oktober war Cavour zum Minister des Ackerbaues, des Handels und Seewesens ernannt worden.

die sie befähigt, die verschiedenen Zweige im Ackerbau, in Handel und Industrie zu ergreifen, welche den mittlern und höhern Klassen so zahlreiche Karrieren eröffnen, hat man bis jetzt nur daran gedacht, Schriftsteller, Advokaten, Doktoren und Rhetoriker zu bilden.

Ich gestehe rückhaltlos, daß ich den Widerspruch zwischen den Bedürfnissen unsrer Gesellschaft und dem von unsern Vätern ererbten Erziehungssystem für die hauptsächlichste Ursache der moralischen Zerrüttung halte, unter der einige der zivilisirtesten Nationen zu leiden haben.

Mit Freuden sehe ich, daß Sie einen guten Teil Ihres Unterrichts der Volkswirtschaft widmen wollen. Der Name, den Sie tragen, macht Ihnen das gleichsam zur Pflicht. Der Bruder des berühmten Professors der Ingenieurakademie in Paris [1]) muß ja ein eifriger Apostel jener gesunden ökonomischen Doktrinen sein, die ich für das einzige moralische Gegengift gegen den Sozialismus halte. Ja, mein Herr, ich teile die Ansichten der großen französischen Ökonomisten, eines Bastiat, eines Blanqui und Ihres Herrn Bruders, daß es nur ein einziges Mittel giebt, das Fortschreiten der antisozialen Lehren zu hemmen, und dieses Mittel ist die Freiheit. Verkündigen wir die politische Freiheit, die Lehrfreiheit, und vor allem Freiheit für Handel und Industrie, und wir werden damit stärker gegen die Träumereien des Sozialismus ankämpfen, als Kanonen und Verfolgungen es vermögen.

Bei meinem lebhaften Interesse für Ihre Versuche würde es mich freuen, wenn Sie mich gütigst vom Erfolg Ihres Instituts unterrichten und mich zugleich wissen lassen wollten,

---

[1]) Giuseppe Garnier, Mitglied des Institut de France, gestorben den 25. September 1880.

was die Regierung, soweit es in ihrer Befugnis liegt, thun könnte, um das Gedeihen desselben zu fördern.

Genehmigen Sie, geehrter Herr, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

LXXXI.

An den Rechtsanwalt Michelangelo Castelli in Turin.

(1850.)

Als ich gestern Abend nach Hause kam, um zu Bette zu gehen, erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir Ihren Entschluß bezüglich des „Risorgimento“ mitteilen. Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich die Gesinnungen, denen dieser Brief entsprungen, nicht nur begreife, sondern sie sogar teile. Niemand schätzt die wichtigen Dienste, die Sie der Nation und Ihrem Vaterlande geleistet, die vielen Opfer, die Sie ihm gebracht haben, höher als ich; niemand weiß besser als ich, wie viel die Regierung und Ihre Mitbürger Ihnen schuldig sind. Ich wäre thöricht und undankbar, wollte ich anders sprechen. Auch können Sie mir glauben, mein lieber Castelli, daß Ihr Schicksal eines meiner wichtigsten Anliegen war und noch ist. Wären Sie ein gewöhnlicher Mensch und hätten nicht so ehrenhafte politische Antezedentien, so wäre es leicht, Ihnen diese Ruhe zu verschaffen, die Sie (vielleicht irrtümlich) nötig zu haben glauben; aber in der Stellung, die Sie sich im Lande, und ich darf ohne Schmeichelei sagen in ganz Italien, gemacht haben, giebt es für Sie nur einen Ausweg: die politische Laufbahn. . . .

Nur die Freundschaft, welche uns verbindet und hoffentlich immer verbinden wird, berechtigt mich dazu, Ihnen das so offen zu sagen; sehen Sie aber nicht etwa eine Absicht darin, Sie von dem Entschluß, sich vom „Risorgimento“ zurück-

zuziehen, abbringen zu wollen. Nur daß Sie die Ausführung desselben noch auf einige Zeit hinausschieben, möchte ich wünschen, und wenn ich das einerseits als ein letztes Opfer Ihrer Freundschaft ansehe, so bewegen mich dazu auch Rücksichten, die Sie selbst am nächsten berühren. Wenn nach meinem und Torellis Ausscheiden aus dem „Risorgimento" auch Sie die Zeitung sofort verlassen, dann verliert dieselbe auf einmal alle diejenigen, die in den Augen des Publikums ihren politischen Gedanken vertreten. Ihre Lauterkeit würde vielleicht verlangen, daß wir den Namen des Journals ändern; diese Konsequenz Ihres Entschlusses würde aber höchst bedauerlich sein. Das „Risorgimento" hat meines Erachtens dem Lande unberechenbare Dienste geleistet und kann ihm noch größere leisten; dazu muß es aber seine moralische Autorität aufrecht erhalten. Wie die Sachen jetzt stehen, würde es dieselbe einbüßen, wenn Sie sich plötzlich zurückzögen. Warten Sie bis Farini völlig durchdrungen sein wird von den Ansichten, die uns drei Jahre lang auf unsrer dornigen Laufbahn geleitet haben, und dann können Sie sich zurückziehen, ohne Vorwurf oder Reue zu fühlen, unsre Geistesfrucht getötet zu haben. Ich denke das Opfer, das ich im Namen unsrer Freundschaft, aber auch im Namen der Nation von Ihnen verlange, wird nicht von langer Dauer sein. Haben Sie nur noch diesmal Vertrauen in einen Freund, der durch die Bande der Freundschaft und Dankbarkeit an Sie gefesselt ist, und tragen Sie noch eine kurze Zeit das Kreuz, das Sie sich auferlegt. An einem Tage, da alle mich verließen, waren Sie großherzig und mutig genug, sich mit einem Manne zu verbinden, der Ihnen damals fast ein unbekannter war, der aber jetzt hofft, zu Ihren besten Freunden zu zählen.

LXXXII.

An den Minister di Francia in Turin.

(Turin, April 1851.)

... Die königliche Regierung hat in Bezug auf den Handel sehr liberale Prinzipien. Sie ist, wenigstens in der Theorie, für den Freihandel. Dennoch glaubt sie mit einer gewissen Klugheit und Mäßigung zu Werke gehen zu müssen, um nicht etwa einen Umsturz, sondern eine Umgestaltung des ökonomischen Systems herbeizuführen. Darum war sie der Meinung, daß für gewisse Hauptartikel unsers Tarifs die Reform lieber auf Grund der Handelsverträge als nach Allgemeinverordnungen ausgeführt werden sollte.

Die Gelegenheit, dieses System anzuwenden, hat sich zum erstenmale dargeboten bei Eröffnung der Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrags mit Frankreich vom Jahre 1843. Die königliche Regierung hat diese Gelegenheit mit Eifer ergriffen; denn Frankreich ist, sei es wegen unsrer politischen Sympathien, sei es wegen der ökonomischen Verhältnisse des Landes, diejenige Nation, mit der wir die intimsten und ausgedehntesten Beziehungen zu haben wünschen. . . .

Ich bin so frei, Sie daran zu erinnern, geehrter Herr, mit welch sichtlicher Ungunst diese Verträge sowohl vom Parlamente wie vom Publikum aufgenommen wurden. Allerdings muß man zugeben, daß diese Ungunst durchaus nicht unbegründet war. Dennoch wurden die Verträge mit großer Majorität angenommen. Aber sie wurden — gestatten Sie mir es zu sagen — nur deshalb angenommen, weil wir, meine Kollegen und ich, eine Kabinetsfrage daraus gemacht hatten, und weil im Parlamente die politischen Rücksichten über die ökonomischen den Sieg davontrugen. Während der Unterhandlungen über den Vertrag mit Frankreich kam ein

belgischer Bevollmächtigter nach Turin, um uns einen Vertrag mit seinem Lande anzubieten. Den Prinzipien des Ministeriums gemäß wurde dieses Anerbieten sofort angenommen, und die Unterhandlungen, welche auf eben derselben Basis beruhten wie jene, die der Senator Cibrario in seinem, vom französischen Bevollmächtigten zurückgewiesenen Gegenprojekt vorgelegt hatte, wurden sofort eingeleitet. Der Vertrag, den sie zur Folge hatten, wurde vom Lande günstig aufgenommen; denn wenn auch vom Standpunkt des Protektionssystems aus die Behauptung aufgestellt werden könnte, daß der Vertrag den von uns gemachten Konzessionen gegenüber keinen hinlänglichen Ersatz biete, so bleibt es dennoch unbestreitbar, daß Belgien uns nicht nur mehr zugestand, als Frankreich jemals zugestanden hatte, sondern sogar mehr, als in dem Gegenprojekt Cibrarios gefordert war.

Frankreich, scheint mir, kann gegen diesen Vertrag nichts einzuwenden haben, denn, ich wiederhole es, er enthält nichts, absolut nichts, was ihm nicht ausdrücklich, oder doch selbstverständlich, angeboten worden wäre, und was es geradezu ausgeschlagen hatte.

Kurz nach der Unterzeichnung des Vertrags mit Belgien wurde zwischen unserm Gesandten in London und Lord Palmerston über einen Handelsvertrag mit England unterhandelt.

Zu jener Zeit bestand noch ein alter Schiffahrts- und Handelsvertrag mit England, der im Oktober ablaufen sollte. Wir forderten die Erneuerung dieses Vertrags mit einigen neuen Konzessionen für das Navigationsrecht, das durch einige Gesellschaften und Privatleute, die etliche Leuchttürme an der englischen Küste besaßen, gefährdet war.

Die englische Regierung zeigte sich unsern Forderungen geneigt und wollte uns definitiv die Wohlthaten der letzten

Navigationsakte zusichern, auch dieselben unsern Wünschen gemäß ausdehnen, und das unter einer einzigen Bedingung, nämlich der Meistbegünstigung.

Diese Forderung war, das werden Sie hoffentlich zugeben, eine so vernünftige, daß man sie unmöglich verweigern konnte. England hatte uns thatsächlich mehr eingeräumt, als wir durch die Verträge mit Belgien und Frankreich erreicht hatten, und nachdem wir von ihm alles erlangt, was die ökonomischen Interessen unsers Landes fördern konnte, war es auch natürlich, daß wir ihm nicht besondre Vorteile, wohl aber das Recht der Meistbegünstigung zugestanden.

Wollen Sie außerdem gütigst berücksichtigen, daß unsre Konzessionen nicht umsonst gemacht wurden, denn sie wurden aufgewogen durch die ausdrückliche Verpflichtung, während der ganzen Dauer des Vertrages das für uns höchst wichtige Prinzip einer vollständigen Gleichheit der beiden Flaggen aufrecht zu erhalten, sowohl gegenüber der Regierung, wie gegenüber den Einnehmern, welche die Differentialtaxen für die fremden Schiffe zu erheben haben.

Angesichts der enormen Entwicklung unsrer Handelsflotte ist diese Gleichheit von größerer Wichtigkeit als alle Konzessionen, die wir jemals verlangt oder die wir jemals von andern Nationen erhalten könnten.

Sie werden die Richtigkeit meiner Behauptung hoffentlich einsehen, wenn Sie bedenken, daß wir nahe an 25 000 Seeleute haben und nahe an 3000 Schiffe, das heißt mehr Männer und Fahrzeuge, als wir für unsern nationalen Handel verwenden können. So waren früher unsre Rheder auch genötigt, in Amerika die Möglichkeit zu suchen, ihre Schiffe zu verwerten, da sie von fast allen europäischen Häfen durch den Differentialzoll zurückgeschreckt wurden.

England hat ihnen dadurch, daß es ihnen seine Häfen und die der Kolonien geöffnet hat, einen unberechenbaren Vorteil gewährt. Es hat unsrer Navigation ein fast unbegrenztes Feld aufgethan. Hierauf stützt die königliche Regierung die Erklärung, daß kein bis jetzt abgeschlossener oder noch abzuschließender Handelsvertrag unserm Lande jemals so bedeutende Vorteile bieten könnte, als der von uns jüngst in London unterzeichnete.[1]) . . .

LXXXIII.

An den Professor August de la Rive in Genf.

(Turin, 1851.)

. . . Nur dadurch, daß wir allen Mißbräuchen ein Ende machen, können wir uns herauszureißen hoffen. Ich habe eine schwere, schmerzliche Mission übernommen; aber ich durfte weder vor den Schwierigkeiten noch vor dem Kummer zurückschrecken, da es sich um das Wohl des Landes handelte. . . .

LXXXIV.

An den Cav. Massimo d'Azeglio in Turin.

(Turin, April 1851.)

Mein lieber Freund,

Die Nachtruhe und vieles Nachsinnen heute morgen bei ruhigem Kopfe und kaltem Blute haben den gestrigen Entschluß, den ich meinen Kollegen mitgeteilt, nicht ändern können.

Indem ich darauf bestehe, mich vom Ministerium zurückzuziehen, glaube ich nicht seinen Lauf zu hemmen, sondern im Gegenteil ihn zu erleichtern. Wenn das Ministerium Herrn Arnulf ein öffentliches Amt giebt, so vermeidet es für

---

[1]) 27. Februar 1851.

die Zukunft die Demütigung, sein Finanzsystem von einem ihm fremden Manne vertreten zu sehen; eine Demütigung, die ich meinerseits bedaure, so lange ertragen zu haben.[1])

Ein Rückzug ist keine Trennung. Du kannst darauf rechnen, daß ich auch in der Kammer die Politik des Ministeriums stets eifrig verteidigen werde. — Ich glaube nicht, daß in der gegenwärtigen Session noch große Schwierigkeiten zu besiegen sind. Wenn du meine Dazwischenkunft für nötig hältst, um die Verträge durchzubringen, so werde ich sie als Kommissar oder als einfacher Abgeordneter verteidigen.

Es thut mir sehr leid, mich von meinen Kollegen, die mir soviel Wohlwollen erwiesen, auf eine etwas rauhe Weise zu trennen. Aber in der Politik muß man, um festzustehen, ganz reinen Boden behaupten. Man schützt ein Gebäude nicht dadurch vor dem Zusammenstürzen, daß man seine Risse mit Gips verstreicht.

LXXXV.

An den Grafen Carlo Pellion di Persano in Brighton.

(Turin, 10. Juni 1851.)

Geehrter Herr,

Indem ich dem König Ihre Ernennung zum Kommandanten des Geschwaders vorschlug, das gegenwärtig in Genua zu einer Studienreise ausgerüstet wird, beabsichtigte ich öffentlich darzuthun, daß Sie wegen der Ereignisse, infolge deren Sie sich dem Urteile des Kriegsrats unterziehen mußten, das Vertrauen des Königs und des Ministeriums nicht verloren haben.

Sie wünschen aus Privatgründen, die zu untersuchen ich

[1]) Nach diesem Briefe erhielt Cavour das Portefeuille der Finanzen. (19. April.)

mich nicht befugt glaube, dieses Ihnen anvertrauten Postens ledig zu bleiben. Damit nun eine zu Ihren Gunsten gefaßte Entschließung Ihnen nicht nachteilig werde, eile ich, Ihrem Wunsche zu willfahren, und teile Ihnen mit, daß das Generalkommando beauftragt worden ist, Ihr Verbleiben in England gutzuheißen.

Ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihren dortigen Aufenthalt zu Studien über die fortwährenden Verbesserungen im Seewesen benutzen werden. Ganz besonders empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit den Bau der Schraubenschiffe und die Anwendung der Schrauben bei Segelschiffen. Wenn Sie bei Ihrer Rückkehr dem Ministerium einen Bericht über diesen wichtigen Gegenstand erstatten könnten, würden Sie mich sehr verpflichten.

LXXXVI.

An den Grafen Ottavio di Revel in Turin.

(Turin, 19. Juni 1851.)

Exzellenz,

Nachdem die Vorlage über Negoziation einer Anleihe von 4 500 000 Frank im Auslande von der Kammer so gut wie angenommen ist, haben Ew. Exzellenz sich bereit erklärt, sofort als königlicher Kommissar und mit der nötigen Vollmacht versehen, nach England zu reisen. Gestatten Sie mir, Ihnen sowohl in meinem Namen, wie in dem des ganzen Ministeriums, für Ihre Opferfähigkeit, wenn es sich um den Dienst des Königs und das Wohl des Landes handelt, den wärmsten Dank auszusprechen.

Die fragliche Finanzoperation ist von unberechenbarer Wichtigkeit für uns. Durch sie allein können wir dahin gelangen, uns von der unsrem Kredit so nachteiligen Abhängig-

keit vom Hause Rothschild zu befreien. Indem Sie die Leitung dieser Operationen übernehmen, sichern Sie gleichsam den Erfolg und erwerben sich von neuem die Hochachtung Ihrer Mitbürger, die Ihnen bereits für die vielfachen Dienste gebührt, die Sie dem Könige und dem Vaterlande in Friedens- wie in Sturmeszeiten geleistet haben.

Ich bedaure, Ihnen das kgl. Dekret, das Sie zum kgl. Kommissar mit unumschränkter Vollmacht für die Unterhandlungen im Auslande ernennt, nicht vor Ihrer Abreise einhändigen zu können. Aber da dasselbe der Ausfluß eines Gesetzes ist, das erst von einem Teile des Parlaments bestätigt worden ist, kann die Unterschrift des Königs erst nach Abstimmung des Senats erfolgen, d. h. in einigen Tagen. Es wird Ihnen dann durch einen Kabinets-Kurier nach London geschickt werden. Nichtsdestoweniger können Sie sofort nach Ihrer Ankunft handeln, als ob es bereits in Ihren Händen wäre, und da Ihnen das Dekret die ausgedehnteste Vollmacht erteilt, können Sie mit unbeschränkter Freiheit die Mittel wählen, die Ihnen zur Erreichung Ihres Zweckes und zur glücklichen Lösung der Aufgabe die günstigsten scheinen. Da aber das Ministerium das Terrain für diese Operationen geebnet hat, scheint es mir zweckmäßig, Ihnen das bereits Geschehene ins Gedächtnis zu rufen.

Ich hatte schon die Ehre, Ihnen meine Korrespondenz mit England vorzulegen, und kann mich somit auf Mitteilung des erlangten Resultats beschränken.

Sie wissen, Herr Graf, daß sich unser Gesandter in London, nachdem das Haus Baring Brothers die Negozirung einer sardinischen Anleihe verweigert hatte, an das Haus J. Hambro und Comp., Bankiers der dänischen Regierung, gewendet hat.

Die mit diesem Hause angeknüpften Verhandlungen legen aber der Regierung noch nicht die feste, förmliche Verpflichtung auf, ihre Interessen ausschließlich in seine Hände zu legen.

Immerhin ist es durch sein offnes, redliches Verfahren gegen uns, durch die Bereitwilligkeit, mit der es uns seine Dienste anbot, in einem Moment, wo alle Bankiers in Europa uns den Rücken kehrten, dazu berechtigt, von uns bevorzugt zu werden, und es wäre unsrer nicht würdig, dies ohne die triftigsten Gründe verkennen zu wollen. . . .

Bei den gegenwärtigen Zuständen Europas darf man nicht daran denken, mit irgend einem Hause eine Anleihe à forfait abzuschließen. Rothschild selbst würde, trotz aller Begünstigungen, nur einen kleinen Teil der Rente übernehmen, die wir ausgeben wollen. Es bleibt uns kein andrer Weg übrig als die öffentliche Subskription, unter Leitung wohlbekannter Bankiers, die das Vertrauen des Publikums besitzen. An dieses System sind die Engländer gewöhnt und es hat schon öfters vorzügliche Resultate gebracht.

Damit aber in einem Moment, wo unsre Rente auf den bedeutendsten Plätzen Europas sehr niedrig steht, eine Subskription Erfolg habe, scheint es mir unerläßlich, mit einer Anleihe aufzutreten, die sich von allen bisher kontrahirten auffällig unterscheide.

Zu diesem Zwecke habe ich an die Gründung eines Schuldscheins gedacht, dem eine spezielle Hypothek beigefügt wäre und der in gewissem Falle in eine Industrieaktie konvertirt werden könnte. Diese Idee ist mir von Herrn Hambro eingegeben worden. Er billigt sie und hat sie in einem Vorprojekt zusammengefaßt, das ich mir Ihnen zuzusenden erlaubt habe.

Dieses Vorprojekt entspricht den Prinzipien eines bereits von den Kammern bestätigten Gesetzes, und könnte somit den Kontrakten, die Sie abzuschließen haben werden, als Grundlage dienen, wenn Sie nicht nach näherer Untersuchung des Terrains in London für angemessen halten, es abzuändern. Ohne Ihre Freiheit beschränken zu wollen, erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf vier Punkte hinzulenken, von denen größtenteils der Erfolg der Operationen abhängen möchte. Diese Punkte sind:

die Hypothek,
die Konvertirung,
die Amortisation,
die Art der Verzinsung und Rückzahlung des Kapitals.

Die beiden ersten Punkte werden wahrscheinlich keine praktischen Folgen haben; aber sie sind von großer Wichtigkeit, indem sie einen absoluten Unterschied feststellen zwischen dem neuen Fonds und unsern alten, jetzt so gedrückten fünfprozentigen.

Was die Amortisation betrifft, so dünkt mir, je weiter man dieselbe hinausschieben kann, ohne dem Werte unsrer Schuldscheine zu schaden, desto vorteilhafter wird das für unsre Finanzen sein.

In den nächsten Jahren wird unser Budget durch den Überschuß der Einnahmen nicht saldirt werden können, folglich ist es wünschenswert, so lange nicht durch eine zu drückende Amortisation belastet zu sein. Ich denke, es wird möglich sein, dieselbe mittelst der Klausel der Konversion auf sechs oder sieben Jahre hinauszuschieben, in welchem Zeitraume man hoffentlich wird amortisiren können, ohne die Zuflucht zu neuen Anleihen nehmen zu müssen.

Nach der Feststellung der Bedingungen der Anleihe werden Sie, Herr Graf, die Kommission für das Haus zu bestimmen haben, das die Emission übernimmt. In diesem Punkte, scheint mir, brauchen wir uns nur nach dem Verhalten Rußlands und Dänemarks den Häusern Baring und Hambro gegenüber zu richten. Es scheint mir schwierig, vorteilhaftere Bedingungen zu erreichen als die sind, welche jene beiden Staaten unterschrieben haben, und ich glaube, es vertrüge sich nicht mit unsrer Ehre, auf ungünstigere Verträge einzugehen.

Es wäre voreilig, Ihnen schon jetzt von der Verwendung der Kapitalien dieser Anleihe etwas sagen zu wollen. Ich behalte mir vor, später darauf zurückzukommen, und erwähne jetzt nur, daß die erste Summe, die wir erheben werden, wahrscheinlich dazu verwendet werden wird, die letzte Rate der Kriegsentschädigung an Österreich zu zahlen, die am ersten Juli fällig ist.

Wenn ich auch kaum glaube, daß uns der Pariser Platz gegenwärtig viel nützen kann, so werden Sie doch wohl daselbst einige der bedeutendsten Bankiers auf der Durchreise sprechen wollen.

Für diesen Fall bin ich so frei, Sie an Herrn Castelli zu weisen, der gegenwärtig in Paris ist (Hôtel de Bade) und der mir als Vermittler bei mehreren bedeutenden Finanzmännern gedient hat. . . .

Ich erlaube mir Ihnen anzuzeigen, daß ich an das Haus Heat und Comp. in London geschrieben habe, damit die zu Ihren Zwecken nötigen Gelder zu Ihrer Verfügung gestellt werden. Die Abschrift meines Briefes liegt hier bei.

Mit erneuerter Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre, Ew. Exzellenz eine glückliche Reise zu wünschen.

LXXXVII.

An denselben.

(Turin, 30. Juni 1851.)

Herr Graf,

Ich teile Ihre Bestürzung und Ihre Angst. — Die Verzögerung der Debatten über das Gesetz ist fatal für uns. Es steht fest, daß, wenn wir vor zehn Tagen abgeschlossen hätten, der Emissionspreis 86 oder 87 hätte sein können. Die Pariser Bankiers haben nachteilig eingewirkt. Diese Herren glauben wirklich, die Operation könne nur zu verhältnismäßig niedrigem Preise gelingen. Herr Odier[1]) hat es nach Ihrer Abreise noch wiederholt gegen Herrn Castelli ausgesprochen.

Ich hoffe noch, das bedeutende Steigen der Pariser Papiere und das glänzende Resultat der Subskription werden dem Herrn Hambro wieder Mut machen. Auf alle Fälle wird das Land diese Operation, deren Leitung Sie so bereitwillig übernommen haben, nicht bereuen dürfen. Das Steigen fand infolge der Voraussetzung statt, daß die Anleihe abgeschlossen sei. Hätten wir anders gehandelt, hätten wir fortfahren müssen, die Rente zu fünf Prozent durch Rothschild zu emittiren, so hätten wir uns viel härtern Bedingungen fügen müssen.

Sie werden von den Schwierigkeiten gehört haben, die dadurch entstanden sind, daß der Senat Artikel 2 des Budgets „Allgemeine Ausgaben" verworfen hat. Es handelt sich um die Pensionen, die 8000 Frank übersteigen. Hoffentlich gelingt es uns noch, die Schwierigkeiten zu besiegen. Aber bei einer undisziplinirten Majorität wie die unsrige kann man für nichts einstehen.

---

[1]) Schwager des Bankiers de la Rue.

Genehmigen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung und Ergebenheit.

LXXXVIII.

An denselben.

(Turin, 5. Juli 1851.)

Herr Graf,

Ich kann Ihnen nicht genugsam ausdrücken, welche große Freude es mir bereitet, aus Ihren geehrten Briefen vom 30. Juni und 2. Juli zu erfahren, daß die Anleihe, die Sie gütigst zu vermitteln übernommen, nun wirklich zum Abschluß gekommen ist.

Diesen glücklichen Erfolg hat man größtenteils der außerordentlichen Geschicklichkeit und Klugheit zu danken, mit der Sie in dieser delikaten Sache zu Werke gegangen sind. Ich gestehe Ihnen, daß ich einige Tage in großer Angst zugebracht habe, denn ich kannte alle die Intriguen, die Sie zu entlarven, alle Schwierigkeiten, die Sie zu bekämpfen hatten.

Mir scheint wirklich der Preis von 85 überaus befriedigend, und in Betracht unsers Kredits an den Börsen auf dem Kontinent denke ich nicht, daß man etwas Besseres erwarten durfte. Wenn man daran denkt, daß vor kaum einem Monat unsre Rente auf 80 stand, kann man sich glücklich schätzen, eine Anleihe von 75 Millionen zu 85 abgeschlossen zu haben.

Ew. Exzellenz befragen mich um die Verwendung der Gelder, die bei Hambro eingezahlt werden sollen. Wie schon erwähnt, soll die erste disponible Summe zur Tligung der letzten Rate der Kriegsentschädigung an Österreich dienen, die sich auf sechs Millionen Frank beläuft, außer fünf Prozent

Zinsen vom 1. September 1849 bis zum Zahlungstage. Laut Friedensvertrag soll die Zahlung in Paris erfolgen, es ist aber nicht gesagt in wessen Hände. Bis jetzt war es das Haus Rothschild, das für uns gezahlt und für Österreich empfangen hat.

Ich denke, um uns dieses große, mächtige Handelshaus nicht ganz und gar zu entfremden, ist es besser, den letzten Preis unsers Unglücks in seine Kasse einzuzahlen.

Ich habe bei dem Baron James anfragen lassen, ob er geneigt wäre, die letzte Zahlung an Österreich zu übernehmen gegen gleichzeitige Zahlung der Summe in seine Kasse in London. Wenn Rothschild, wie ich glaube, sich mit $^1/_4$ oder höchstens $^1/_3$ Kommission begnügt, dürfen Sie nur die betreffende Summe an seine Neffen auszahlen lassen. Macht er unvernünftige Ansprüche, so können Ew. Exzellenz mit Herrn Hambro die billigste Weise besprechen, wie man die Summe dem Grafen Gallina zukommen läßt, damit er sie direkt an die Repräsentanten Österreichs zahle.

Was die Mittel und Wege betrifft, die Gelder der Anleihe nach Turin und Genua zu befördern, so überlasse ich das ganz und gar Ihrer Klugheit. Sie können sich darüber mit Herrn de la Rue beraten, der in allen Wechselgeschäften sehr erfahren ist. Die Sendung der Barren wird keine Schwierigkeiten haben, da ja Dampfschiffe direkt von Liverpool nach Genua gehen.

Morgen werde ich Ew. Exzellenz über die Eisenbahnen berichten. Die beschränkte Zeit gestattet mir heute nur noch, Ihnen die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung zu wiederholen.

LXXXIX.

An denselben.

(Turin, 9. Juli 1851.)

Exzellenz,

Ihr geehrtes Schreiben vom 5. d. Mts. bringt mir die freudige Nachricht, daß die Subskription auf die Anleihe den glänzendsten Abschluß gefunden. Ich gratulire Ihnen in meinem Namen wie im Namen des Landes zu diesem Erfolge. Das Bewußtsein, dem Vaterlande einen so wichtigen Dienst geleistet zu haben, wird Sie hoffentlich für die Mühen, für die Angst und Sorge entschädigen, die Ihnen die so geschickt geführten Unterhandlungen dieser delikaten Angelegenheit verursacht haben müssen.

Ihre Maßnahme, 600 000 Pfund Sterling zu reserviren, um sie zum Kurs zu veräußern, hat meinen vollen Beifall. Ich hoffe, daß wir dadurch den Durchschnittspreis von 85 erhalten werden, und ich versichere Sie, daß das ein Kurs ist, den jedermann äußerst vorteilhaft finden muß.

Ich habe aus Ihrem Briefe die Abschrift der beiden mit Hambro und Sohn abgeschlossenen Kontrakte zurückbehalten; sie scheinen mir sehr vernünftig abgefaßt zu sein. Artikel 5 des Privatkontrakts macht der Delikatesse Hambros alle Ehre und beweist, wie viel Vertrauen Sie ihm einzuflößen gewußt haben.

Ich erlaube mir nur eine Bemerkung. Nach Artikel 3 können die Zinsen in Turin und Genua bezahlt werden, wenn die Forderung einen Monat vor der Verfallzeit eingereicht wird, und in diesem Falle wird die Zahlung in Gold und Silber stattfinden. Diese letzte Bedingung läßt, wie mir scheint, dahingestellt, wie das Pfund Sterling berechnet werden soll. Wird man sich beim Wechseln nach dem jewei-

ligen Kurs oder nach der Wertgleichheit richten? d. h. wird man die Koupons nach dem Kurszettel berechnen, oder soll ein fester Kurs beibehalten werden, indem man in Turin ein Gewicht an Gold giebt, das dem in London zu zahlenden Pfund Sterling gleichkommt? Es scheint mir wünschenswert, sich hierüber zu erklären, und die Art der Einwechselung des Pfund Sterl. zu bestimmen. . . .

Die Anleihe wurde zur rechten Zeit abgeschlossen, denn unsre Feinde scheinen im Begriff, die öffentliche Meinung gegen uns aufzureizen. Ich glaube Rothschilds Hand in dem Artikel der „Times" zu erkennen. Baron James hatte angekündigt, daß wir scheitern würden. Er hat sich sogar folgendes Wortspiel über uns erlaubt: l'emprunt est ouvert, mais non couvert.

Genehmigen Sie, Herr Graf, von neuem die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit.

XC.

An denselben.

(Turin, 15. Juli 1851.)

Herr Graf,

Sie können stolz darauf sein, diesen Sieg davongetragen zu haben, denn es ist jetzt außer Zweifel, daß Ew. Exzellenz mit argen Feinden zu thun hatte. Ich gestehe, daß ich bis zu dem Augenblicke, wo Ihre Briefe mich von der ersten Einzahlung benachrichtigten, in großer Unruhe gelebt habe.

Ich zweifle nicht daran, daß nun alles seinen regelrechten Gang gehen und die Hausse einige Zeit andauern wird. Wenn das der Fall ist, so werden wir viel gewonnen haben, einmal was die Verantwortlichkeit betrifft, dann aber auch materiell durch den Umsatz des reservirten Betrages zu höherm Kurs.

Für den Augenblick brauchen die Finanzen keine bedeutenden Summen. Ich werde mich wahrscheinlich darauf beschränken, auf das Haus Hambro 100 000 Pfund Sterling zu ziehen, für die ich ein Anerbieten zu 25 Lires habe.

Ich warte eine günstige Gelegenheit ab, um Ihnen den Aufsatz von Paleocapa zu senden. Er ist ganz gewissenhaft gearbeitet; man könnte sogar sagen zu gewissenhaft, wenn er nur den Zweck haben soll, Ihnen die nötigen Notizen zu geben, um diese Angelegenheit aus voller Sachkenntnis mit den englischen Staatsmännern abmachen zu können.

Der Senat hat eine Handelssteuer votirt.[1]) Das Gesetz ist mittelmäßig, sogar schlecht, aber es ist schon viel, daß man es überhaupt möglich gemacht hat, den Handel zu besteuern. Wenn die Anwendung mit zu viel Unzuträglichkeiten verknüpft ist, wird man es ändern, aber die Steuer wird bleiben, und anstatt abzunehmen, wird sie erhöht werden.

XCI.

An denselben.

(Turin, 20. Juli 1851.)

Herr Graf,

Ich gestehe, etwas leichtsinnig gehandelt zu haben, als ich mich verpflichtete, am 15. d. durch das Haus Hambro 240 000 Pfund Sterling an Rothschild zahlen zu lassen. Ich wollte so schnell wie möglich mit Rothschild fertig werden, und vor allem den fünf Prozent Zinsen für die 6 Millionen Frank Kriegsentschädigung ein Ende machen.

Ein andermal werde ich vorsichtiger sein.

---

[1]) Gesetz vom 16. Juli 1851, welches eine Gewerbe-, Industrie- und Handelssteuer auferlegte.

Ich werde nicht mehr auf Hambro ziehen lassen ohne vorhergegangenen Avisbrief, aber mein Versprechen auf die 50 000 Pfund Sterl. konnte ich nicht zurückziehen. Die Tratten 1 Monat dato werden erst gegen den 20. August fällig, und bis dorthin wird der zweite, vielleicht sogar der dritte Zahlungstermin der Anleihe herangekommen sein.

Die Papiere auf Paris, die Hambro im Portefeuille hat, könnte er nach Turin schicken, wo er sie sehr vorteilhaft begeben kann. Dem bisherigen Verfahren gemäß müssen diese Tratten an die Ordre des Grafen Caccia, Generalinspektors der Schatzkammer, indossirt werden. . . .

Ich sehe mit Vergnügen, daß Amerika mit der Sendung edler Metalle fortfährt; das wird zur Verbesserung unsrer Fonds beitragen und es uns möglich machen, den reservirten Teil der Anleihe günstig zu plaziren.

Es freut mich sehr zu hören, daß Ihre Frau Mutter eine gute Nacht verbracht und daß die Besserung fortdauert. Die Ihrigen schicken Ihnen das beifolgende Briefchen.

Mit der Versicherung meiner größten Hochachtung und Ergebenheit.

XCII.

An den Caval. Massimo d'Azeglio in Turin.

(Turin, Juli 1851.)

Beifolgend schicke ich dir den Brief von d'Avigdor.[1]) Ich bitte dich, ihn mir vor deiner Abreise zurückzuschicken und mir auch wegen der Orden zu antworten, die für Véron[2])

---

[1]) Einer jener geschäftigen Abgeordneten, die selbst die besten Minister sich nicht immer fern halten können.

[2]) Bekannte Pariser Journalisten, welche den St. Mauritius-Orden erhielten.

vom „Constitutionnel", für Delamarre und für die Offiziere des Prinzen verlangt werden.

XCIII.

An den Grafen Ottavio di Revel.

(Turin, 24. Juli 1851.)

Herr Graf,

Im Vertrauen auf Ihre Bereitwilligkeit, wenn es sich um das Wohl des Landes handelt, nehme ich Ihre Gefälligkeit in Anspruch, um Ihnen den Marine-Offizier Herrn Galli de Mantica[1]) anzuempfehlen, der sich mit einem sehr delikaten Auftrage nach England begiebt.

Vorigen Winter hatte ich den Marquis Ricci nach London geschickt, um dort Bauholz anzukaufen und Erkundigungen über die Schraubenschiffe einzuziehen. Der Marquis Ricci brachte zwei von den ersten Schiffsbaumeistern Englands (Pitcher und Wigram) verfaßte Pläne mit. Ich beauftragte dann unsre Ingenieure, nach diesen Angaben ihrerseits einen Plan zu entwerfen, sodaß das Ministerium jetzt drei Pläne, oder besser gesagt drei verschiedene Projekte vor sich hat.

Diese Pläne wurden einer Kommission höherer kompetenter Offiziere vorgelegt. Trotz langer Debatten konnte sich die Kommission nicht verständigen und beschränkte sich darauf, dem Ministerium die persönliche Meinung jedes einzelnen vorzulegen. Zwei Mitglieder erklärten sich entschieden für das Projekt Pitchers, eins für Wigram und zwei für unsre Ingenieure. Das sechste Mitglied der Kommission entschied sich weder für noch wider die drei Projekte.

Bei solchen Meinungsverschiedenheiten weiß ich nicht mehr, wen ich zu Rate ziehen soll, denn die Kommission war

[1]) Galli della Mantica, Kommandant der Fregatte „Karl Albert."

aus den bedeutendsten Autoritäten unsrer Marine zusammengesetzt. So habe ich mich entschlossen, Herrn Mantica, einen noch jungen, aber kenntnisreichen, durchaus ehrenhaften Offizier, nach England zu schicken, damit er dort die kompetentesten Männer befrage und sich danach entscheide.

Ich glaube nicht, daß er seinen Zweck auf offiziellem Wege erreichen kann, d. h. indem er sich in die Büreaus der Admiralität einführen läßt; dieser liegt sehr wenig daran — und mit Recht —, für welchen der beiden Schiffsbauer man sich entscheidet. Um etwas auszurichten, müßte er sich in direkten Verkehr mit den im Schiffsbau erfahrensten Offizieren setzen. Ich dachte nun, Sie könnten ihm, dank Ihrer Verbindung mit Lord Minto, äußerst nützlich sein. Lord Minto, der lange Zeit erster Lord der Admiralität gewesen, muß die ganze englische Marine kennen. Außerdem hat er, als Chef des Clan Elliot, überall Verwandte und Verbündete, wo zwei Schiffe oder zehn Zimmerleute beisammen sind.

Ich wage also die Bitte, Sie möchten Herrn Mantica durch Lord Mintos Vermittlung Empfehlungen an die gediegensten Fachmänner, die ihm guten Rat geben könnten, zukommen lassen.

Ob Gallis Mission guten Erfolg hat, davon hängt größtenteils die Zukunft unsrer Marine ab. Ich halte es wie der alte Bollo für absurd, unsre alten Schiffsgerippe ausbessern zu wollen. Um eine Seemacht herzustellen, muß man neue Schiffe bauen, nach den letzten in England eingeführten Systemen. Mit zwei Schraubenfregatten werden wir imstande sein, allen sekundären Flotten des Mittelmeeres die Stirne zu bieten. Wenn wir auch das Doppelte ausgäben, um den Beroldo und den Degenais wieder in Stand zu setzen und neue Segelschiffe in Genua zu bauen, so kämen wir damit nicht

weiter, als wir heute sind. Darum übertreibe ich nicht, wenn ich sage, daß es sich um eine Lebensfrage für die Marine handelt. Genehmigen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit.

XCIV.

An den Cav. Luigi Cibrario[1]) in Turin.

(1851.)

Sehr geehrter Herr,

Ich erlaube mir Ihnen durch Gegenwärtiges zwei namhafte Fabrikanten chemischer Produkte anzuempfehlen, welche an die Gerechtigkeit der von Ihnen geleiteten Administration appelliren wollen bezüglich eines Beschlusses des Zollamts von Genua, das den direkt aus Sizilien kommenden Schwefel mit dem enormen Zoll des raffinirten Schwefels belegen will.

Sie wissen wohl, daß der Schwefel, aus dem die Schwefelsäure gewonnen wird, ein Rohstoff ist, der allen chemischen Produkten zur Basis dient. Wenn man nun den sizilianischen Schwefel, der in Genua 10 bis 13 Lire per Zentner kostet, mit 16 Lire Steuer belegen wollte, so würde die Fabrikation der Schwefelsäure unmöglich werden.

Die chemischen Fabriken haben sich in den letzten Jahren sehr vermehrt. Ich glaube nicht, daß man sie durch den Schutzzoll begünstigen soll; aber die Rohstoffe, die sie verwenden, mit einem fast unmöglichen Zoll belegen, scheint mir eine Regelwidrigkeit, die der aufgeklärte vorzügliche Direktor unsers Zollamtes unmöglich billigen kann.

Ich habe die Ehre.

[1]) Generalintendant des Zollamts.

XCV.

An den Grafen Teodoro Derossi di Santa Rosa in Brüssel.

(Turin, 25. August 1851.)

Mein lieber Freund,

Ich danke Ihnen für den lieben Brief aus Paris. Was Sie mir über die Zustände Frankreichs sagen, scheint mir ganz richtig, und es wäre gut, Ihrem Rate zu folgen. Übrigens ist unser Verfahren von dem, welches Sie vorschlagen, kaum verschieden. Gallina ist der Mann der negativen, abwartenden Politik par excellence.[1])

Ich bin Ihnen ungemein dankbar für die Arbeiten, die Sie in Brüssel machen. Sie werden uns sehr willkommen sein, und werden viel bei den administrativen Reformen nützen, die ich um jeden Preis vorzunehmen beabsichtige.[2]) Ich kann den Entwurf Desambrois nicht annehmen; er kommt mir wie eine arge Täuschung vor. Nur die Worte sind geändert, die Sachen selbst sind geblieben, wie sie waren.

Ich bitte Sie sehr, genaue Studien über die Staatsschuldenverwaltung zu machen. Ich will das Bestehende bei uns nicht zerstören, aber ich denke, man muß diese Einrichtung mit dem übrigen Administrationswesen in Einklang bringen.

---

[1]) Dieses Urteil stimmt mit dem überein, was Adriano di Revel (Bruder Ottavios), den der König nach London gesandt hatte, am 20. August 1849 an Panizzi schrieb: „Sie werden in Gallina einen verständigen Mann, mit Kenntnissen und gutem Willen, gefunden haben, den ich einen bedeutenden Mann nennen würde, wenn seine vorzüglichen Gaben nicht durch ein fast sprichwörtlich gewordnes Schwanken und durch Unschlüssigkeit in allem gelähmt würden." (Lettere ad Antonio Panizzi, pubblicate da Luigi Fagan. Firenze, Barbèra, 1880.)

[2]) In der Sitzung vom 17. Dezember 1850 versicherte Cavour in der Kammer, daß vor Schluß der Session ein Gesetzentwurf über das Rechnungswesen und die administrativen Reformen vorgelegt werden würde.

Untersuchen Sie auch gefälligst das Verhältnis der Bank zur Staatskasse. Das ist in meinen Augen ein wichtiger Punkt. Ich beabsichtige mein früheres Projekt wieder vorzulegen, nur mit einigen für das Land und die Finanzen günstigen Abänderungen. Darum liegt mir so viel daran, über die belgische Methode gründlich unterrichtet zu sein.

Ich bin mit Arbeit überladen, und trotzdem komme ich nicht vom Fleck. Ich weiß wirklich kaum, wie ich es beschaffen soll.

Die nächste Session wird schwierig sein. Die Deputirten werden allerlei Ansprüche machen; Prinzipienfragen werden sich mit persönlichen Fragen verwickeln. Ich bin weit entfernt davon, auf einen glücklichen Erfolg zu hoffen.

Nächste Woche geht der König nach Genua. Ich gehe einige Tage früher hin. Es wäre ein Glück, wenn er so empfangen würde, wie er hofft. Besten Gruß an Salmour, der wohl in Brüssel ist. Sagen Sie ihm, ich rechne sehr auf ihn für gute Hinausführung des parlamentarischen Dramas.

Die administrativen Reformen und die Organisation des Kredits, das sind die zwei Streitrosse, auf denen mein ganzer Feldzugsplan ruht. Beste Empfehlung an Montalto.[1])

XCVI.

An den Grafen Ottavio di Revel in London.

(Turin, 30. August 1851.)

Herr Graf,

Ich halte es für meine Pflicht, Ihr geehrtes persönliches Schreiben vom 25. d. vor meiner Abreise nach Genua mit einigen Worten zu erwiedern.

[1]) Königlich sardinischer Gesandter in Brüssel.

Der Bedarf der Staatskasse für Ende September betrifft:

1. Die Notwendigkeit, die Anweisungen auf den Staatsschatz einzuziehen, die Rothschild im Juni für die vorletzte Zahlung der Kriegsentschädigung an Österreich angenommen hatte.

2. Die Zahlung der am 1. September fälligen Zinsen für die Staatsschuld von 1848.

3. Die vierteljährlichen Besoldungen.

Diese drei Posten betragen zusammen elf Millionen, von denen nur ein Teil durch die gewöhnlichen Einnahmen gedeckt werden kann.

Mit dem, was Sie mir schon schickten und was Sie mir noch schicken wollen, kann ich Rothschild bezahlen. Es bleiben noch die andern Bedürfnisse, deren Kosten ich durch die Anweisungen auf den Staatsschatz bestreiten könnte, wenn wir uns nicht in einem Augenblick befänden, wo die Bank ihren Diskonto außerordentlich einschränken muß. Der Verwaltungsrat von Genua treibt hierin die Vorsicht bis zur Ängstlichkeit, und das ist der wirkliche Grund unsrer augenblicklichen Verlegenheit.

Sie werden sich die Lage der Staatskasse deutlich vorstellen können, wenn Sie sich an mein im Monat Mai vorgelegtes Exposé der Finanzzustände erinnern.

Ich sagte damals, daß ich bei meinem Eintritt in das Ministerium nicht nur die Kassen leer gefunden habe, sondern daß auch nahezu vier Millionen von der Sechsmillionen-Anleihe bereits verbraucht waren. Und wirklich, was Rothschild noch nach der Liquidation der von ihm verkauften Rente schuldig blieb, diente zur Bezahlung der Halbjahrskoupons in Paris, und seitdem ich Minister bin, habe ich keinen Heller mehr von ihm erhalten. Wir haben es der Bank, den Staats-

schuldscheinen und den vier Millionen Obligationen zu danken, daß wir seit April bis zum Abschluß der Anleihe Hambro haben vorwärts gehen, an die sieben Millionen an Österreich zahlen und im Monat Juli die Geschäfte der Staatsschulden führen können.

Die Rückstände aus jener Zeit müssen nächsten Monat gezahlt werden, und das verursacht unsre augenblickliche Verlegenheit. Ist dieser Augenblick vorüber, dann werden wir bis zum Jahresschluß nur geringe Bedürfnisse haben.

Ich behalte mir vor, Ihnen aus Genua, nach Rücksprache mit Herrn Bombrini,[1]) zu schreiben. Ich habe Ihnen einen ganz konfusen Brief geschrieben; aber der Vorabend vor einer Abreise ist für einen Minister dieser Zeit ein bedenklicher Augenblick.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

XCVII.

An denselben.

(Turin, 10. September 1851.)

Herr Graf,

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen während meines Aufenthalts in Genua nicht geschrieben habe; ich hätte es wirklich mit ruhigem Verstande nicht thun können, denn in dieser glückseligen Stadt ist man buchstäblich von morgens bis abends von einem Heer von Bittstellern belagert, die nichts rühren, nichts entmutigen kann.

Ich bin so glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß der König in Genua einen sehr guten Empfang gehabt hat; so

---

[1]) Direktor der Nationalbank, gestorben den 15. März 1882.

gut, wie man es vernünftigerweise hoffen durfte. Kein Enthusiasmus und wenig lärmende Demonstrationen haben stattgefunden, aber überall hat man ihm Achtung und unverkennbare Sympathie entgegengebracht.

Der Aufenthalt des Königs in dieser Stadt wird hoffentlich den Mut der großen Mehrzahl der Bevölkerung etwas aufrichten, und wird ihr helfen, das Joch abzuschütteln, das die rote Minorität ihr aufgedrückt hatte.

Da es den Anführern dieser Partei, die sowohl im Stadtrat wie in der Nationalgarde einflußreiche Stellen bekleiden, nicht gelungen ist, den dem König bereiteten Empfang zu verhindern, werden sie nun wohl ihre moralische Autorität, die sie ihrer Frechheit verdanken, verlieren. Es ist eine Thatsache, daß die Kompagnien, deren Hauptleute sich von der Parade fernhielten, die zahlreichsten waren. Ich denke, man kann, ohne sich Illusionen zu machen, von der Reise des Königs eine günstige Wirkung erwarten.[1])

XCVIII.

An den Grafen Teodoro Derossi di Santa Rosa in Paris.

(Turin, 13. September 1851.)

Mein lieber Freund,

Ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief aus Brüssel. Es freut mich, daß Sie Ihre Zeit so gut haben verwenden können,

---

[1]) Nach den traurigen Ereignissen vom April 1849 war Viktor Emanuel nicht wieder in Genua gewesen. Der Ministerpräsident Azeglio, der ihn dorthin begleitet hatte, schrieb am 6. September 1849 an La Marmora: „Der Empfang, den man dem König bereitete, scheint mir ein wahrer Sieg zu sein. Ich bitte, dem Jocteau (höherer Beamter im Ministerium des Auswärtigen) zu sagen, daß er im Zirkularschreiben dessen erwähne. Auch scheint es mir passend, einige Worte des Lobes für Genua beizufügen, um die Beschuldigungen der Anarchie und ähnliches von dieser Stadt abzuwälzen.“ (S. „Gazzetta Ufficiale“ vom 9. September.)

und daß Sie mit einer reichen Sammlung von Kenntnissen und Dokumenten zu uns zurückkehren werden. Ich werde bis zu Ihrer Ankunft nichts Entscheidendes thun. Ich spreche zu niemanden von meinen Plänen, bin aber fest entschlossen zu thun, was mir unerläßlich scheint, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche diese Aufgabe, die ich mir auferlegt, mit sich bringen wird.

Sie wissen, daß mir nichts an Macht liegt um der Macht willen; mir liegt daran, um meinem Lande nützlich sein zu können. Sobald man mich daran verhindern wollte, würde ich meinen Nebenbuhlern die Reverenz machen und Ackerbau treiben gehen. Ich weiß sehr gut, daß ich bei einer großen Zahl meiner „politischen Freunde“ nicht gerade im Geruch großer Heiligkeit stehe, aber ich glaube nicht, daß diese besagten Freunde mir den Rücken kehren werden, so lange sie mich brauchen, d. h. solange das Land sich in einer schwierigen Lage befindet. Diese Bemerkung hat nicht auf A. (Azeglio) Bezug. Er liebt mich nicht, das weiß ich lange, aber er ist ein ehrlicher Mann, und er wird mir erst das Bein unterschlagen (ne me donnera de croc en jambe que le jour . . .), wenn er jemand haben wird, den er an meine Stelle setzen kann, wenn ich in der Kammer abgenutzt sein werde, was wohl bald der Fall sein wird. A. wird mich ohne Bedauren opfern, bis dahin wird er mich unterstützen.

Der König hat einen guten Empfang gehabt in Genua; besser als ich es erwartete. Das ist ein großer Erfolg. Ich gebe Ihnen keine Briefe für X., denn das wäre das Richtige, um schlecht aufgenommen zu werden; ich will Ihnen aber ein Mittel an die Hand geben, das die Empfehlungsbriefe ersetzt: Sprechen Sie schlecht von mir, dann werden Sie will-

kommen sein. Ich absolvire Sie, auch ohne daß Sie Buße thun für diese „fromme Lüge“ (pia frode).

Adieu; kommen Sie, und seien Sie meiner Freundschaft versichert.

XCIX.

An denselben.

(Turin, 20. September 1851.)

Mein lieber Freund,

Wenn es Ihnen kein zu großes Opfer ist, so kommen Sie über Lyon zurück. Es verlangt mich nach Ihnen, um die endgiltige Basis für das Projekt der administrativen Reformen zu besprechen. Der Umweg über Nizza führt Sie zu weit ab...“.

Für den Augenblick ist keine Rede davon, Gioia[1]) zu ersetzen, oder Panizzardi[2]) auf Cibrarios Posten zu bringen. Ich denke, vor Beginn der Session wird nichts verändert werden. Ich bin mit Deforesta[3]) sehr zufrieden; er wird der allerparlamentarischste Mann im Kabinette sein. Auch San Martino[4]) hält sich gut. Wenn Schwierigkeiten entstehen, so werden sie nicht von dieser Seite kommen.

Falls Sie vor Ihrer Abreise Cousin noch sehen, empfehlen Sie mich ihm. Er gehört zu den wenigen wahren Freunden, die uns in Paris geblieben sind.

Ich habe nichts gegen Gallina, und wünsche aufrichtig, er möchte in Paris bleiben, wo sein schwankender Charakter gerade jetzt vorzüglich gut hinpaßt.

---

[1]) Advokat Pietro Gioia, der im November 1850 Mamelli im Unterrichtsministerium gefolgt war.

[2]) Direktor der ersten Abteilung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

[3]) Siegelbewahrer.

[4]) Graf Gustavo Ponza di San Martino, erster Sekretär im Ministerium des Innern.

Ich reise nach Vercelli, wo ich den Provinzialrat bewegen will, ein ganz neues System für die Verteilung der Domänengewässer anzunehmen.

Leben Sie wohl. Tausend Grüße.

C.

An den Grafen Ottavio di Revel in Turin.

(Turin, Oktober 1851.)

Herr Graf,

Ich bedaure lebhaft die Schwierigkeiten, welche bei Regelung der Kosten für Ihre Londoner Mission entstanden sind. Aber noch mehr würde ich bedauern, wenn Sie durch einen augenscheinlichen Irrtum oder durch unvorhergesehene Ereignisse auf der Reise am Ende noch materielle Opfer zu bringen hätten.

Es ist in der That leicht, sich zu überzeugen, daß Sie bei der Berechnung Ihrer Aufenthaltskosten in London einen Teil derselben übergangen haben. Sie sind hundert Tage dort gewesen und Sie berechnen Ihre Ausgaben nur zu 5572 Frank, das heißt zu 55 Frank den Tag, was unmöglich richtig sein kann.

Ich erinnere mich, in London zu einer Zeit gewohnt zu haben, wo das Leben weit nicht so kostspielig war als während der Ausstellung, und doch weit mehr gebraucht zu haben.

Ich bitte Sie daher dringend, Herr Graf, Ihre Uneigennützigkeit nicht so weit zu treiben, daß Sie einen Teil der Reisekosten auf sich nehmen wollen, sondern zu gestatten, daß Ihnen wenigstens das zurückerstattet werde, was Sie thatsächlich ausgegeben haben und was die bereits von Ihnen empfangene Summe sicherlich übersteigt. Die Regierung hat von einem so hochgestellten Manne wie Sie Dienste annehmen

können, die sie auf keine andre Weise als durch ihre Befriedigung und Dankbarkeit anerkennen konnte, aber sie würde sich einer wirklichen Unzartheit schuldig machen, wollte sie es zulassen, daß Sie sich infolge augenscheinlichen Irrtums so große pekuniäre Opfer auferlegten.[1])

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

CI.

An Herrn Raffaele Rubattino[2]) in Genua.

(Turin, 26. Oktober 1851.)

Sehr geehrter Herr,

Ich habe die Briefe gelesen, welche Sie während meiner Krankheit an den Grafen Martini geschrieben haben. Sie haben vielleicht Recht, für den „Mozambano“ nicht mehr als 250 000 Frank bezahlen zu wollen, aber zu diesem Preise kann ich denselben Ihrer Gesellschaft mittelst Privatunterhandlungen nicht abtreten. Das würde eine bittere und nicht unbegründete Kritik veranlassen. Wir haben beide, Sie wie ich, viele Feinde, welche diese Gelegenheit benutzen würden, um uns zu beschuldigen. Sie würde man der Bestechung anklagen, mich, daß ich die Interessen des Staates und der Marine preisgebe. Wenn die Idee, einige Dampfschiffe zu veräußern, bei der Diskussion des Budgets die Oberhand ge-

---

[1]) Der Graf Revel beanspruchte keine Revidirung seiner Rechnung, bat aber Cavour, ihm vom König den St. Mauritius-Orden für einen alten braven Landarzt, den Dr. Castelli, Bürgermeister von St. Sébastien, zu verschaffen, welcher Bitte entsprochen wurde.

[2]) Rubattino war 1851 Direktor der sardinischen Dampfschiffgesellschaft. Er besaß eine seltene Thatkraft, ausgebreitete merkantile Kenntnisse und einen Unternehmungsgeist, der an Verwegenheit grenzte. Ignazio Florio und Raffaele Rubattino können als die wirklichen Gründer der italienischen Handelsflotte betrachtet werden.

winnt, werde ich die öffentliche Versteigerung versuchen; sollte diese fehlschlagen, so werde ich sehr gern mit Ihnen unterhandeln.

Mich beschäftigt sehr ernstlich die Verbindung mit Tunis. Ich werde einige Probereisen mit den königlichen Dampfschiffen machen lassen, die wir mit einander besprechen wollen. Der Erfolg soll als Basis für eine Konvention mit Ihrer Gesellschaft dienen. Dieses Vorhaben ist aber von der Reform der Sanitätsgesetze abhängig, die ich zu fördern beabsichtige, doch wäre es wünschenswert, dieselbe von der öffentlichen Meinung in Genua unterstützt zu sehen: die Handelskammer hat sich dafür erklärt. Es wäre viel gewonnen, wenn die Stadt diesem Beispiel folgen wollte. Versuchen Sie es, zu erreichen.

Ich zweifle nicht daran, daß Sie im Gemeinderate für die Docks stimmen. Es wäre — ich wage zu sagen — eine Schande für Genua, wenn die Stadt das Anerbieten der Regierung ablehnte.

Ich habe eine Reform des alten Reglements angeordnet, demzufolge in Sardinien die gleichzeitige Einschiffung der Waren auf demselben Schiffe für das Ausland und für die kontinentalen Staaten verboten war.

Ich habe die Ehre.

CII.

An den Bankier Antonio Ranza in Novara.

(Turin, 7. November 1851.)

Teuerster Freund,

Ich eile, die beiden in deinem Briefe vom 7. enthaltenen Fragen zu beantworten.

1. Die Regierung hat es übernommen, für die Hälfte des zum Ausbau der Novara-Bahn nötigen Kapitals zu sub-

skribiren; nicht weil das eine vom englischen Unternehmer auferlegte Bedingung war, sondern weil es voraussichtlich unmöglich gewesen wäre, im Lande selbst das zu diesem Unternehmen notwendige Kapital zusammenzubringen. Sollte die Regierung sich aber geirrt haben und die Aktien gesuchter sein, als sie dachte, so wird sie sehr gern dem Publikum alle oder einen Teil derjenigen, die sie sich vorbehalten hat, abtreten.

2. Es ist wahr, daß Österreich das Ansuchen an uns gerichtet hat, Pavia zum Vereinigungspunkte der lombardischen Eisenbahnen mit den sardinischen zu machen. Aber das wurde von uns entschieden abgeschlagen. Wir haben im Gegenteil verlangt, daß die Vereinigung in der Richtung von Novara oder Vigevano stattfinden solle. Dieser Punkt ist aber noch nicht festgestellt worden, sondern ist im Anstand geblieben. Es kann in Sardinien keinen Minister geben, der dumm genug wäre, diesen Vorschlag Österreichs anzunehmen, der nicht von Wien ausgeht, sondern von Mailand aus eingeflüstert wurde. Wenn wir bei unsrer Absicht bleiben, so wird Österreich sich unsern Ideen nähern und Novara zum Knotenpunkt bestimmen, der die Lombardi in direkteste Verbindung mit Turin und Frankreich bringt.

Ich möchte dir dieses Unternehmen sehr warm empfehlen; dasselbe soll unsern Provinzen neues Leben verleihen und wird auch für die dabei Beteiligten sehr ersprießlich sein. Dein Einfluß, dein Beispiel vermögen sehr viel über deine Mitbürger. Du würdest dich um das Vaterland verdient machen, wolltest du uns zu dem nötigen Beistande verhelfen, um die Hindernisse zu besiegen, auf welche derartige Unternehmen bei uns natürlicherweise stoßen müssen.

Bewahre mir deine teure Freundschaft und sei der meinigen versichert.

CIII.

An Herrn Raffaele Rubattino in Genua.

(Turin, 12. Januar 1852.)

Geehrter Herr,

Der Staatsrat hat sich Ihrem Anerbieten nicht günstig gezeigt. Da sein Ausspruch aber noch nicht endgiltig war, habe ich eine Ergänzung des Berichts angeordnet, der ihm vorgelegt werden soll. Ich bedaure diese unvorhergesehene Ungelegenheit recht sehr. Sicherlich haben Ihre Feinde und auch wohl die meinigen sich bemüht, einen Kontrakt, den ich sowohl für die Flotte wie für den Handel für nützlich hielt, zu schanden zu machen. Aber bis jetzt ist es ihnen noch nicht gelungen, meinen Mut zu brechen, und wird ihnen auch nicht so leicht gelingen; wenigstens nicht eher, als bis sie es dahin bringen, daß ich das Vertrauen des Parlaments und das des Königs verliere.

Da ich die Schwierigkeiten, die aus der Weigerung des Staatsrats entstehen können, recht wohl begreife, rate ich Ihnen, eine Eingabe um Pachtung des besagten Dampfschiffes vorzubereiten.

In Eile habe ich die Ehre.

CIV.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Racconigi.

(Turin, 12. Mai 1852.)

Lieber Castelli,

Wir haben Grund zu glauben, daß der König, dank einer wohldurchdachten Intrigue, über die Ernennung Rattazzis [1]) sehr aufgebracht ist. Um ihn zu besänftigen, hat Rattazzi den

[1]) Zum Kammerpräsidenten.

hier beigefügten Brief an ihn geschrieben. Wir glauben aber, es wäre besser, ihm denselben nur zu übergeben, falls er sich geneigt zeigt, der Vernunft Gehör zu geben. Begeben Sie sich also zum König. Bestehen Sie darauf vorgelassen zu werden, und aus der Art, wie er Sie empfängt, werden Sie urteilen, ob Sie das Blatt übergeben sollen oder nicht. In welcher Stimmung Sie aber auch den König finden mögen, sprechen Sie zu ihm mit der edeln Offenheit, die Ihren Worten so vielen Wert verleiht und sagen Sie ihm, daß die, welche ihn wahrhaft lieben, die ihm und seiner Familie ergeben sind, alles opfern, um ihm, trotz der Opfer, die man der Nation auferlegen muß, die Liebe seines Volkes zu erhalten. Sofort nach der Audienz beim Könige schicken Sie mir den Boten gefälligst zurück.

Es umarmt Sie Ihr Freund.

CV.

An den Advokaten Vincenzo Salvagnoli in Florenz.
(Turin, 20. Juni 1852.)

Bester Freund,

Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme bei Gelegenheit meines Austritts aus dem Ministerium.[1]) Seien Sie überzeugt, daß derselbe für die Sache der Konstitution keine Nachteile haben, sondern ihr vielleicht sogar von Nutzen sein wird. Es war meiner Meinung nach nicht nur nützlich, sondern durchaus notwendig, die liberale Partei stark zu konstituiren. Das konnte nur geschehen, wenn man einen Schleier über die Vergangenheit zog und alle diejenigen amnestirte, die mehr aus Unwissenheit als aus Böswilligkeit 1849 das Land entzügelten. Azeglio, der zuerst diese Notwendigkeit eingesehen

---

[1]) 21. Mai.

hatte, irrte sich später über die Konsequenzen, und führte so eine Krisis herbei, die mit seiner oder meiner Entfernung von der Macht enden mußte. Die auswärtige Politik erforderte, daß ich geopfert werde. Azeglio, glaube ich, hätte sich gern zurückgezogen; ich riet ihm aber aus allen Kräften davon ab, und so blieb er und ich ging, ohne jedoch aufzuhören, sein persönlicher und politischer Freund zu sein. Es wird auch an Azeglio die Reihe kommen auszuscheiden, und dann wird man imstande sein, ein wahrhaft liberales Kabinet zu bilden. Inzwischen benutze ich meine wiedererlangte Freiheit, um eine Reise nach England und Frankreich zu machen. Ich würde auch nach Toskana gehen, wenn ich nicht fürchtete, der Polizei zu viel zu schaffen zu machen.

CVI.

An den Kav. Michelangelo Castelli in Turin.

(Brüssel, 7. Juli 1852.)

... Thiers hat recht. Es giebt gewisse Winde, die sich plötzlich in der politischen Atmosphäre erheben, denen niemand widerstehen kann. Gottlob dauern die Winde nicht ewig. Sie verlieren an Kraft, aber in manchem Augenblick zerknicken sie alles, worüber sie hinstreifen. Ich weiß nicht, ob der Augenblik für Piemont gekommen ist. Vielleicht können wir ihm ausweichen, wenn wir es verstehen, klug und zugleich geschickt zu sein. ...

Morgen bin ich in London. ...

CVII.

An denselben.

(London, 13. Juli 1852.)

Ich habe Ihren lieben Brief vom 7. erhalten. Die Details, die Sie mir über unsre innere Politik mitteilen, sind

nicht beruhigend. Ich hoffe dennoch, daß Ihre bösen Prophezeiungen sich nicht verwirklichen werden. Die Redlichkeit des Königs und der gesunde Sinn der Nation werden uns retten. Ich meinerseits werde alles thun, was in meinen Kräften steht, um das Scheitern unsers konstitutionellen Fahrzeugs zu verhüten, und ich bin entschlossen, Geduld zu haben und alle Widerwärtigkeiten zu ertragen.

Thiers sagte zu mir, als er mich verließ: „Wenn Sie zum Frühstück Nattern gegessen haben, und man Ihnen zu Mittag wieder Nattern auftischt, so lassen Sie sich das nicht verdrießen.“ Thiers spricht aus Erfahrung: hätte er einige Nattern mehr verschluckt, so wäre Frankreich vielleicht nicht dahin gekommen, wo es ist.

Versuchen Sie unsern Freunden Geduld zu predigen. Seien Sie übereugt, daß das für den Augenblick die gescheiteste Politik ist.

Ich kann meine Rückkehr nicht beschleunigen; in diesem Augenblicke würde meine Gegenwart in Piemont nur Verlegenheit verursachen.

Ich habe Ihnen von Brüssel aus den Sturz des Kabinets Frère-Rogier mitgeteilt. Meine Weissagung hat sich bald verwirklicht. Dieser Sturz ist fatal für uns, denn er ermutigt die Dreistigkeit des Klerus.

Ich kann Ihnen noch nichts über das Resultat der englischen Wahlen mitteilen. Das, was man bis jetzt weiß, läßt voraussetzen, daß Lord Derby nicht die Majorität haben wird. Trotz der Ansicht einiger Liberalen glaube ich nicht, daß seine Partei geschwächt aus dem Wahlkampf hervorgehen wird.

Nachdem sich das Land endgiltig für den free-trade entschieden, wird die konservative Partei, von der hemmenden Last des Protektionssystems befreit, ein freieres Verhalten an-

nehmen. Ich zweifle folglich daran, ein Ministerium werde sich auf solider Grundlage konstituiren können, wenn jene Partei ihm feindlich ist.

England ist durch und durch konservativ. Lord Palmerston hat das auf die liebenswürdigste Weise vor den Wählern von Tiverton ausgesprochen, und ich glaube, er hat dermaßen recht, daß ohne die Frage über den free-trade, die nicht für jeden vernünftigen Menschen zulässig ist, Lord Derby die Majorität gehabt hätte. . . .

CVIII.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(London, 15. Juli 1852.)

Mein lieber Freund,

Ich schreibe dir in Eile einige Zeilen, um dir zu sagen, daß ich soeben eine lange Unterredung mit Herrn Mantica gehabt, die mich von der Notwendigkeit überzeugte, seinen Aufenthalt in England zu verlängern.[1]) Sein Nachfolger Malatesta kann kein Wort englisch, kennt niemand, und wird sich sicherlich nicht zu helfen wissen, wenn Mantica ihm nicht einige Zeit zur Seite steht. Ich bitte dich daher dringend, diesem Offizier zu schreiben, daß er bis September in England bleiben darf.

Es handelt sich um eine Ausgabe von etwa zwei Millionen, und um ein Schiff, den Kern unsrer Seemacht bildet. Es lohnt der Mühe, sich darum zu kümmern.[2])

London ist wie ausgestorben. Ich habe Lord Malmesbury gesehen, der äußerst liebenswürdig war, und mir viel

---

[1]) Bei der Neubildung des Ministeriums vom 21. Mai war dem Kriegsminister La Marmora die Marine übergeben worden.

[2]) Parlamentsreden des Grafen Cavour. Vol. VI, pag. 240.

gutes über unser Land sagte. Lord Palmerston kommt erst heute Abend in die Stadt zurück; morgen werde ich ihn sehen. D'Azeglio [1]) ist ein guter Mensch; er ist sehr beliebt in der Gesellschaft, besonders bei den Damen, was auch nicht zu verachten ist.

Lebe wohl. Da du zwei Ministerportefeuilles hast, will ich dir keine Zeit durch unnützes Geschwätz rauben, und Wichtiges habe ich dir nichts zu sagen.

CIX.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Turin.

(London, 17. Juli 1852.)

... Wenn dem König etwas an Azeglio liegt, so wird er das gegenwärtige Ministerium wohl noch dulden müssen. Übrigens habe ich Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß der Name Azeglio hier noch einen großen Einfluß ausübt. 95 Prozent der englischen Staatsmänner kennen absolut nichts andres als ihn; ihm allein wird alles Gute zugeschrieben, was in Piemont gethan worden ist. Sie werden mir sagen, daß das ein Irrtum, eine Ungerechtigkeit ist — mag sein, aber es ist so, und es wäre unmöglich, es zu widerlegen, ohne dem Ruf des Landes zu schaden. Lord Palmerston, der überaus liebenswürdig gegen mich war, sprach darüber in folgenden Ausdrücken: In England hält man viel von Azeglio und hat großes Vertrauen zu ihm. Übrigens, um sich zu überzeugen, wie Azeglio hier beurteilt wird, lesen Sie den Artikel über „Piemont" in der „Edinburgh Review." Er ist durchaus nicht feindselig gegen mich; im Gegenteil, er sagt allerlei Liebenswürdigkeiten von mir, aber

---

[1]) Emanuele d'Azeglio, sardinischer Gesandter in London.

trotzdem beurteilt er die letzte Ministerkrisis vollständig verkehrt, und giebt ganz und gar Azeglio recht. . . .

In meinem letzten Briefe sagte ich Ihnen, das Ministerium habe vielfache Siege davongetragen; seitdem haben sich dieselben noch wiederholt, und nun ist es gewiß, daß, selbst wenn es nicht die Majorität erhalten sollte, was noch möglich ist, es doch stark genug sein wird, um gleich am Anfang der Session jedem Versuch der Opposition, es zu stürzen, Widerstand leisten zu können.

Das Fortbestehen des Kabinets Derby hängt jetzt nur von den Maßregeln ab, die er vorschlagen wird. Wenn er, wie man nach allem schließen darf, die Protektionsfrage aufgiebt und nebensächliche Gesetzentwürfe vorlegt, wie sanitary reform und ähnliche, dann kann er sich halten. Man muß sich drein fügen und Lord Derbys Verbleiben an der Macht als eine Wahrscheinlichkeit annehmen.

Thiers hatte recht, als er mir sagte: „Wenn der Sturm der Meinungen stark aus einer bestimmten Richtung weht, so fühlt man die Wirkung selbst da, wo man sich am sichersten geschützt glaubt.“

Wie es auch sei, man darf den Mut nicht verlieren. Die Tories sind uns nicht feindlich; im Gegenteil, unser Anti-Papsttum verschafft uns ihr Wohlwollen. Der Minister des Auswärtigen hat sich mit mir auf die liebenswürdigste, offenste Weise unterhalten. Dennoch darf man sich von ihrem Beistande im Fall eines materiellen Kampfes nicht zu viel versprechen. Würden aber die Whigs mehr thun? — Das scheint mir sehr fraglich. Die Tories an der Macht zu wissen, ist in diesem Augenblicke nur nach einer Seite hin wirklich nachteilig für uns: sie üben moralisch einen schädlichen Einfluß aus, indem sie unsre freisinnige

Partei entmutigen und die Verwegenheit der Reaktionäre bestärken.

Ich werde noch etwa vierzehn Tage in London bleiben; dann gehe ich nach Schottland, das ich noch nicht kenne und wo ich Gelegenheit haben werde, Lord John Russell zu sehen.

Fahren Sie gefälligst fort, Ihre Briefe nach London zu schicken.

CX.

An den Cav. Luigi Cibrario in Turin.

(London, Juli 1852.)

Lieber Minister,[1])

Der Herr Gallenga[2]), der in den schweren Zeiten von 1848 und 1849 mein Mitarbeiter am „Risorgimento" war und seitdem in England lebt, wo er mit einer reichen Dame dieses Landes verheiratet ist, beabsichtigt eine Geschichte Piemonts für die Engländer zu schreiben. Ehe er dieses schwierige Werk in Angriff nimmt, will er sich nach Turin begeben, um sich einige Dokumente zu verschaffen, die er in London nicht finden kann. Ich möchte ihm diese Arbeit, welche unserm Lande nur nützlich sein kann, da sie jene Inselbewohner mit demselben bekannt machen soll, gern erleichtern, und erlaube mir daher, Ihnen Herrn Gallenga recht angelegentlich zu empfehlen. Aber nicht an den Minister empfehle ich ihn, sondern an meinen Freund Cibrario, an den gelehrten Historiker und den berühmten Akademiker.

Seien Sie überzeugt, daß Sie mir eine persönliche Gunst erweisen mit allem, was Sie für einen braven Italiener

---

[1]) Cavours Nachfolger als Finanzminister.

[2]) Gallenga, History of Piedmont. 3 vols. Chapman and Hall, London, 1855.

thun werden, der, aus seinem Vaterlande vertrieben, nicht daran denkt, es zu schmähen oder durch dumme Konspirationen zu behelligen, sondern es durch seine Werke verherrlichen will.

Genehmigen Sie, lieber Minister, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

CXI.

An den Grafen Ponza di San Martino in Valdieri.

(London, 23. Juli 1852.)

Erstaunen Sie nicht, wenn ich, auch hundert Meilen von Ihnen entfernt, mir Ihren Rat zu holen komme, wie ich mich wohl in dieser schwierigen Lage verhalten soll.

Ich hatte Ihnen von meinem Abschiedsbesuche beim Könige erzählt, und wie seine Art, mich zu empfangen, mir gezeigt habe, daß die Zeit, wo wir ihn an uns heranzuziehen versuchen könnten, noch recht fern liege. Ich reiste also mit dem festen Entschlusse ab, dem Könige während meiner Abwesenheit kein Lebenszeichen zu geben. Und so habe ich es bis jetzt gehalten. Nun erhalte ich aber aus Turin verschiedene Briefe, in denen man mich versichert, der König habe seine Gesinnungen geändert. Man besteht darauf, ich solle an ihn schreiben. Mein Instinkt sagt mir, das nicht zu thun. Nicht aber als ob ich die leiseste Abneigung empfände, einem so guten Könige, den ich so aufrichtig liebe, zu schreiben; ich fürchte nur sein Mißfallen damit zu erregen, und darum scheint es mir besser, ich thue es nicht. Da aber auch anderseits die Freunde, deren ich erwähnte, recht berichtet sein können, so habe ich gedacht, ich frage Sie um Rat. Sie besitzen ja die Mittel, den Wind, der am Hofe weht, zu kennen, und werden daher auch beurteilen können, welches Teil ich am besten erwähle.

Man schreibt mir auch allerlei sonderbare Dinge über Azeglio und seine Pläne. Man versichert mich, er glaube sich in der Lage, die Kammer, das Land, den König beherrschen zu können. Ich müßte solche Kühnheit in Zweifel ziehen, wenn mich nicht das sichere, freie Benehmen seines Neffen auf den Gedanken brächte, der Onkel habe ihm geschrieben, daß er fester als jemals auf den Füßen stehe. Niemand würde es mehr freuen als mich, wenn es ihm gelingt, sich zu befestigen, und sicherlich werde ich nichts thun, um ihm zu schaden.

Die englischen Wahlen sind ziemlich schlecht ausgefallen. Sofort wird das Ministerium nicht umgestoßen werden. Vielleicht wird es heimlich, wenn nicht öffentlich, von einem Teil der früheren Liberalen, und ganz besonders von Lord Palmerston unterstützt werden. Dieser möchte wieder ins Ministerium treten, und in der Überzeugung, daß er nicht John Russells Kollege sein kann, schreckt er nicht vor der Idee zurück, sich mit Disraeli zu verbinden. Das wäre nicht unmöglich. Nachdem die Frage des free-trade aus dem Wege geschafft ist, besteht kein ernster Zwiespalt mehr zwischen Palmerston und den Tories, und was die auswärtige Politik betrifft, so sind sie im wesentlichen einig und weichen nur im Formalen voneinander ab.

Schicken Sie mir Ihre Antwort durch La Marmora, mit dem ich in intimer Korrespondenz geblieben bin und bleiben werde.

Leben Sie wohl. Genesen Sie gründlich und sammeln Sie Ihre ganze Kraft für die nächsten politischen Kämpfe.

Herzlichst Ihr Freund.

CXII.

An den General La Marmora in Turin.

(London, 23. Juli 1852.)

Teuerster Freund,

Erst gestern erhielt ich deinen Brief vom 17. d. Mts. Du hast recht, mir Vorwürfe zu machen, daß ich dir, seit ich Turin verlassen, nichts über Politik geschrieben habe. Mehrere male griff ich zur Feder, aber immer verschob ich es, weil ich die Wahlen abwarten wollte, um nicht von Hypothesen, sondern von geschehenen Thatsachen zu schreiben. Inzwischen habe ich mehrmals an Castelli geschrieben, der ganz in meinem Sinne handelte, indem er dir die Briefe mitteilte.

Was nach meinem letzten an Castelli geschehen ist, hat meine Ansicht über das Resultat der gegenwärtigen Wahlen nicht geändert, und ich will dieselbe in wenigen Zeilen zusammenfassen.

1. Entschiedener Sieg der Doktrinen des Freihandels, der jetzt von den Führern der konservativen Partei als vollendete Thatsache angenommen wird.

2. Verstärkung der ministeriellen Partei; nicht genügend, um der Regierung eine hinreichende Majorität zu sichern, aber stark genug, um die Bildung eines rein liberalen Ministeriums unmöglich zu machen.

3. Wahrscheinlichkeit, oder besser gesagt Möglichkeit einer Spaltung in der konservativen Partei und Annäherung des intelligentesten Teils derselben, mit Disraeli an der Spitze, an die von Palmerston geleitete gemäßigt-liberale Partei.

Dies sind meines Erachtens die Folgen des großen Wahlkampfes. Die eifrigsten Whigs und besonders die Freunde Lord John Russells bilden sich ein, das Ministerium sofort

zum Sturze bringen zu können, ein neues liberales Kabinet zu bilden, und durch Auflösung der Kammer die Majorität zu erlangen. Das sind Blendwerke der Leidenschaft, denen es hoffentlich nicht gelingen wird, die ganze Partei nach sich zu ziehen. Das einzige, was die Liberalen thun sollten, ist, das Ministerium nötigen, seinen Finanzplan so bald wie möglich zu entwickeln und die vagen Hoffnungen, durch welche es sich die Gunst der Landwirte erworben hat, zu verwirklichen. Wenn dieser Plan, wie anzunehmen ist, auf vernünftige Ideen gegründet wird, so wird er den hitzigsten Tories, den enthusiastischen Protektionisten mißfallen und folglich die vorausgesehene Spaltung zwischen Disraeli und dem Anhange seiner Partei herbeiführen, wodurch eine Annäherung an Lord Palmerston unmöglich gemacht wird. Sollte dagegen Disraeli versuchen, verkappten Protektionismus zu treiben, so würde er ohne Erbarmen fallen; denn das Volk will den free-trade und Lord John würde wieder ans Ruder kommen. Der Rückkehr Lord Palmerstons stehen einige Hindernisse im Wege, die aber durchaus nicht unübersteiglich sind. Das wichtigste Hindernis ist die geringe Sympathie der Königin und die Antipathie des Prinzen Albert. Diese Gefühle würden einer gebieterischen politischen Notwendigkeit weichen müssen, aber sie könnten den Ausschlag in der Wagschale geben, wenn sich die Parteien ungefähr das Gleichgewicht hielten. Zweitens sind die letzten Reden Lord Palmerstons auch sogar von den Whigs für zu kühn gehalten worden. Einige versuchen seine Politik als gefährlich für den Frieden darzustellen, der hier von allen Parteien gewünscht wird.

Ich weiß nicht, ob mein Urteil richtig ist. Es beruht gänzlich auf Beobachtungen und Angaben, die ich aus dem Munde der Liberalen habe. Von den Tories habe ich nur

wenige gesehen und von den Staatsmännern nur Malmesbury. Heute habe ich eine Zusammenkunft mit Disraeli. Ich weiß nicht, ob ich viel von ihm herausbekommen werde, aber ich will versuchen, ihn zum Reden zu bringen. Ich glaube, daß dieser Mann einen großen Einfluß auf das Schicksal des Landes ausüben wird.

Welche Folgen nun auch die Wahlen für die innern Angelegenheiten haben mögen, unsre Beziehungen zu England werden im Grunde durch dieselben nicht verändert werden, denke ich. Denn wir dürfen uns von dem Guten, das wir von einem freisinnigen Ministerium zu erwarten hätten, ebensowenig eine übertriebene Vorstellung machen als von dem Schlimmen, das für uns aus der Befestigung der Macht der Tories entstehen könnte. Ich bin gewiß, daß wir die Sympathie beider Parteien besitzen. Lord Palmerston hat es mir mehrmals wiederholt. Diese Gesinnungen haben aber bei den beiden Parteien nicht denselben Ursprung. Sie sind vorhanden; das genügt uns. Dennoch wird diese Sympathie sich niemals durch Thaten beweisen, außer vielleicht um uns gegen etwaige drohende Gefahren zu schützen. Unvorherzusehende Fälle ausgenommen, würden wir sie durch eine etwas gewagte Politik einbüßen. Klugheit ist uns sowohl von Malmesbury wie von Palmerston angeraten worden. Zwischen diesen beiden ist nur der Unterschied, daß ersterer klug ist aus eigner Wahl, der andre aus politischer Notwendigkeit.

. . . Der Graf Corti, der seit vier Jahren hier ist, wird von allen ernsten Männern geachtet und geschätzt, sowohl wegen seiner Talente, als auch der vielen Kenntnisse halber, die er sich erworben hat. . . .

Besten Dank für die Mitteilungen über Monaco. Ich habe mit Malmesbury über diese Angelegenheit gesprochen,

und er hat mich versichert, daß Lord Cowley beauftragt worden ist, die französische Regierung bei den Verhandlungen über eine Verständigung mit dem Fürsten von Monaco zu unterstützen.

Ich war schon von den Schwierigkeiten, die sich unserm Docks-Projekt entgegenstellten, unterrichtet. Sie erschrecken mich nicht. Wenn die militärische Seemacht uns keine unübersteigsteiglichen Hindernisse in den Weg legt, verzweifle ich nicht an dem Erfolge eines für unser Land so ungemein vorteilhaften Unternehmens.

Ich habe noch nicht bestimmt, wann ich auf den Kontinent zurückkehren werde. Ich habe so viel zu sehen, daß ich wirklich nicht weiß, in wieviel Wochen ich alles werde bewältigen können. Voraussichtlich werde ich vor dem 20. oder 25. August nicht in Paris sein.

Von unsern Angelegenheiten spreche ich dir nicht. So lange ich dich im Ministerium weiß, bin ich nicht unruhig. Außerdem muß ich sagen, daß Buoncompagni, wenigstens nach dem, wie ich aus der Ferne urteilen kann, meine Erwartungen übertrifft, nicht was Ehrlichkeit oder Grundsätze anbelangt, aber in Bezug auf seine Energie.

Was die andern Minister machen, weiß ich nicht. Wenn Cibrario und Pernati nichts Gutes stiften, so werden sie doch auch nichts Schlimmes thun, und ich glaube, sie können sich gegenseitig unterstützen. Von Azeglio sage ich nichts. Ich fange an, manches in seinem Charakter rätselhaft zu finden, und ich bin so wenig scharfsinnig, daß ich manchmal nicht recht weiß, ob ich ihn für den schlechtesten oder für den schlauesten Menschen halten soll.

Ich werde den Brief nach meinem Besuche bei Disraeli schließen.

3 Uhr. — Disraeli jubelt Sieg. Er hat Grund dazu, was ihn betrifft. Er ist zur Macht gelangt und es wird schwer sein, ihn zu vertreiben. Er war äußerst höflich gegen mich und freundlich gesinnt gegen das Land. Unsre politische Frage vermied er zu berühren, und ich glaubte nicht, darauf dringen zu sollen.

Lebe wohl. Schreibe mir, wenn du kannst, und sei meiner Freundschaft versichert.

CXIII.

An denselben.

(London, 27. Juli 1852.)

Mein lieber Freund,

Ich erhielt deinen Brief vom 22. und danke dir, daß du meinen Rat bezüglich Manticas befolgt hast. Hoffentlich wird er bald den Kontrakt für die Dampfmaschine der neuen Fregatte abschließen und seinen Nachfolger Herrn Malatesta mit allem vertraut machen können. Dann wird er an die Stelle des armen Serra treten, der seinen Posten so ungern versieht.

Aus Menschenpflicht, als früherer Marineminister, gehe ich morgen mit Mantica und Malatesta die Festungswerke besichtigen. Zuerst gehen wir nach Woolwich; übermorgen dann nach Portsmouth, und vielleicht, wenn wir Zeit haben, auch nach Plymouth. Bei meiner Rückkehr werde ich dir darüber berichten.

Castelli hat dir einen Brief mitgeteilt, der nicht für dich bestimmt war.[1]) Da du ihn nun gelesen hast, kennst du meine innersten Gedanken und weißt, welche Richtschnur ich meinen Freunden vorzeichnen zu müssen glaube. Ich

---

[1]) Brief CIX. London, 17. Juli 1852.

werde nicht aufhören, ihnen zu sagen, daß man im gegenwärtigen Moment alles Nebensächliche der einen Hauptfrage opfern muß: Aufrechterhaltung des freisinnig-konstitutionellen Regierungssystems gegenüber der reaktionär-klerikalen Partei.

Das verhindert mich nicht, mir ein völlig freies Urteil über gewisse Staatsmänner zu erhalten, die ich durchaus nicht zu bekämpfen gedenke. Du wirst dich vielleicht wundern, wie der Aufenthalt in London auf mich gewirkt hat. Was will man machen! . . .

Die Heftigkeit der katholischen Partei wundert mich nicht. Am römischen Hofe herrschen nur gewaltthätige Ratschläge. Überall hat Rom auf milde, versöhnliche Mittel verzichtet, um mit den mörderischsten Waffen zu kämpfen. In Italien, in England, in Belgien, überall verfolgt Rom denselben Zweck: die Unterjochung der bürgerlichen Gesellschaft. Die Mittel wechseln, die Form ändert sich; aber im Grunde herrscht dasselbe Prinzip: Ein Kampf auf Leben und Tod gegen die Unabhängigkeit der bürgerlichen Macht. Rom sieht nicht auf die Mittel, wenn es nur seinen Zweck erreicht. Während es sich bei uns mit den zügellosesten Reaktionären verbindet, benutzt es in Belgien den fremden Einfluß, und macht sich in England ein Organ aus den exaltirtesten Demagogen. Lies die Hirtenbriefe der irländischen Bischöfe bei Gelegenheit der Wahlen, und du wirst radikale Deklamationen darin finden, denen gegenüber die Reden eines Brofferio oder Valerio gemäßigt scheinen.

Die römische Frage ist in diesem Augenblick eine europäische Frage. Rom glaubte, die reaktionäre Bewegung, die sich jetzt in ganz Europa verspüren läßt, benutzen zu können, um seinen mittelalterlichen Einfluß wieder zu erringen, und zu diesem Zwecke macht es verzweifelte Anstrengungen. Aber

seine Erfolge können gewiß nur von kurzer Dauer sein. Die Gewaltthätigkeit seiner Politik wird sicher einen furchtbaren Rückschlag herbeiführen, gegen den wir wahrscheinlich hart zu kämpfen haben werden.

In England macht sich dieser Rückschlag schon fühlbar. Die Hinneigung zum Katholizismus, die sich dort in den letzten zehn Jahren in den höheren Gesellschaftsschichten kundgab, hat vollständig nachgelassen, wogegen protestantische Gesinnungen außerordentlich rege werden. Diesen Regungen ist auch der Sieg der Tories in vielen Ortschaften zuzuschreiben, die als Bollwerke der Freigeistigkeit galten. Sie ist schuld daran, daß nur ein einziger Katholik in die englische Kammer gewählt worden ist, und noch dazu ein Katholik aus einem halbverkommenen Marktflecken, der seinem Vater, dem Herzog von Norfolk, gehört. Ebenso kommt es von dieser protestantischen Bewegung, daß in Nord- und Ostirland nur Protestanten gewählt wurden. Wenn ich auch Anhänger der Religionsfreiheit bin, so tadle ich doch diesen protestantischen Fanatismus und kann es nicht billigen, daß das Ministerium ihn ausgebeutet hat. Aber recht wohl begreife ich die Entrüstung und Aufregung, die das Betragen des römischen Hofes und seiner Agenten in England bei einer großen Menge Leute hervorgebracht hat.

Das alles hat eine gute Seite: nämlich daß die Tories ebensoviel Sympathie für uns haben wie die Whigs, und daß sie jetzt vielleicht weniger Lust haben werden, uns so oft zur Klugheit zu raten.

Ich sehe, daß die Tories gar viel auf Hudson halten, und daß sie entfernt nicht daran denken, die Weisungen, die ihnen Lord Granville gegeben, in rückschrittlichem Sinne umzumodeln.

Lebe wohl, lieber Freund, herzlichen Gruß an Dabormida. Sage ihm, daß ich mich sehr freuen würde, in Paris mit ihm zusammenzutreffen, wozu man mir Hoffnung gemacht.

CXIV.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Turin.

(London, 31. Juli 1852.)

... Ich werde diese Stadt am Ende doch nicht vor nächstem Donnerstag verlassen. Es ist mir plötzlich eingefallen, daß ich Marineminister war, und folglich nicht in England gewesen sein kann, ohne die Einrichtungen der Marine gesehen zu haben. Ich habe also einige Tage für Woolwich, Portsmouth und Gosport verwenden müssen. Darum bin ich noch um kein Haar breit ein besserer Seemann als früher, aber wenn mir jemand von einem großen Arsenal sprechen wird, so weiß ich doch wenigstens, was das sagen will. ...

CXV.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(London, 5. August 1852.)

Mein lieber Freund,

Vorgestern erhielt ich ein Billet von Lord Malmesbury, der mich bat, ihn am folgenden Tage zu besuchen. Als ich zur angegebenen Stunde hinkam, sagte er mir nach einigen Höflichkeitsphrasen ungefähr folgendes: „Ich bin erfreut, Ihnen als ganz zuverlässig mitteilen zu können, daß Frankreich, ebenso wie wir, Ihre Rückkehr ins Ministerium wünscht, und daß dies auch der Wunsch d'Azeglios ist, dessen Neffe vor seiner Abreise mit der Bitte zu mir kam, Ihnen dies im Namen seines Onkels zu sagen."

Diese unerwartete Erklärung, mir so gerade ins Gesicht, hat mich, ehrlich gestanden, in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Glücklicherweise können mich aber auch sogar erstaunliche Dinge nicht aus der Fassung bringen. Ich konnte ihm also mit der ruhigsten Miene von der Welt antworten, daß ich hocherfreut wäre, zu sehen, wie Herr von Butenval,[1]) der nicht aufgehört hätte, mit mir Krieg zu führen auf Leben und Tod, kein sehr treuer Dolmetscher seiner Regierung gewesen; daß es mich gleichfalls glücklich mache, zu erfahren, daß Azeglio keinen Groll gegen mich hege. Was nun meine Rückkehr ins Ministerium beträfe, mit ihm, so hätte ich keine persönlichen Einwendungen dagegen, und auch keine prinzipiellen, da Azeglio den Tag nach meinem Rücktritte die politische Richtung, die ich verfolgte, sanktionirt habe, indem er dem linken Zentrum die Hand entgegenstreckte und seine Kollegen ausschickte, den Verein, dem der größte Teil meiner Freunde angehörte, wieder um Unterstützung anzugehen. Aber, fügte ich hinzu, da ich eine Partei vertrete, die von Azeglio sehr hochfahrend behandelt worden, könne ich mich unmöglich an den Geschäften beteiligen, wenn ich nicht für diese Partei völlige Genugthuung erhielte.

Lord Malmesbury antwortete, ich hätte Recht. Er könne und wolle nicht in die Einzelheiten unsrer inneren Verhältnisse eindringen, nach englischen Begriffen aber könne er mir nicht raten, ohne meine Freunde einzutreten.

Ich gestehe dir, je mehr ich über diesen sonderbaren Schritt Azeglios nachdenke, desto mehr verwundert er mich. Mir scheint, wir sind so freundschaftlich von einander geschieden, Azeglio und ich, daß wir keinen Vermittler brauchten,

[1]) Französischer Gesandter in Turin.

um über unsre Angelegenheiten zu verhandeln. Und selbst, wenn ihm direkte Eröffnungen peinlich gewesen wären, warst denn du nicht da zum Zwischenträger? Azeglio kennt jedenfalls unser gegenwärtiges Verhältnis und weiß, daß ich mich zu nichts verpflichte, ohne mich mit dir zu beraten. Warum läßt er also dich beiseite, und läßt einen auswärtigen Minister mit mir sprechen?

Wahrhaftig, wäre ich schlechter als ich bin, und hätte ich kein so vollständiges Vertrauen in die Versicherungen von Redlichkeit und Rechtschaffenheit, die Azeglio stets auf den Lippen hat, so könnte ich an eine abgefeimte Spitzbüberei glauben. Ich könnte annehmen, Azeglio habe, auf meine Raschheit (vivacité) bauend, darauf gerechnet, ich würde mich durch ein entschiedenes Ablehnen dem englischen Minister gegenüber kompromittiren. Aber ich wiederhole dir, ich verwerfe diese Hypothese, wenn ich auch gehandelt habe, als ob es wirklich so wäre.

Ich habe deinen Rat, den du mir bei unserm letzten Zusammensein gabst, befolgt. Seit meiner Ankunft in England habe ich sehr wenig gesehen. An das Bier kann ich mich nicht gewöhnen; dagegen hat mich eine wahre Leidenschaft für das Selterwasser ergriffen. Das ist noch weniger aufregend. Ich werde auch auf fabelhafte Weise immer ruhiger, sodaß ich ohne Anstrengung auf eine Art handeln konnte, die mich vor niemand kompromittirt.

Welche Motive Azeglio auch für seine Handlungsweise haben mag, ich bin ihm nicht weniger dankbar für die Liebenswürdigkeiten, die mir Malmesbury in seinem Namen gesagt hat, und die Antwort, die ich seinem Mittelsmann gegeben, bin ich bereit, ihm direkt zu wiederholen; und selbst wenn sie ihm nicht sehr behagen sollte, würde ich ihm darum nicht zürnen.

Indessen reise ich in einer Stunde ab, nach Tutterley, dem country-seat deiner Freundin Lady Altertton, unsrer frühern Madame Davenport.

Von da werde ich nach Liverpool und Hull gehen, um die Docks zu besichtigen; und dann gehe ich nach Schottland.

Ich weiß wirklich nicht, wann ich wieder in Paris sein werde. Mir geht es so gut in England, daß ich meinen Aufenthalt wohl auf zwei oder drei Wochen verlängere. Wenn ich denken müßte, meine Gegenwart in Turin könnte euch unbequem sein, würde ich den Winter über hier bleiben und Jäger werden. Lach' du nur! Es wäre nicht lächerlicher, wenn ich mit meinen zweiundvierzig Jahren zu jagen anfinge, als der Raptus, von dem unser verehrter Lehrer, Cäsar von Saluzzo,[1]) mit fünfundsechzig Jahren ergriffen ward, Schnepfen und Enten nachzustellen.

Ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich mit niemand als mit Castelli von meinem Begegnis mit Malmesbury sprechen werde. Er soll mit dir darüber plaudern; wenn auch nur, damit ihr euch zusammen über das merkwürdige Mittel amüsiren könnt, das Azeglio gewählt, um sich einem frühern Kollegen und gegenwärtigen politischen Freunde mitzuteilen.

Ich bin in Portsmouth gewesen und erzähle dir später davon. Jetzt verlasse ich dich, um die Eisenbahn nicht zu versäumen.

Schreibe mir und schicke die Briefe an Oldoini, gegen den ich kein Wort mehr zu sagen wage, denn seit er bei der Gesandtschaft ist, hat er mir in den wenigen Tagen

---

[1]) Cesare Saluzzo, Kommandant der königlichen Militärakademie zu Turin, als La Marmora und Cavour dort Eleven waren.

meines Aufenthalts in London mehr Höflichkeiten erwiesen als ....

Der arme Teufel hat mir ein vorzügliches Diner gegeben in Coventry. ...

Lebe wohl. Ganz der deine.

CXVI.

An den Grafen Teodoro Derossi di Santa Rosa in Paris.

(Edinburg, 15. August 1852.)

Mein lieber Freund,

Erst heute morgen erhielt ich Ihren Brief vom 1. d. M. Während meiner zehntägigen Reise im Innern Englands war ich ohne alle und jede Korrespondenz. Ich schreibe Ihnen in Eile einige Zeilen, um zu sagen, daß ich Ende des Monats in Paris sein werde. Es wird mich sehr freuen, Sie dort zu treffen und mit Ihnen zu plaudern.

Ich will Ihnen schriftlich nicht meine Ansicht über den ganzen Inhalt Ihres Briefes sagen. Sie sind eine Art politischer Charles Grandison. Aber was wollen Sie! Die politischen Parteien sind wie die Frauen in Liebesangelegenheiten: oft sind sie lieber verwegen als zu vorsichtig.

Übrigens verstehe ich es garnicht mehr über Politik zu reden; ich habe es verlernt und bin ganz glücklich darüber. Ich weiß nicht, ob ich nach meiner Rückkehr wieder Mut haben werde, den Packesel zu machen. Ich versichere Sie, wenn es nur auf mich ankäme, ließ' ich mich nicht wieder dran kriegen.

Da ich nicht weiß, wohin ich diesen Brief adressiren soll, schicke ich ihn an unsre Gesandtschaft nach Paris.

Leben Sie wohl. Tausend Grüße.

CXVII.

An den Grafen G. Ponza di San Martino in Turin.

(Edinburg, 15. August 1852.)

Lieber Freund,

Gestern Abend, bei meiner Ankunft in Edinburg, fand ich Ihren Brief vom 4. d. M. Ich danke Ihnen für die Nachrichten, wie für Ihren Rat. Beide sind ungefähr so, wie ich mirs gedacht habe. Ich will aber doch mit dem Schreiben an die bewußte Person [1]) warten, bis ich in Paris sein werde. An den Neuigkeiten, die ich ihr von Schottland oder England schicken könnte, würde ihr wenig gelegen sein.

Von London habe ich mehrmals an Castelli geschrieben und mich dahin ausgesprochen, daß es unserm Lande und der Sache der Freiheit äußerst nachteilig sein würde, wollte man daran denken, eine Opposition gegen A. (Azeglio) zu bilden; daß der Name A. gerade jetzt in England sehr populär ist, und daß viele Leute ihn für den zuverlässigsten Träger jener gemäßigten Friedenspolitik halten, welche England in jeder Weise begünstigt. [2]) Auf dieser Meinung beharre ich. Ich halte A. nicht für unentbehrlich, halte ihn sogar eher für schädlich als für nützlich; aber ich bleibe dabei, daß wir ihn nicht stürzen dürfen; und ebensowenig dürfen wir zulassen, daß man ihn durch Gewaltmittel zu Fall bringe. Wenn A. fällt, oder noch besser wenn er geht, wird das eine große Wohlthat für das Land sein. Bleibt er aber, entweder aus eignem oder zufolge einem höhern Willen, dann wird man eben Geduld haben müssen. Das ist in wenigen Worten der Sinn meines vielen Geschwätzes mit Castelli. Sie werden wohl nicht andrer Meinung sein.

---

[1]) Den König; s. Brief CXI.

[2]) Brief CIX.

Sonderbar! In England halten die Whigs noch fester an A. als die Tories. Palmerston schließt ihn, wie mir scheint, noch mehr ins Herz als Malmesbury. Ich denke, dafür hat hier unser Gesandter gesorgt, der niemals aufhört, das Loblied seines Onkels zu singen. . . . Die Tories dagegen kennen A. wenig und beurteilen die Dinge nach der Kernseite. Die römische Frage liegt ihnen sehr am Herzen; sie wünschen, wir möchten auf der von uns eingeschlagenen Bahn fortfahren, fürchten A's. Lauheit und wünschen, daß das Ministerium sich verstärke. Malmesbury hat es mir auf die deutlichste Weise gesagt. Er erklärte mir gerade heraus, daß die englische Regierung meine Rückkehr zu den Geschäften wünschte und noch wünscht, worauf ich ihm erwiederte: Ich kann aber nicht allein eintreten; ich vertrete eine Partei, die ich mit Mühe gegründet und die ich nicht gewillt bin, aufzugeben. Das ist natürlich, antwortete er mir, ohne Ihre Freunde können Sie nicht wieder ins Amt treten. Diese Worte geben Ihnen eine genaue Vorstellung von der Ansicht des Kabinets.

Daraus können Sie sehen, wie sehr diejenigen sich irren, die da glauben, ich wolle ins Ministerium zurückkehren wie der verlorne Sohn. Ich bin der Klugheit gefolgt und thue das auch jetzt noch, nicht aber bis zur Entäußerung meiner persönlichen Würde. Mit A. als Chef des königlichen Ministeriums werde ich niemals geschäftliche Beziehungen haben. Dessen können Sie sich versichert halten.

In vierzehn Tagen werde ich in Paris sein. Wenn Sie die Güte haben, mir zu schreiben, so schicken Sie Ihre Briefe an meinen Sekretär Martino Tosko.

Mit herzlichem Händedruck der Ihrige.

CXVIII.

An den Cav. Giuseppe Torelli in Novara.

(Edinburg, 15. August 1852.)

Lieber Torellino,

Ihr lieber Brief vom 5. d. M. gelangte heute morgen in meine Hände. Er erwartete mich schon seit einigen Tagen in dieser Stadt, wo ich zehn Tage nach meiner Abreise von London ankam, da ich unterwegs Festungen und Städte, Fabriken und Häfen, Docks und Minen zu besuchen hatte.

Ich danke Ihnen, daß Sie sich mitten in Ihrer Einsamkeit meiner erinnern und mir Ihre Zuneigung bewahren, nicht dem Faktotum Piemonts, sondern einem armen Teufel, der nach den Qualen der Politik in den romantischen Thälern Schottlands Erholung sucht. Sie übertreiben den Empfang, der mir auf der Reise zuteil geworden. Überall habe ich herzlichen Willkomm gefunden, den ich aber nicht meinem persönlichen Verdienste zugeschrieben habe, sondern der Ehre der Vertreter unsrer guten nazione Piemonte zu sein, die hierzulande die Sympathie aller Parteien genießt, ausgenommen da, wo das Banner des treulosen Kardinals Wiseman weht. Piemont steht hier in großer Gunst. Es wird von uns in einer Weise gesprochen, daß selbst diejenigen, die wie ich gar zu sehr zur Demut hinneigen, stolz werden könnten.

Ich spreche nicht von meiner letzten Reise, dieweil ich keine Abenteuer zu erzählen, keine Reiseeindrücke mitzuteilen habe. Ich habe viele Dinge und viele interessante Menschen gesehen; habe unzählige Hände gedrückt, viele gute Mahlzeiten gegessen, und finde mich nach alledem nicht weiser als vor meiner Englandfahrt.

Jetzt habe ich keine bestimmten Pläne. Da ich nun schon bis Edinburg gekommen bin, will ich auch den romantischsten Teil Schottlands besuchen. Was Teufel! während so viele denken, ich beschäftige mich nur mit Politik, sei rasend nach der Macht, schmiede Intriguen, wandre ich, den Walter Scott im Ränzel, in den Orten umher, die er besungen hat. Massimo treibt in Sestri Idylle [1]); meinethalb! ich treibe zwischen den Seen West- und den Bergen Nordschottlands Romantik.

Sie besorgen inzwischen das „Risorgimento"; und bitte, fahren Sie fort, die Briefe von Ciro d'Arco, die so günstig vom Publikum aufgenommen wurden, zu veröffentlichen. Ciro d'Arco war früher der Apostel der gesunden Vernunft, und ich hoffe, er wird diese edle, großherzige Aufgabe fortsetzen, die ihm die Achtung und Dankbarkeit aller aufrichtigen Freunde unsers unglücklichen Vaterlandes einträgt.

Leben Sie wohl. Glauben Sie, daß, ob Journalist oder Minister, in Turin oder in Schottland, meine Gesinnungen für Sie stets die eines alten aufrichtigen Freundes sind.

CXIX.

An die Gräfin * * * in Turin.

(Edinburg, 16. August 1852.)

Meine liebe Gräfin,

Erst gestern hatte ich das Vergnügen, Ihren Brief vom 4. d. Mts. zu lesen. Dieser Brief hat mich mehrere Tage lang in Edinburg erwartet, während ich im Norden Englands in Eisenhütten, Minen und Fabriken umherwanderte. Dieser Umstand wird Ihnen erklären, warum ich Ihnen so spät für den neuen Beweis Ihrer teuren Freundschaft danke.

---

[1]) d'Azeglio war im Seebade Sestri Ponente bei Genua.

Sie scheinen von den hohen Verdiensten unsers Herzogs von V*** jetzt nicht entzückter zu sein als vormals. Es ist ihm nicht geglückt, Ihnen den Hof zu machen; ich glaube sogar, Sie sind seitdem zu streng gegen ihn geworden. Der gutmütige Tropf ist lange nicht so schlimm, wie Sie denken. Er ist ein verzogenes Kind, weder an Arbeit gewöhnt, noch an Unannehmlichkeiten oder Widerspruch. Freilich paßt sein Charakter nicht zu dem meinigen, aber daraus mache ich ihm kein Verbrechen. Ich bin ihm im Gegenteil dankbar, daß er seine Antipathie so offen zeigt, denn das macht meine Stellung leichter und angenehmer. Aber ich will Sie nicht mit politischen Erörterungen quälen; ich möchte Sie im Gegenteil zerstreuen, Ihnen von unsrer Reise berichten; aber leider kann ich das nicht, denn der Himmel hat mir jedes Talent zu Beschreibungen versagt. Ich beschränke mich also darauf, Ihnen zu sagen, daß ich von Schottland entzückt bin, und ganz besonders von Edinburg. Wenn die Reaktion jemals zum Siege gelangt und uns aus Italien vertreibt, dann gehen wir, wenn Sie mir glauben wollen, hierher, um uns hier anzusiedeln! Das ist eine Mischung von Antikem und Modernem, von Griechischem und Gothischem, von Einfachem und Gekünsteltem, wodurch Edinburg zu einer Ausnahmsstadt der ganzen Welt wird. Was mir nicht sehr zusagen möchte, ist das Klima; aber ein Piemontese hat kaum das Recht, darin wählerisch zu sein, und ich bin auch ganz geneigt, mich mit dem englischen Himmel auszusöhnen.

Morgen verlassen wir Edinburg. Wir wollen zuerst dem Lord Minto einen Besuch machen, und dann einen Ausflug in die Highlands machen, ein bißchen romantische Stimmung zu suchen.

Sie sehen, teure Gräfin, daß, wenn der regierende Herzog sich zur Schäferpoesie hinneigt, sein Nebenbuhler Gefahr

läuft, in einen der gesunden Politik noch viel gefährlicheren Geschmack zu verfallen; denn Eklogen sind im Ministerrate immer noch besser am Platz als Romane. Bei Butenval und Appony [1]) wäre die Idylle weniger gefährlich als romantische Thorheiten.

Aber ich sehe, daß ich Unsinn schwatze und alle die vernünftigen Dinge, die Sie mir schreiben, mit Thorheiten beantworte. Verzeihen Sie mir, liebe Gräfin! Wenn ich wieder dort bin, will ich nur Vernunft reden, obgleich das, aufrichtig gestanden, nicht gerade die Sprache ist, die Sie einflößen, wenn man sich der Freude hingiebt, Sie zu bewundern. Aber wenn ich bei Ihnen sein werde, will ich an meine weißen Haare denken und nur von Politik reden, über die Sie so meisterlich zu sprechen wissen. Ich hoffe, am Ende des Monats Martini in Paris zu finden. Bis dahin grüßen Sie ihn herzlich.

Bleiben Sie meiner aufrichtigen Ergebenheit versichert, liebe Gräfin.

CXX.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(London, 27. August 1852.)

Ich benutze Manticas Abreise, um dir einige Worte zu schreiben, ehe ich London verlasse. Deine Fragen über die Miliz beantworte ich, wenn ich wieder in Turin bin; es wäre zu weitläufig, alles, was man über diesen interessanten Gegenstand sagen kann, niederzuschreiben. [2])

---

[1]) Bevollmächtigte Minister Frankreichs und Englands in Turin.

[2]) Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 hatte die englische Regierung beschlossen, dem Parlamente einen Gesetzentwurf über Reorganisation der Miliz vorzulegen.

Seit meinem letzten Briefe aus Manchester war ich in New-Castle, um die neue Fregatte zu besichtigen, die dort für uns gebaut wird. Ich hoffe, das wird ein prachtvolles Schiff werden, das imstande sein wird, sich des Dreideckers zu bemächtigen, auf den der König Bomba[1]) so stolz ist. — Mantica hat mit den Erbauern allerlei Streit gehabt über einige Holzarten, die sie verwendet, und über die Zusammensetzung des Schiffsgerüstes. Er hat nicht alles erlangen können, wie er es wollte, aber doch soviel, daß unsre Fregatte ebenso solid und gut sein wird wie die in englischen Arsenalen gebauten. Ich muß bemerken, daß die englischen Schiffsbaumeister nicht so streng sind wie die unsrigen, die den Irrtümern der französischen Marine huldigen. Hier heißt es, wir seien zu pedantisch und treiben unnützen Luxus, oder wenn wir unsre Schiffe auch nach wissenschaftlichen Plänen bauen, seien sie darum doch nicht besser.

Du begreifst, daß ich mich in meiner Unkenntnis nicht zum Richter in einer so wichtigen Kontroverse aufwerfen will.

Ich bin gestern hier eingetroffen und reise morgen wieder ab. Sonntag werde ich in Paris sein, rue de la Paix Nr. 6, wo ich Nachricht von dir zu bekommen hoffe.

Ich habe Herrn von Persigny gesehen, der mit seiner jungen Frau hier ist. Er hat mir gesagt, daß die Bischöfe anfangen, ihnen Sorgen zu machen, und daß man daran denken müsse, sie zur Vernunft zu bringen.

Lebe wohl und sei meiner Freundschaft versichert.

---

[1]) Ferdinand II., König von Neapel, hieß der Bombenkönig.

CXXI.

An denselben.

(Paris, August 1852.)

Mein lieber Freund,

Ich benutze Gropellos[1]) Abreise, um dir meine Ankunft in Paris anzuzeigen. In dem hier beigefügten Briefe, den ich vor meiner Abreise von London schrieb, aber lieber nicht der Post anvertrauen wollte, habe ich wörtlich meine Unterredung mit Lord Malmesbury[2]) aufgezeichnet. Es schien mir richtig, sie schriftlich niederzulegen, als ein historisches Aktenstück.

Ich hoffe, bald Nachricht von dir zu erhalten. Da ich niemand gesehen habe, nicht einmal Cirié, kann ich dir auch von Paris nichts weiter sagen, als daß es mir im Vergleich mit London recht ärmlich vorkommt.

Lebe wohl und tausend Grüße.

CXXII.

An denselben.

(Paris, 30. August 1852.)

Mein lieber Freund,

Soeben erhalte ich deinen Brief vom 27. Ich habe Castelli einen Bericht über meine Unterredung mit Lord Malmesbury geschickt. Die Worte von E. d'Azeglio, die er mir wiedergesagt hat, waren ganz genau so. . . .

. . . Übrigens werden wir jeder unsre Meinung behalten; nur wirst du es natürlich finden, daß ich, solange ich nicht für diesen Punkt irgend welche Genugthuung erhalte, dem Ministerium ganz entschieden fernbleibe.

---

[1]) Sekretär der Gesandtschaft, später Bevollmächtigter in Neapel.
[2]) S. Brief CXV.

Ich werde von dem, was vorgefallen ist, mit niemand sprechen bis zu meiner Rückkehr; bis dahin will ich aber im Besitz meiner völligen Freiheit bleiben. Lebe wohl.

CXXIII.

An den Grafen G. Ponza di San Martino in Turin.

(Paris, 4. September 1852.)

Lieber Freund,

Erst in diesem Moment wird mir Ihr Brief vom 24. übergeben. Ich weiß nicht, ob er in die Hände eines andern Cavour geraten war, aber sicherlich ist er nicht auf dem kürzesten Wege gekommen. Ich bin seit acht Tagen in Paris, und habe diese Zeit zum Empfang von allerlei Persönlichkeiten verwendet, vom Minister des Auswärtigen bis zum unbedeutendsten Beamten.

Morgen erst werde ich Louis Napoleon sehen. Aus meinen bisherigen Beobachtungen glaube ich schließen zu können, daß uns die französische Regierung liberal haben möchte, damit wir nicht unter österreichische Herrschaft fallen. Aber was unsre internationalen Beziehungen betrifft, da möchte sie uns recht gefügig haben. Welches aber auch die Gesinnung der Regierung sein mag, ihr Verhalten wird sich nach ihren Interessen richten, und sie wird uns unterstützen oder uns opfern, je nachdem es für L. N. nützlich sein wird, Österreich zu befehden oder es sich zum Freunde zu machen. Unser Mehr oder Weniger von Liberalismus wird auf die Regierung nichts ausmachen. Über die römische Frage habe ich nur vernünftige Reden gehört. Die Maßlosigkeit des Klerus fängt an, der Regierung Sorgen zu bereiten. Sie möchte sich wohl auf den Klerus stützen, aber man weiß, daß Frankreich bereit ist, alles zu dulden, ausgenommen eine klerikale Herrschaft.

Ich billige alles, was Sie über unsre Angelegenheiten sagen: wir dürfen Azeglio nicht anfeinden, sondern müssen ihn sogar aufrichtig unterstützen; aber darum können wir nicht unsern guten Ruf opfern und wie die verirrten Schäflein unter seinen Stab zurückkehren. Außerdem glaube ich nicht, daß Azeglio jemals aufrichtig daran gedacht hat, uns versöhnliche Vorschläge zu machen. Seine Reden klingen ganz anders. Ich habe in London gewisse Dinge erfahren, die mich von der wirklichen Gesinnung des guten Massimo überzeugt haben, wenigstens was mich angeht. Hudson muß jetzt davon unterrichtet sein, und darum glaube ich nicht, daß er fortfahren kann, Ihnen die Ratschläge zu geben, von denen Sie sprechen.

Bei meiner Rückkehr wollen wir uns zusammen beraten; wir gehen dann zu La Marmora und reden offen mit ihm. Es ist Zeit, daß die Komödie, die Azeglio spielt, endlich aufhört.

Wenn er am Ruder bleiben will, so mag er es sagen, und dann wird er an uns aufrichtige Verbündete finden; ist er aber der Macht überdrüssig, dann soll er gehen und soll aufhören mit seinen fortwährenden Bedenklichkeiten, die das Problem, zu regieren, fast unlösbar machen. Ich habe mich persönlich über Azeglio zu beklagen, der mich beleidigt, schwer beleidigt hat; aber ich habe keinen Groll gegen ihn. Nur denke ich, müßte er selbst aufhören, mich zu achten, wenn ich, nach seinem Betragen gegen mich, einwilligte, in das Kabinet zurückzukehren, solange die auswärtige Politik auf dieselbe Weise geleitet wird wie bisher.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir, denn ich bleibe den ganzen September in Paris. Ihr aufrichtiger Freund.

CXXIV.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Turin.

(Paris, 4. September 1852.)

... Ich will Ihnen keine ausführliche Schilderung von meinem Aufenthalt in Paris machen. Ich war so beschäftigt, und habe soviel Leute gesehen, daß ich einen Band schreiben müßte, um Ihnen alles zu erzählen. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß ich von der Dauerhaftigkeit der gegenwärtigen Regierung überzeugt bin. Napoleon ist Herr der Situation. Er wird es noch lange sein, wenn er sich nicht durch die reaktionäre Strömung zu weit mitziehen läßt. Wenn er es versteht, die Zügel zu halten, und trotzdem den demokratischen Instinkten der Massen durch volkstümliche Maßregeln entgegenzukommen, dann wird er eine unwiderstehliche Kraft bewahren. Was ihm mehr als alles andre schaden könnte, das ist der ultramontane Geist, der sich im Klerus entwickelt und dem er zu huldigen scheint.

Das französische Volk wird eine Zeit lang die Freiheit entbehren können, aber wenn man es zwingen wollte, in die Messe zu gehen, dann würde es Widerstand leisten. Ich für meinen Teil glaube nicht, daß Napoleon fortfahren wird, den Forderungen des Klerus so nachzugeben, wie er es jetzt thut. Dem Vorbild seines Onkels folgend, wird er sich erst durch Verordnungen, die an das Konkordat erinnern, die Katholiken verbinden, und dann bald darauf einige articles organiques publiziren, um die Anmaßungen des römischen Hofes im Zaum zu halten.

... Ich muß Ihnen noch sagen, daß mir der Brief, worin mir La Marmora über die Erklärungen Azeglios berichtet, außerordentlich trocken und gezwungen vorkommt. Es

ist kein Wort des Bedauerns und nicht eine Silbe von Tadel darin! ...

CXXV.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(Paris, 9. September 1852.)

Bester Freund,

Ein gemeinschaftlicher Freund schreibt mir, der König habe dir mitgeteilt, er wolle nach den Manövern von Casale in Leri auf die Jagd gehen. Mein erster Gedanke bei dieser Botschaft war, Vergnügen und Geschäfte im Stich zu lassen und sofort abzureisen, um die Ehre zu haben, Se. Majestät in meiner bescheidenen Hütte zu bewirten. Nachdem ich mir aber überlegt, welchen Eindruck meine plötzliche Abreise sowohl in Turin wie in Paris hervorbringen könnte, halte ich es für klüger, auf diese Idee zu verzichten, wie lieb sie mir auch war. Ich habe allen Leuten, die mich fragten, gesagt, ich würde einen Monat hier bleiben; ich habe für die nächste Woche Einladungen bei hochgestellten Persönlichkeiten angenommen. Wenn ich nach alledem abgereist wäre, hätte man hier zahllose Geschichten erfunden, die man mit Übertreibung in Piemont wiederholt und die vielleicht gar das Ministerium beunruhigt oder — noch schlimmer — dem König mißfallen hätten. Ich denke also, ich handle wie ein Ehrenmann, wenn ich auf eine Freude und Ehre verzichte, die mir vielleicht nie wieder in meinem ganzen Leben zuteil wird.

Ich bitte dich, mich beim Könige zu vertreten, ihm mein Bedauern auszudrücken und ihm offen die Gründe für mein Verbleiben in Paris mitzuteilen. Außerdem glaube ich, ist mein hiesiger Aufenthalt unserm Lande von Nutzen. Täusche ich mich nicht, so habe ich manche irrige Ansicht über uns berichtigt, und werde dazu wohl noch öfter Gelegenheit haben.

Der Präsident und seine Minister haben mich mit außerordentlicher Höflichkeit empfangen und eine Sprache mir gegenüber geführt, die mit jener, welche Butenval dem Azeglio in die Ohren bläst, nichts gemein hat.

Der Präsident reist Dienstag nach Toulon, über Bourges, Lyon, Marseille. Ich meine, du solltest bis Toulon reisen, um ihm zu begegnen und deinen Bruder [1]) mitnehmen, den man hier für einen Feind Frankreichs hält.

Ich bitte dich, mit ihm über die Eisenbahnfrage zu sprechen. Paleocapa wird dir erklären, um was es sich handelt. Wir müssen die Intriguen gewisser Genfer Bankiers zu verhindern suchen, welche eine Linie erzwingen wollen, die für Frankreich ebenso nachteilig wäre wie für uns.

Der Präsident hört die Beobachtungen, die man ihm mitteilt, mit Interesse an, und duldet auch Widerspruch. Am besten gefällt man ihm, wenn man offen spricht; das ist ein Rat, den du leicht wirst befolgen können.

Ich habe niemals an das Gerücht einer Ministerkrisis, von der unser Freund spricht, geglaubt. Das gegenwärtige Ministerium hat die Majorität der Kammer für sich; es ist also gar kein Grund vorhanden, weshalb es sich zurückziehen sollte.

Leb' wohl. Behalte mich lieb und glaube an meine aufrichtige Zuneigung.

CXXVI.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Turin.

(Paris, 10. September 1852.)

Mein lieber Castelli,

Beim Lesen Ihres Briefes hatte ich die Idee, auf der Stelle nach Leri abzureisen, um dem Könige meine Aufwar=

---

[1]) Ottavio La Marmora, Generalintendant von Nizza.

tung zu machen; aber wie ich darüber nachdachte, änderte sich meine Absicht.

Meine plötzliche Rückkehr nach Piemont hätte Veranlassung zu allerlei Gerede gegeben, das ebenso für mich wie für das Ministerium unangenehm gewesen wäre. Wie die Sachen jetzt stehen, ist das beste, was ich thun kann, mich ganz ruhig zu verhalten. Das ist die beste Art, dem Könige und dem Lande nützlich zu sein. Inzwischen benutze ich meinen Aufenthalt hier dazu, die Staatsmänner über den wirklichen Zustand Piemonts aufzuklären. Ich weiß nicht, ob es mir gelingt, aber ich strebe aus besten Kräften danach.

Der Präsident lud uns, mich und Rattazzi, zu Tisch ein, und gab uns später eine Privataudienz. Bei beiden Gelegenheiten behandelte er uns mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und sprach mit vielem Verständnis über die Angelegenheiten Italiens.

Ich hoffe, La Marmora wird ihn begrüßen gehen, und wird ebenso offen mit ihm sprechen, wie ich es gethan. Es ist so, wie Sie es mir oftmals gesagt: von Frankreich hängt hauptsächlich unser Schicksal ab. Freiwillig oder gezwungen werden wir sein Partner sein müssen bei der großen Partie, die man früher oder später in Europa spielen wird.

Heute morgen habe ich Morny gesehen, der, ohne Minister zu sein, immer noch sehr viel Einfluß hat.

Ich gehe jetzt zu Fould; kurz, ich versäume nichts für die Angelegenheiten des Landes.

Rattazzi hat seinerseits auch viel Leute gesehen und ist im allgemeinen sehr günstig beurteilt worden. Ich denke, nach seinem Aufenthalt in Paris wird man ihn nach seinem wahren Werte zu beurteilen gelernt haben, und es wird dann den auswärtigen und einheimischen Diplomaten nicht

mehr gelingen, ihn für einen haarbuschigen Demagogen auszugeben.

La Marmora hat mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben und ich habe ihm ebenso geantwortet. Ich spreche ihn frei von jeder Teilnahme an der Londoner Intrigue. Ich zweifle nicht daran, daß sie ihn ebenso betrübt wie sie mich empört hat.

Den Auftrag des Mr. B.... an Casanova habe ich ausgerichtet, und er hat mir direkt zu antworten versprochen.

Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts zu thun haben, und bleiben Sie meiner aufrichtigen Freundschaft versichert.

P. S. Man sagt mir, Galvagno sei angekommen; ich habe mich noch nicht davon überzeugen können.

CXXVII.

An den Ingenieur Cav. Pietro Paleocapa in Turin.

(Paris, 10. September 1852.)

Werter Freund,

Ich beantworte Ihren Brief vom 7. d. mit Wendung der Post. Sie haben recht, wenn Sie dagegen sind, daß eine Deputation von Savoyarden dem Präsidenten eine Eingabe vorlegt, um eine schleunige Lösung der Eisenbahnfrage zu erreichen; aber Sie haben unrecht, La Marmora nicht begleiten zu wollen. Ihr Besuch würde dem Präsidenten sicherlich sehr willkommen sein. Er interessirt sich besonders für Eisenbahnen, spricht gerne und mit Sachkenntnis darüber. Sie könnten mündlich viele Schwierigkeiten beseitigen. Folgen Sie meinem Rate: steigen Sie mit La Marmora in den Wagen und reisen Sie nach Frankreich. Dieser Rat ist meinerseits ganz uneigennützig, und hat nicht etwa den Zweck, mich dem mir

anvertrauten Auftrage zu guterletzt entziehen zu wollen. Ich kann Sie sogar versichern, daß ich alles gethan habe, um Ihre Projekte zu unterstützen und von der französischen Regierung eine schleunige und günstige Antwort zu erhalten. Ich habe die direkte Linie von Chambéry nach Lyon vor dem Präsidenten, vor den Ministern, vor Fould, Morny, dem Prinzen Jérôme verteidigt. Alle haben mir versichert, sie wünschen die für uns günstigste Verbindung zu wählen, und fast alle stimmen für die direkte Linie....

Ich versichere Sie, daß ich etwas mehr gethan habe als unsre Diplomatie, die, wie mir scheint, mit ganz andern Dingen beschäftigt ist als mit der Aufrechterhaltung unsrer Prinzipien.

De Bret ist hier wegen seiner unterseeischen Telegraphenlinie von Spezzia nach Afrika. Nehmen Sie seine Vorschläge an und scheuen Sie nicht ein pekuniäres Opfer. Bedenken Sie, daß, wenn der Telegraph Cagliari berührt, die Post von Indien in jenem Hafen anlegen muß.

Ich habe keine Zeit, Ihnen von allem, was ich gesehen, zu erzählen. Bei meiner Rückkehr reden wir über alles, wenn ich nämlich noch zu Ihren Freunden zähle, was bei vielen Ihrer Kollegen wohl nicht mehr der Fall zu sein scheint. Grüßen Sie La Marmora. Ihr aufrichtiger Freund.

CXXVIII.

An den Cav. Michelangelo Castelli in Turin.

(Paris, 18. September 1852.)

Mein lieber Castelli,

Schon begann ich gegen Sie zu murren, als Ihr lieber Brief vom 15. d. ankam und mich überzeugte, daß ich unrecht hatte, Sie des Stillschweigens anzuklagen.

Ich denke, jetzt werden Sie davon überzeugt sein, daß ich wohlgethan habe, in Paris zu bleiben. Ich habe La Marmora meine Gründe dafür auseinandergesetzt und ihn gebeten, sie dem Könige vorzulegen. Gewiß hat er es gethan. Mein Geschäftsträger ist in Casale gewesen, um dem König anzuzeigen, daß alles zu seinem Empfang bereit ist. Jetzt warte ich auf die Entscheidung Sr. Majestät.

Inzwischen haben wir, Rattazzi und ich, unsre Zeit gut benutzt. Ich kann Sie versichern, daß unser Präsident auf alle, die mit ihm gesprochen, einen vorzüglichen Eindruck gemacht hat. Vor einigen Tagen wiederholte mir Fould, der augenblicklich einer der einflußreichsten Männer ist, was der Präsident zu ihm gesagt hätte: „Es freut mich sehr, Rattazzi kennen gelernt zu haben; die Unterhaltung von einer Viertelstunde hat genügt, um die irrige Meinung, die man mir von ihm beigebracht, zu zerstören. Man hatte mir gesagt, er wäre ein exaltirter Kopf; ich habe ihn sehr vernünftig gefunden."

Ich habe Beweise, daß Fould aufrichtig sprach: als er Rattazzi bei einem Diner bei Droyns de Lhys[1]) fand, näherte er sich ihm und überhäufte ihn mit Höflichkeiten. Ich hätte große Lust, mich auf den Weg nach Piemont zu machen und nächste Woche abzureisen, aber eine persönliche Angelegenheit hält mich zurück. Es handelt sich darum, einen Prozeß zu beendigen, der schon dreißig Jahre dauert. . . .

---

[1]) Drouyen de Lhuys, Minister des Auswärtigen.

CXXIX.

An den Grafen G. Ponza di San Martino in Turin.

(Paris, 25. September 1852.)

Mein Bester,

Ihr Brief vom 21. d. M. hat mir viel Freude gemacht. Ich bin froh, die Nachrichten über Azeglios Vorhaben, die mir andre hatten zugehen lassen, aus seinem eignen Munde bestätigt zu sehen. Ich glaube wirklich, sein Entschluß ist das beste, was er thun kann; für sich, für uns, und — hauptsächlich für das Land. Sonst teile ich Ihnen nichts mit, denn einen Tag nach diesem Briefe trifft Rattazzi in Turin ein, der Ihnen mündlich von allem, was wir in Paris erlebt, erzählen wird. Ich werde ihm in einigen Tagen nachfolgen, da ich aber eine Woche in Genf bleiben will, werde ich vor dem 15. Oktober nicht in Turin sein. Dann beabsichtige ich die letzten Tage des Monats und den Anfang November auf meinen Gütern zuzubringen.

Rattazzi wird in Turin bei Ihrem Portier nach Ihnen fragen; hinterlassen Sie demselben Ort und Stunde, wo Sie sich treffen können. Auch Martini reist ab, nachdem er geschworen und meineidig geschworen, sich während des ganzen Winters jeder Kritik über den Grafen d'A. zu enthalten!!

Wir sind im Kaiserreich — und für jetzt im Reiche des Friedens.

Ich grüße Sie herzlich.

CXXX.

An den Grafen Enrico Martini in Turin.

(Genf, 8. Oktober 1852.)

Liebster Martini,

Besten Dank für die politischen Nachrichten in Ihrem Briefe vom 5. Ich mache Ihnen keinen Kommentar dazu, denn

Sie wissen ja, wie ich unsre Verhältnisse beurteile. Ich teile weder die Entmutigung der einen noch die Hoffnungen der andern. Ich bleibe bei meinen Ansichten, die ich Ihnen so oft in Paris ausgesprochen habe und die in nichts verändert sind.

Ich habe auch an Rattazzi geschrieben und ihm über alles, was in der letzten Woche meines Aufenthalts in Paris geschehen ist, Auskunft gegeben. Wenn er Ihnen, wie ich denke, meinen Brief mitgeteilt hat, werden Sie auch meinem Auftritt mit Cousin kennen. Ich weiß nicht, ob mir das in der Meinung Thiers', der gegenwärtig war, geschadet hat. Jedenfalls hat es mir wenig Achtung eingeflößt für jene Liberalen, die aus Haß gegen Napoleon bereit sind, das schlechte Betragen der bourbonischen Emigranten nachzuahmen und mit den Feinden des Landes gemeinschaftliche Sache zu machen.

Von Genf spreche ich nicht, denn ich habe nichts beobachtet, was der Mitteilung wert wäre. Der katholische Klerus des Kantons verabscheut uns und thut alles, was er kann, um die savoyische Geistlichkeit in ihren Ränken zu unterstützen. Aber ich glaube nicht, daß die einen oder die andern mächtig genug seien, um unsrer Regierung ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten. Franzoni ist hier und ist die Seele dieser Umtriebe.

Sie hofften, reaktionäre Bewegungen in der Schweiz entstehen zu sehen, aber ihre Hoffnung ist fehlgeschlagen, und für den Augenblick müssen sie sich darauf beschränken, ihre Intriguen fortzusetzen.

Meine Empfehlungen an Donna Maria; viele Grüße an die Freunde, die ich bald zu sehen hoffe, und damit Adieu.

Der Ihrige.

CXXXI.

An denselben.

(Genf, 10. Oktober 1852.)

Bester Freund,

Gestern Abend erhielt ich durch den englischen Konsul Ihren Brief vom 6., und diesen Morgen brachte mir die Post einen von Rattazzi vom 8. Dieser letztere ist in absolutem Widerspruch mit dem Inhalt des Ihrigen. Ich will nicht versuchen, die beiden Auslegungen der Absichten unsrer Staatsmänner in Einklang zu bringen. Das würde mir nicht besser gelingen als den Theologen, wenn sie die Evangelien in Übereinstimmung bringen wollen. Ich unterlasse jede Kritik und beharre bei der eingeschlagenen Richtung.

Samstag Abend werde ich in Turin sein, und werde Sie vielleicht noch sehen, ehe ich zu Bette gehe. Ich bleibe nicht lange in der Stadt, sondern gehe aufs Land, sobald mir Se. Majestät eine Audienz bewilligt hat.

Gestern habe ich bei dem radikalen Fazy gespeist, der eine vorzügliche Köchin und herrliche Weine hat. Seine Ideen sind für jetzt ganz vernünftig. Er macht Versöhnungsversuche, aber aus persönlicher Antipathie gegen ihn nähern sich die Konservativen den extremen Radikalen, anstatt seinen Vorschlägen entgegenzukommen.

Die Parteien sind in allen Landen gleichmäßig albern.

Besten Gruß an Donna Maria und Herrn Hudson.[1])

Von Herzen Ihr Freund.

---

[1]) Mr. Hudson, der spätere Sir James Hudson, früherer englischer Gesandter in Brasilien, 1852 Nachfolger von Sir Ralph Abercromby in Turin.

CXXXII.

An die Herren *** in Newyork.

(Turin, 22. Oktober 1852.)

Sehr geehrte Herren,

Indem ich Ihren Brief ohne Datum beantworte, spreche ich die Vermutung aus, daß Ihnen wahrscheinlich meine Stellung als Minister nicht bekannt ist; denn wenn dem so wäre, hätten Sie es schwerlich versucht, mir Privatspekulationen anzubieten. Ich ersuche Sie, künftig über die Fähigkeiten Ihrer Korrespondenten bessere Erkundigungen einzuziehen, und sich zu erinnern, daß die Minister des Königs von Sardinien, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, sich nur den öffentlichen Angelegenheiten widmen.

Hochachtungsvoll.

CXXXIII.

An Herrn de la Rive in Genf.

(Turin, 29. Oktober 1852.)

... Ich habe mich mit dem König nicht verständigen können und reise nach Leri zurück. Balbo ist beauftragt worden, das Kabinet zu bilden. Die Pfarrer von Savoyen werden vergnügt sein. Ich zweifle nur, ob ihre Freude lange dauern wird, denn noch niemals war man gegen die Geistlichkeit so aufgebracht wie jetzt. Ich baue auf den Biedersinn des Königs. Die Arglist der Geistlichen hat ihn irregeführt; er täuscht sich über den Zustand des Landes. Wenn ihm die Thatsachen die Augen öffnen, wird er die klerikale Partei zum Teufel jagen. . . .

CXXXIV.

An den Grafen Camillo Cavour in Leri.

(Turin, 30. Oktober 1852.)

Ich habe durch einige hochgestellte achtbare Personen erfahren, daß Sie mir, falls ich ein Ministerium oder die Bildung des Kabinets übernehmen sollte, keine Opposition machen, vielmehr mich unterstützen würden. Ich kann diese Äußerung nicht so günstig und so schlechthin auslegen, ohne zu befürchten, Sie möchten sich einige Einschränkungen vorbehalten wollen. Wie wenig aber auch übrig bleiben mag, ich muß Ihnen dafür danken und wünsche es zu thun. Ich füge nicht hinzu aufrichtig und lebhaft, denn Sie wissen, daß ich's nicht anders thue.

Lassen Sie Ihren edelmütigen Worten eine edelmütige That folgen. Kommen Sie auf zwei Tage nach Turin, oder auch nur auf zwei Stunden. Alles, was Sie mir schreiben könnten, würde nicht so viel sein als eine mündliche Unterredung von fünf Minuten, umsomehr da ich, wie Sie ja wissen, kaum noch schreiben kann, und lesen mit noch größerer Schwierigkeit.

Gestatten Sie mir, wenn auch nur für einen Augenblick, unsre alte Grußformel wieder:

Adieu, mein lieber Graf. C. Balbo.

P. S. Ich erwarte Revel (wie Sie sich wohl denken können), ehe ich den Auftrag annehme oder ablehne.

CXXXV.

An den Grafen Cesare Balbo in Turin.

(Leri, 31. Oktober 1852.)

Wenn Sie, wie ich nicht daran zweifle, Wort und Geist der Verfassung in Ehren halten; wenn Sie nicht auf das Ge-

schehene zurückkommen; kurz wenn Sie sich darauf beschränken wollen, einen Halt in der Politik zu machen, ohne Rückschritt; dann werden Sie in mir nicht einen Anhänger, wohl aber eine Stütze finden gegen jeden, der Ihrer Regierung Hindernisse in den Weg legen möchte. Ich hoffe, Sie werden dieser meiner Erklärung Glauben schenken. Trotz unsers politischen Zwiespalts bin ich doch überzeugt, daß ich Ihnen niemals Veranlassung gegeben habe, an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Sie ersuchen mich, zu einer mündlichen Unterredung nach Turin zu kommen; zu meinem Bedauern kann ich das nicht thun. Das würde von unsern Freunden wie von unsern Gegnern misdeutet werden, und Ihren Bemühungen um Bildung eines Ministeriums eher schädlich als nützlich sein.

CXXXVI.

An den General Alfonso La Marmora in Turin.

(Turin, November 1852.) (?)

Lieber Kollege,

Ich bitte dich nach deinem Mittagessen zu mir zu kommen. Es handelt sich um nichts geringeres als um eine Herausforderung, die ich vom alten General Crotti[1]) erhalten habe. Das wäre eine treffliche Lösung der Ministerkrisis, wenn man nicht riskirte, sich lächerlich zu machen.

Verzeihe die Störung und sei meiner Freundschaft versichert.

---

[1]) Ritter des Annunziaten-Ordens, früherer Offizier im österreichischen Heere, hatte sich 1805 in Stupinigi dem Kaiser Napoleon in der weißen Uniform vorgestellt und war in Ungnade entlassen worden.

CXXXVII.

An denselben.

(Turin, November 1852.) (?)

Lieber Kollege,

Der Brief für Crotti war schon unten, als mir der hier beigefügte von Salasco eingehändigt wurde. Ich glaube nicht, meinen Entschluß danach ändern zu sollen, aber ich überlasse mich ganz deinem Urteil. Wenn du dem Bedienten nichts sagst, wird er von dir zum General gehen.

Verzeihe die Störung. Herzlichst.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten-Sammlung.

Unter diesem Titel beabsichtigt der Verleger der Grenzboten eine Reihe von Werken zu sammeln und herauszugeben, welche zum Teil zuerst in der genannten Zeitschrift dem Publikum geboten wurden, zum Teil aber von vornherein selbständig erscheinend sich ihrem Inhalte nach der nur auf wahrhaft Gutes, Schönes und bleibend Wertvolles gehenden Richtung der Grenzboten anschließen. Das Publikum soll in der hierdurch ausgesprochenen Tendenz eine Gewähr finden, daß es vertrauensvoll nach den Bänden greifen darf, welche die Sammlung bringt. Zugleich wünscht aber der Verleger in derselben einen Mittelpunkt für diejenigen Schriftsteller zu schaffen, deren Denken und Wirken sich in der gleichen Bahn bewegt, welche die ihren Namen leihende Zeitschrift einhält. Indem er also die letzteren zur Mitwirkung auffordert, ladet er das Publikum zum Genusse dessen ein, was die Grenzboten-Sammlung bieten wird.

Diese wird sich in zwei Reihen teilen, von denen die eine Werke novellistischer Art, die andre solche historischen, politischen, kunst- und literargeschichtlichen rc. Inhalts bringen soll. Äußerlich werden die Bände in gleichem Format und schöner Ausstattung auftreten.

In der ersten Reihe sind bis jetzt erschienen:

Die Grafen von Altenschwerdt, Roman von August Niemann, als Band 1—3.

Don Adone, Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) als Band 4 u. 5.

Ohne Ideale, Roman von Adolf Stern, als Band 6 u. 7.

Bakchen und Thyrsosträger, Roman von August Niemann, als Band 8 u. 9.

Arme Johanna! Roman von Victor Bersezio, als Band 10.

Francesca von Rimini, Novelle von Adam von Festenberg, als Band 11. (Preis 3 Mark.)

Auf der Leiter des Glücks. — Blond oder Braun? Zwei Novellen von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) als Band 12.

Unter der Presse:

Die Brüder Karamasoff. Roman von F. M. Dostojewsky als Band 13—16.

—— Preis jeden Bandes 4 Mark. ——

In der zweiten Reihe:

Unser Reichskanzler, von Moritz Busch, als Band 1—2. Preis 12 Mark.

Camillo Cavour's gedruckte und ungedruckte Briefe, autorisirte Übersetzung, erster Band, Preis 6 Mark (vollständig in 3 Bänden als Band 3—5).

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich, von Moritz Busch, als Band 6—7.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Leipzig.

Fr. Wilh. Grunow.

EN! VIRIDI · PRATO ·
CONSEDIT · PHOEBVS · APOLLO ·

Grenzboten-Sammlung.

Unter diesem Titel beabsichtigt der Verleger der Grenzboten eine Reihe von Werken zu sammeln und herauszugeben, welche zum Teil zuerst in der genannten Zeitschrift dem Publikum geboten wurden, zum Teil aber von vornherein selbständig erscheinen und sich ihrem Inhalte nach der **nur auf wahrhaft Gutes, Schönes und bleibend Wertvolles** gehenden Richtung der Grenzboten anschließen. **Das Publikum soll in der hierdurch ausgesprochenen Tendenz eine Gewähr finden, daß es vertrauensvoll nach den Bänden greifen darf, welche die Sammlung bringt. Zugleich wünscht aber der Verleger einen Mittelpunkt für diejenigen Schriftsteller zu schaffen, deren Denken und Wirken sich in der gleichen Bahn bewegt, welche die ihren Namen leihende Zeitschrift einhält.** Indem er also die letzteren zur Mitwirkung auffordert, ladet er das Publikum zum Genusse dessen ein, was die **Grenzboten-Sammlung** bieten wird.

Diese wird sich in zwei Reihen teilen, von denen die eine Werke novellistischer Art, die andre solche historischen, politischen, kunst- und literargeschichtlichen ꝛc. Inhalts bringen soll. Äußerlich werden die Bände in gleichem Format und schöner Ausstattung auftreten. Erschienen sind:

Erste Reihe.

Band 1—3. **Die Grafen von Altenschwerdt.** Roman von **August Niemann.**

„ 4—5. **Don Adone.** Roman von **Robert Waldmüller.**

„ 6—7. **Ohne Ideale.** Roman von **Adolf Stern.**

„ 8—9. **Bakchen und Thyrsosträger.** Roman von **August Niemann.**

„ 10. **Arme Johanna!** Roman von **Victor Bersezio.**

„ 11. **Francesca von Rimini.** Novelle von **A. von Festenberg.** (Preis 3 Mark.)

„ 12. **Auf der Leiter des Glücks. — Blond oder Braun?** Zwei Novellen von **Robert Waldmüller.**

Unter der Presse:

„ 13—15. **Die Brüder Karamasoff.** Roman von **F. M. Dostojewsky.**

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

(Preis für den Band broschirt Mark 4.—, in Leinwand gebunden Mark 5.25, in elegantem Halbfranzband Mark 6.50.)

In den nachfolgenden Blättern stellt die Verlagsbuchhandlung eine Reihe von Besprechungen zusammen, welche den bisher erschienenen Bänden in der deutschen Presse zuteil geworden sind, und aus denen hervorgeht, wie weit die Grenzboten-Sammlung bis jetzt ihrem Programm gerecht geworden ist.

Die Grafen von Altenschwerdt.

Unter dem Titel der „Grenzboten-Sammlung" beabsichtigt der Verleger der Grenzboten eine Reihe von Werken zu sammeln und herauszugeben, welche, sich in der Richtung der genannten Zeitschrift bewegend, das geistige, politische und soziale Leben der Gegenwart von dem höhern Standpunkt eines gesunden Idealismus aus, der mit dem wahren Realismus eins und dasselbe ist, zu schildern, zu beurteilen und womöglich zu fördern. Den Anfang der ersten, poetischen Werken gewidmeten Reihe dieser Sammlung macht der oben genannte Roman August Niemanns; und man muß sagen, daß diese Reihe nicht würdiger hätte eröffnet werden können, als durch ihn. Wir haben in der Erzählung, welche „Die Grafen von Altenschwerdt" betitelt ist, einen der besten Romane der Gegenwart vor uns, sowohl was den Inhalt als die Darstellungsweise anbetrifft. Es ist derselbe ein Werk, welches mit ebensoviel poetischer Kraft als philosophischem Tiefsinn durchgeführt, uns die Höhen und Lichtseiten, nicht minder aber auch das moralische Dunkel und das Elend des menschlichen Lebens, die wunderbare Verschlungenheit menschlicher Schicksale und das erhabene Walten der göttlichen Vorsehung zeigt. Der Verfasser versteht es, seine Personen individuell zu beseelen und doch zugleich zu Typen von allgemeinerer Bedeutung auszugestalten; er vermag ihnen eine Lebendigkeit einzuhauchen, die unser lebhaftestes Interesse fesselt; er versteht aber auch seine Erzählung zu einem dramatischen Ganzen zu entwickeln, sie mit anmutigen Episoden und Schilderungen zu schmücken und über dem allen den Geist einer echt humanen Weltanschauung auszubreiten. . . . Dem Schreiber dieser Zeilen war es hocherfreulich, in der vaterländischen Literatur diesem Werke zu begegnen, das nicht nur über die schmutzige Belletristik der heutigen Franzosen und über die Langeweile der englischen Romane, sondern auch über das Niveau der allermeisten Produkte unsrer deutschen Schriftsteller (berühmte Namen dichtender Professoren, Hofräte u. s. w. nicht ausgeschlossen) weit hinausgeht. Wir glauben also eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir unsern Leserkreis mit ganz besonderer Wärme auf die „Grafen von Altenschwerdt" August Niemanns hinweisen. Bonner Zeitung.

Dieser vortreffliche Roman, welcher zuerst in den „Grenzboten" erschien, liegt nunmehr in gesonderter Ausgabe für den Weihnachtstisch vor. Wenn wir demselben eine eingehendere Besprechung widmen,

so geschieht dies, weil wir glauben, daß die Gediegenheit dieses Schriftstellers nur wenigen unserer Leser bisher bekannt geworden ist. Niemann hat wohl auch sobald keine Aussicht, von den Blättern, die heutzutage die literarischen „Berühmtheiten“ machen, auf den Schild gehoben zu werden; er schwimmt gegen den liberalen Strom und tritt mit einer seltenen Aufrichtigkeit und Schneidigkeit für die konservative Weltanschauung ein. Das bricht ihm bei den augenblicklichen Beherrschern der literarischen Kritik den Hals, er verzichtet damit ein für allemal auf den Ruhm einer Tagesgröße und nur bei einem kleinen Teile des Publikums darf er auf gerechte Anerkennung seiner Vorzüge rechnen. Und doch sind diese Vorzüge von der Art, daß uns Niemann an poetischer Kraft, an Reife der Lebensanschauung und an Vielseitigkeit der Bildung vielen unserer gefeiertsten Romandichter gewachsen oder überlegen scheint. Unter den Erzeugnissen des Jahres 1883 auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, die uns zu Gesicht gekommen sind, stellen wir die „Grafen von Altenschwerdt“ obenan; es ist ein Werk, das auch den ernster gerichteten Mann, der sich sonst nicht mit Romanlesen abgiebt, aufs kräftigste anzuregen und zu fesseln vermag, und dabei entspricht es den poetischen und künstlerischen Anforderungen in einer wirklich seltenen Weise. Wir haben es hier nicht mit einer von wegen der großen Seitenzahl mit dem Titel „Roman“ aufgeputzten langatmigen Novelle zu thun, sondern mit einem wirklichen Roman, der ein vollständiges und vielseitiges Bild unserer Zeit gewährt. Entsprechend den politischen und sozialen Anschauungen des Verfassers bildet das angestammte Grundbesitztum einer altpreußischen Adelsfamilie den Mittelpunkt dieses Zeitbildes, aber das reiche, flutende Leben der modernen Welt ragt mit hundert Beziehungen in diese patriarchalische Oase hinein, wir sehen in scharfgezeichneten lebenswahren und farbenreichen Bildern das ganze Treiben der heutigen Kulturwelt in Politik, Literatur, Industrie u. s. w. widergespiegelt. Den Grundton giebt eine ideale Weltanschauung, welche auf klassisch-hellenischer, christlicher und moderner Geistesbildung gegründet ist und diese drei Elemente in harmonischer Weise vereinigt; die den Hauptnerv der Handlung bildende Liebesgeschichte ist veredelt durch den Seelenkampf, den die zarteste Gesinnung für Ehre und Treue, Pietät und unbeugsames Worthalten mit den Neigungen und Leidenschaften des Herzens führt. Aber so hell die Lichter, so dunkel sind die Schatten; wir sehen den Sieg dieser Ideale durch Pläne der verworfensten Gesinnung gefährdet und den Schauplatz der edelsten Handlungen mit blutigen Verbrechen befleckt; zwischen diese leidenschaftlich bewegten Gegensätze aber tritt die von ruhigem, überlegenem Humor getragene Schilderung des materiellen Tagestreibens ausgleichend und die künstlerische Stimmung vermittelnd ein. . . . Wir schließen unsere Besprechung, indem wir den trefflichen Roman als ein wirklich wertvolles dichterisches Erzeugnis aufs Beste empfehlen, und möchten nur noch den großen Fortschritt hervorheben, den Niemanns „Grafen von Altenschwerdt“ in Bezug auf künstlerische Reife gegenüber seinem früheren Werke, „Bakchen und Thyrsosträger,“ be-

kunden, ein Fortschritt der uns weiteren Produkten des Verfassers in den trefflichen „Grenzboten“ mit freudiger Spannung entgegensehen läßt.
Staatsanz. f. Württemberg.

. . . Die Zeit ist die modernste Gegenwart; wir haben es, Gott sei Dank, mit Personen von unserm Fleisch und Blut, unsrer Sitte und Kultur zu thun, und werden mit all jenen antiken Römern, mumifizirten Aegyptern und bärenhäutigen alten Deutschen, wie sie sich — Apoll und allen neun Musen sei's geklagt! — in unsrer zeitgenössischen Romanliteratur allzu breit machen, verschont. August Niemann steht, wie es jeder echte Dichter sollte, mitten im Getriebe seiner, also unsrer Zeit, und das sichert ihm von vornherein schon unsre Sympathie; er führt uns daher keine mit altem Plunder behängten Modell- und Kostümpuppen vor, denen mit hochtrabenden Phrasen beschriebene Zettel zum Munde heraushängen, sondern moderne Figuren, denen er nach bestem dichterischen Vermögen den Schein der lebendigen Wirklichkeit zu geben sich bemüht. Auch unser gutes, ehrliches, so schönes Hochdeutsch wird nicht barbarisch verhunzt und verballhornt. Doch das sind nur negative Vorzüge des Romans, denen sich positive in reicher Zahl beigesellen. Die Handlung des Romans hier zu erzählen würde uns zu weit führen. Sie ist sehr geschickt und mit der nötigen Spannung aufgebaut. . . . Ein Hauptvorzug von Niemanns Buch ist der geistreiche, fein pointirte Dialog, der zwar oft in die Breite geht und mit der romanhaften Handlung nichts zu schaffen hat, aber immer interessant ist und beweist, mit welch vorurteilsfreiem, hochgebildetem Geiste der Verfasser Umschau in unsrer Zeit hält. Die Sprache ist eine durchaus schöne, stellenweise von echt poetischem Schwung. Von prächtiger Anschaulichkeit ist u. a. die Schilderung der stürmischen Meerfahrt im 15. Kapitel des 2. Bandes. Alles in allem haben wir es hier mit einem verdienstvollen Romanwerke zu thun, das allgemeines Interesse verdient, und so seien denn „Die Grafen von Altenschwerdt“ unsern Lesern hiermit bestens empfohlen.
Deutsche Kunst- und Musik-Zeitung.

Wie in seinem ersten Roman: „Bakchen und Thyrsosträger“ führt uns August Niemann auch in „Die Grafen von Altenschwerdt“ mitten in das Wogen und Treiben unsrer Zeit, was er ja nach seiner eignen Ansicht für die einzig richtige Aufgabe des Romanschriftstellers hält, weil man nur seine Zeit, nicht aber eine fernliegende richtig schildern könne. Dagegen ließe sich nun manches einwenden, indessen muß man dem Verfasser zugeben, daß er in seiner Zeit Bescheid weiß, ihre Schwächen kennt und für ihr Gutes nicht blind ist. Ja, er steht fast zu objektiv kühl über derselben und könnte von sich sagen, wie jüngst ein Landtagskandidat zu seinen Wählern: „Ich bin konservativ, aber nicht feudal; ich bin religiös, aber nicht fromm!“; wenn wir einem so ernsten Denker wie Niemann eine so unklare Phrase zutrauten. Er sagt selbst: „Deshalb sollten wir Schriftsteller, die wir doch vor allen andern Leuten berufen sind, Bildung zu verbreiten und auf die Sittlichkeit des Volkes zu wirken, uns nicht zu sehr um das be-

kümmern, was man im gewöhnlichen Sinne Politik nennt, sondern nur um jene größere Kraft, welche bleibende Bedeutung hat." Nun werden aber alle Schriftsteller, die nur auf Bildung und Sittlichkeit wirken wollen, mehr oder minder Philosophen sein, mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen schreiben, cum grano salis zu verstehen, und eine gewisse Kühle nie loswerden, die auch rückwirkend auf den Leser sein wird. Das ist auch bei Niemann der Fall; mancher Gedanke aus seinem Roman kann dem Leser tagelang nachgehen, aber wird ihn nie himmelhoch jauchzen lassen oder zum Tode betrübt machen, wie jene Erzählungen, die unter dem Hinblick auf eine ganz bestimmte politische, religiöse Fahne geschrieben sind, sei sie nun schwarz-weiß oder blutrot. Einen wesentlichen Fortschritt weisen „die Grafen von Altenschwerdt" gegen „Bakchen und Thyrsosträger" auf; der Roman tritt gegen die Gespräche mehr in den Vordergrund, die Handlung ist fester zusammengefügt und erhält einen Mittelpunkt in dem Konflikt zwischen Kindespflicht und Liebe, den die beiden Hauptpersonen kämpfen. Da ist es denn sehr wohlthuend, daß beide nur darum glücklich werden, weil sie sich von ihrer Pflicht nicht abwendig machen lassen.... Die Vorliebe Niemanns für den Adel tritt wieder recht deutlich hervor, und er braucht sich derselben wahrhaftig nicht zu schämen. In die Geschicke der Hauptpersonen sind noch eine Anzahl Nebenpersonen verflochten, die zum Teil meisterhaft nach dem Leben gezeichnet sind, wie die beiden Brüder Schmidt, der Algendoktor, in dem die Kurpfuscherei köstlich gegeißelt wird, und der betrügerische Spekulant, der seine politische Meinung je nach seinem Nutzen wechselt. Vor allen Dingen aber freut man sich immer von neuem an dem hohen sittlichen Ernst des Buches, an der reinen Luft, die das Ganze durchweht, ist sie auch für den gewöhnlichen Romanleser, der nur zum Zeitvertreib liest, oft etwas zu scharf, so werden denkende Menschen doch immer wieder gern zu dem Buche zurückkehren und einen dauernden Genuß davon haben. Kreuz-Zeitung.

... Ein klarer, durchsichtiger, von geschraubten Wendungen freier, natürlicher Stil, eine Anzahl interessanter, trefflich charakterisirter Personen, ein geistvoller Dialog und eine ungemein spannende, stellenweise an dramatischen Ereignissen reiche Handlung, und dabei ganz aus unsrer Zeit, aus unserm Leben, aus unsern Anschauungen herausgegriffen —' Herz, was willst du noch mehr? Aber gerade der Dialog, auf welchen ich ein besondres Gewicht lege, wird manchem Leser nicht behagen. In nova fert animus! Die Begierde, stets von Ereignissen zu Ereignissen hinüberzuhuschen, immer in Spannung erhalten zu werden, „an der Stange zu bleiben," um einen vulgären, aber treffenden Ausdruck zu gebrauchen — diese Sucht ist in unsrem Lesepublikum so tief eingewurzelt, daß nur noch die wenigsten sich bei der Lektüre eines Romans die Ruhe gönnen, bei einem gehaltvollen Gespräche auszuharren. Deshalb würde gerade dieser Roman vor den Augen vieler Leser keine Gnade finden. Und doch welche interessanten Dinge werden in unserm Romane gesprächsweise behandelt?

Und welche Vielseitigkeit hat der Verfasser darin entwickelt! Zwischen den Arstokraten der alten und neuen Zeit wird das alte, aber immer ergiebige Thema der Standesvorurteile besprochen. Dann wird über Musik und Poesie, über Kunst und Theater, über die neueste kavalleristische Taktik, über Bodenmeliorationen, über Politik, über Parlamentarismus, über den vierten Stand und über das Journalistentum gesprochen — ich wüßte nicht, welches Interesse in diesen Gesprächen zu kurz käme und welcher Parteistandpunkt in diesen Diskussionen nicht vertreten wäre! Zugleich mit einer spannenden Romanhandlung erhalten wir, wie in einem Hohlspiegel zusammengefaßt, den Reflex aller Ideen, welche unsre Zeit bewegen. „Die Grafen von Altenschwerdt" sind ein Roman im guten Goetheschen Sinne — und das ist das höchste Lob, welches man ihnen spenden kann, nicht bloß auf eine gewöhnliche Unterhaltung berechnet, sondern didaktisch und moralisch erziehend.

Wir bleiben immer auf dem Boden unsrer Zeit, und mancher, der das Leben nur von der alltäglichen Seite kennt, wird vielleicht daran Anstoß nehmen, daß die Handlung im dritten Bande, wo sich Verbrechen an Verbrechen reiht, eine etwas sensationelle Färbung annimmt. Abgesehen davon, daß die freie Erfindung immer das Vorrecht der Romanschriftsteller war, haben wir gerade in Berlin erst kürzlich mit Schaudern erlebt, wie dunkel und verworren die Wege der Verbrecher sind und wie gerade das Unwahrscheinlichste zur Wahrheit geworden ist. Der Dichter hat nur die Pflicht, einen Charakter psychologisch zu entwickeln, und gerade nach dieser Richtung erscheint mir die Zeichnung der Gräfin Sibylle von Altenschwerdt als ein Meisterstück des Verfassers.

Der Roman spielt am Strande der Ostsee, in Lokalitäten, die leicht erkennbar geschildert sind. Mit umso größerem Interesse wird der Leser den feinen Naturbildern folgen, welche der Verfasser mit einem glücklichen, malerischen Sinn entwirft. Unter den wenigen Romanschriftstellern unsrer Zeit, welche eine ernsthafte Beachtung verdienen, ist August Niemann eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Kein Leser wird bereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Die Post.

... Die Personen sind mit großer Schärfe und markigen Strichen gezeichnet und die einzelnen Charaktere treten bestimmt und klar vor unser seelisches Auge. Auch die Situationen sind spannend und effektvoll geschaffen, die Sprache ist eine durchaus gediegene, wie auch der Dialog fesselnd und anregend wirkt. Der Autor versteht es, interessant zu schildern, farbenreiche Bilder zu schaffen und günstig in lebendigster Weise anzuregen. Wir empfehlen unsern Lesern diesen Roman auf das Wärmste. Berliner Börsen-Zeitung.

Der Autor hatte sich mit seinem, s. Z. ausführlich besprochenen Roman „Bakchen und Thyrsosträger" mit einem Ruck in das erste Glied unsrer modernen Belletristen gestellt und es ist selbstverständlich, daß ein neues Werk aus dieser Feder das Interesse in hohem Grade anregen mußte.... Die treffliche Zeichnung der Figuren, das

ebenso gut gewählte wie überall glücklich festgehaltene Kolorit des szenischen und dramatischen Hintergrundes, der elegante feine Stil kennzeichnen auch in diesem Romane ein Talent ersten Ranges, den Gedankenreichtum der Reflexionen, den wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgebildeten Mann, die rücksichtsvolle Charakterisirung der Personen und der Verwickelungen ein fein empfindendes Gemüt.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die Romane, welche Niemann bis jetzt in den „Grenzboten" zuerst veröffentlichte, sind bedeutende Erscheinungen. Der erste „Bakchen und Thyrsosträger" ließ in Bezug auf Form einiges zu wünschen übrig. Diesen Vorwurf kann man dem neuen Werke nicht machen. Die Handlung ist streng geschlossen und entspringt — echt dramatisch — aus den geschilderten Charakteren. Gedankentiefe und Fülle, die Kraft der Darstellung, Sicherheit in der Charakterzeichnung bekundet der Autor auch in seinem neuen Werke.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

. . . Das Werk bedeutet einen gewaltigen Fortschritt gegen „Bakchen und Thyrsosträger," Niemanns vorletzten Roman. Die „Grafen von Altenschwerdt" sind viel unterhaltender, einheitlicher, farbiger, weniger originalitätssüchtig, auch besser geschrieben. Niemann ist ein ausgezeichneter Erzähler und Schilderer. Die Szenerie von Schloß Eichhausen und Umgebung ist wahrhaft plastisch herausgearbeitet; die stürmische Segelfahrt Eberhardts vergißt der Leser sobald nicht wieder; die Liebesszenen sind von unbeschreiblicher Anmut und ohne jede Süßlichkeit; in den humoristisch gefärbten Partien — die Algenkurpfuscherei, Glocks Gedanken eines Spaziergängers, der an die Schülerszene im „Faust" gemahnende Auftritt mit dem naturliebenden Jüngling, der Zank zwischen Verleger und Redakteur, Zusammenbruch und „Reinwaschung" der Gewerbebank — zeigt sich ein satirisches Talent ersten Ranges. Auch die Charakterzeichnung ist, bis auf die oben gerügten Punkte, durchaus gelungen. Der reaktionäre Schloßherr, der gemäßigte General, Dorothea von Sextus, der liebenswürdige Dichtergraf Dietrich; dann die Nebenfiguren Valdeghem, Andrew, Pastor Sengstack, Dr. Glock und seine Schwester, Millicent und ihre Familie, sie alle sind prächtige, lebenstrotzende Individualitäten und wirkliche Menschen unsrer Zeit, sodaß der Leser lauter Porträts vor sich zu sehen glaubt. Dazu kommt eine reine, schöne, gedankenreiche Diktion von einer großen Prägnanz des Ausdrucks. Man spürt überall einen geistvollen, durch und durch modernen Kopf, der alles, was die gegenwärtige Gesellschaft bewegt, scharf beobachtet und tief erfaßt hat und es mit dichterischer Kraft zu gestalten vermag. August Niemann rückt mit diesem Werke in die erste Reihe unsrer Erzähler.

Die Gegenwart.

. . . In der Hauptsache stellt er den Konflikt zwischen Liebe und Kindespflicht dar, in welchem jene triumphirt, weil diese, die Pflicht, so treu und unentwegt gehalten worden ist. Die Voraussetzungen und Begebenheiten sind romanhaft genug, und wunderbar sind die Wege, auf

denen der Dichter schließlich von den eigentümlichen Voraussetzungen aus alles so herrlich zu einem guten Ende hinausführt. In dieser Beziehung wird sich auch derjenige befriedigt sehen, welcher in dem Roman nur Romantik, d. h. den Zauber des Wunderbaren, Ungewöhnlichen, Ueberraschenden und Aufregenden sucht. Dazu ist die Geschichte der Liebe des für einander geschaffenen Paares, welche den Mittelpunkt der Erzählung ausmacht, von einer so entzückenden Reinheit und Zartheit und inneren Wahrheit, so schön und ergreifend, ohne doch die Phantasie und Leidenschaft zu verwirren und zu erhitzen, wie ich seit langem nichts in dieser Art gelesen habe. Und das Ganze ist von tiefem sittlichen Ernste durchdrungen und trägt den Geist einer innigen Frömmigkeit über sich ausgegossen, welcher man sogar die Beimischung eines fatalistischen Charakters nicht absprechen kann. Aber der Roman hat einen noch höhern Wert. Wenn er künstlerisch vollkommener ist als der vorhergehende, so ist er nicht minder reich an philosophischen Reflexionen und Gesprächen aller Art, in denen der Verfasser, ohne selbst seinen Standpunkt als objektiver Zuschauer in der Gesellschaft zu verlassen, die verschiedensten religiösen, politischen und künstlerischen Ansichten in fesselnder und geschickter Weise erörtern läßt. . . . Wenn ich endlich hinzufüge, daß Ernst und Humor glücklich gemischt sind, daß die Charaktere scharf gezeichnet sind und selbst in ihren Extremen noch wahr erscheinen, daß die Schilderung der Natur der deutschen Ostseeküste der Wirklichkeit abgelauscht ist, daß dies alles noch in einem wahrhaft klassischen Stile geboten wird, an welchem wir nur selten etwas auszusetzen haben möchten, so kann ich die Lektüre dieses neuen Romans als einen wahrhaften Genuß und als Auffrischung des Geistes und Herzens aufs wärmste empfehlen. Er vereinigt die Vorzüge der „Katharina,“ der „Emanzipirten,“ der „Bakchen und Thyrsosträger“ und ist zugleich über sie hinaus ein bedeutender Schritt zur Vollendung. Niemann hat sich damit einen Platz unter unsern besten Romanschriftstellern errungen, und wir wollen hoffen, daß uns sein schönes Talent bald weitere Früchte dieser Art zeitige. . . .

Deutsches Litteraturblatt.

Bakchen und Thyrsosträger.

. . . Es sind Schilderungen und Szenen aus unserm modernsten Leben, die uns hier in einem bunten Wechsel geboten werden. Den Hauptvorwurf, den man gegen das Buch wird richten können, ist der, daß es demselben an Einheitlichkeit der Handlung fehlt. Man würde in Verlegenheit kommen, sollte man angeben, welches eigentlich der Held sei, so viele Fäden werden nebeneinander angesponnen und verfolgt, so manches Begebnis aus dem Leben der Einzelnen mit Ausführlichkeit geschildert. Diesen Mangel aber zugestanden, wird man dem Buche nur Vorzüge nachzurühmen haben. Zunächst eine ungemeine Fülle der Charaktere. Da sehen wir einmal u. s. w. . . . Und alle diese zahlreichen Figuren haben Temperament und Charakter,

stehen alle an ihrem richtigen Platze und handeln gemäß einem individuellen Gefühl und Willen, so daß man sich mit ihnen bald vertraut fühlt. . . .

Man muß es sich eben gefallen lassen, daß alle diese verschiedenen Gruppen ihre eignen kleinen Interessen verfolgen, es fehlt an einem großen Gegenstande, der den Mittelpunkt der ganzen Bewegung bildete, die privaten Neigungen und Leidenschaften, Haß und Liebe, Rachsucht und Schadenfreude, materielle Gewinnsucht und idealistisches Verfolgen der Wahrheit, sind die Fäden, an denen diese Menschen vor uns geführt und bewegt werden. Aber es sind dafür wirkliche Menschen unserer Zeit, wirkliche Bilder aus unserem gesellschaftlichen Leben, und in diesen deutlich hervortretenden Zügen aus der modernen Kulturentwicklung liegt der Hintergrund, den man in dem Roman nicht vermissen darf und der den Zusammenhang des Ganzen bildet. Und nun kommt diese halb ironische, im besten Sinn humoristische Art der Darstellung hinzu, worin sich Niemann als wahrer Meister zeigt. Indem er uns alle diese Leute mit vollem Interesse und Eifer sich den Forderungen ihres Lebens hingegeben, ihre Ziele mit Ausschließlichkeit verfolgend zeigt, macht er uns durch die Art, wie er dies thut, zugleich auf das Endliche, Begrenzte ihres Wirkens aufmerksam und stellt uns somit unmerklich auf einen höheren überlegenen Standpunkt, von dem aus wir die richtige Uebersicht gewinnen und nach dem Titel des Buches die Bakchen und Thyrsosträger unterscheiden können. Aus diesem Grunde mischt er auch allen Charakteren soviel an irdischen Elementen bei, um ihre Menschlichkeit jederzeit dem Leser im Bewußtsein zu erhalten und auch wo er sie nach der idealen Seite hin gestaltet, doch den humoristischen Eindruck, den sie hervorbringen, nicht zu verwischen. Seine Lieblinge sind offenbar Stahlhardt Vater und Sohn. In der trocknen Kaustik des erstern liegt etwas in höchstem Grade Anziehendes. Unter Widerwärtigkeiten aller Art, Zurücksetzungen, den unangenehmen häuslichen Szenen mit seiner verdrießlichen Gattin, die, eine reine Thyrsosträgerin, immer nur nach außen strebt, hat er sich den echten bakchischen Sinn bewahrt, der nach oben blickt und die irdische Misere mit aller Resignation erträgt, schleudert aber zugleich nach allen Seiten die scharfen Funken seines behaglichen Witzes, die immer den wunden Punkt treffen und in ihrer scheinbaren Absichtslosigkeit umso verletzender wirken. Seine Gespräche mit seiner Gattin, seinem Aeltesten Alfons, seinem Schwager, sind in höchstem Maße ergötzlich. Und Ephraim junior ist nun eine reine Prachtgestalt. Seine Liebesgeschichte mit Flörchen Schaible in Heidelberg ist ein wahres Kabinetsstück in humoristischer Kleinmalerei; umso ergreifender muß dann der für den Helden tragische Ausgang wirken, aber wie schön verklärt sich die scheidende Seele desselben in echter Weisheit und Hoheit der Anschauung.

Ein besondres Lob verdient der ungewöhnlich klare und reine Stil des Verfassers. Es liegt eine seltene Prägnanz in der Ausdrucksweise, wie überall das bezeichnendste und ohne irgend welche Ueberladung oder effektvolle Häufung klangvollste Wort an die richtige

Stelle gesetzt ist, und so eine äußerst wohlthuende Gesamtwirkung von ruhiger Einfachheit und höchster Angemessenheit erreicht wird. Besonders originell in ihrer Form sind die Gespräche zwischen Vater und Sohn. Ueberall wo der Dichter zur Entwicklung seiner eigentlichen Grundanschauungen ausholt, adelt er die sonst schlichte Weise der Darstellung, indem er sie zu einem Anklang an die sokratische Darstellung in den platonischen Dialogen erhebt. Oft fühlt man sich ganz wie zu den Füßen des griechischen Heros praktischer Lebensweisheit und lauscht dem geschickten Hin- und Herweben der Gedanken in ihrer vorsichtigen allmählichen Entwicklung mit wahrem Entzücken.

Wir stehen nach alle diesem nicht an, diesen Roman, der zuerst in den „Grenzboten“ stückweise zur Veröffentlichung gelangte, nun aber in zwei stattlichen Bänden als Buch vorliegt, zu den interessantesten seiner Gattung zu zählen, dessen Lektüre jedem aufmerksamen Leser zu vielfachem Genuß gereichen wird. Weser-Zeitung.

... Dieser Roman ist ein höchst geistvolles Werk, das überdies die ganze Frische und Ursprünglichkeit einer aus dem Volke schöpfenden, noch unverbrauchten dichterischen Kraft atmet. Gegen die Komposition der Handlung, wie gegen einzelne Längen im Dialog lassen sich Einwendungen machen, umso größere Freude gewährt die meisterhafte Charakterzeichnung und die ungewöhnlich reine und schöne Diktion. Seemanns Weihnachtskatalog.

Der neue Roman „Bakchen und Thyrsosträger“ von August Niemann ist eins der wenigen Bücher, in welchen ein hochbegabter Autor deutlich mit allen Elementen des politischen Rückschritts liebäugelt und dennoch, Dank seiner vornehmen Natur, frei genug über den Parteien steht, um auch dem Gegner in dem Maße gefallen zu können, als er überhaupt poetischer Wirkung fähig ist. Weil nun die poetische Wahrheit ebenfalls über den Parteien steht und weil der Verfasser gern über die Kämpfe der Gegenwart hinweg nach den Unsterblichen der Griechenzeit ausblickt, darum kann er auch den Andersdenkenden nicht leicht beleidigen, vielleicht auch seine Gesinnungsgenossen nicht nach Wunsch erfreuen. Der hohe Standpunkt August Niemanns ist unbedingt zu rühmen. Er ist offenbar mit unzähligen Fäden an die Anschauungen der reaktionären Partei gefesselt, er verschmäht es nicht, die unschönen Schlagworte des Tages zu gebrauchen, er spricht vom „Giftbaum“ und persiflirt einen unsrer angesehensten Gelehrten und Parteiführer, er wendet mitunter die neuen Ausdrücke der Judenhetzer an, und doch könnte jedermann sich mit diesem Manne verständigen, weil er ein origineller Selbstdenker ist, der sich von den gemeinen Tagesfragen zwar mehr als billig anregen, aber nicht zu ihrem Lohnschreiber machen läßt. Und für die Liberalen ist es vielleicht gut, zu sehen, daß ausnahmsweise einmal auch ein geistreicher Mann gegen sie zu schreiben vermag. Freilich beharrt der Autor nicht immer hoch genug über den Zinnen der Parteien. Bald kümmert er sich um die letzten Fragen, wie die Freiheit des Willens, und darf von dieser Untersuchung aus die Kämpfe der kurzen Gegenwart belächeln, bald

verherrlicht er wieder die aktuellste Regierungspolitik, als ob ihre Kampfzölle und Parteigruppirungen ewige Wahrheiten wären; bald flicht er in die vortreffliche Schilderung eines Börsenfürsten geschmacklose, von den „Antisemiten“ entlehnte Züge, bald macht er wieder einen konfessionslosen „Semiten“ zum erhabenen Träger seiner Ideale; bald nennt er vorurteilslos heidnische und christliche Heroen nebeneinander, und bald wieder verstrickt er sich in einen gläubigen Mystizismus, den der alte Angelus Silesius verschuldet zu haben scheint. Ungleich wie der ästhetische Wert des Buches ist also auch der ethische; wir können wohl dem Autor, nicht aber seinem neuen Werke das Zeugnis der Reife erteilen. . . . Zum Zwecke der Charakteristik seiner Personen, oft auch nur, um seine Gedanken an den Mann zu bringen, streut der Verfasser hier und da ernsthafte Parodien sokratischer Gespräche ein. Diese gewagten Scherze sind im höchsten Grade gelungen. Mit Meisterhand werden die Fragen der alten platonischen Dialoge in die Sprache unsrer Zeit übersetzt und sogar die Persönlichkeit des Sokrates tritt uns in der Gestalt des Dr. Stahlhardt liebenswürdig entgegen. Um diese köstlichen Uebersetzungen ausführen zu können, mußte der Verfasser nicht nur die Vorbilder genau kennen, er wußte auch besser, als unsre allzu philologische Richtung es lehrt, die Gemeinsamkeit der Ideen zu fühlen, welche unsre und die sokratische Zeit verbinden. Berliner Tageblatt.

Von gar vielen seltsamen Büchern, welche ein Jahr über auf dem Schreibtisch eines Mannes niedergelegt werden, der sich dem gar undankbaren Geschäfte des Rezensenten ergeben hat, ist der Roman „Bakchen und Thyrsosträger“ eines der seltsamsten.

„Bakchen und Thyrsosträger“ — wo kann ein Werk, das sich also betitelt, anders spielen als im alten Hellas? Wo lenkt ein solcher Titel unsre Gedanken hin, wenn nicht zu Mysterien, zu Festen, dem weingekränzten Gotte geweiht? Aber der Roman spielt nicht im antiken Lande der Götter, der Helden, der Weisen und der Künstler, sondern — im modernen Berlin, unter Aristokraten, Gelehrten, Gründern, Reichstagsmitgliedern, schönen Frauen von wurmstichiger Moral und Künstlern mit der üblichen sonnigen Lebensauffassung. Es ist ein höchst seltsames, höchst barockes, höchst fesselndes, geistvolles Buch, in dem sich bald Diskurse über Gott und die Welt, Charakter der Menschen und Naturgeheimnisse in die Länge ziehen, bald die Handlung sich wild überstürzt — ein Roman, den niemand aus der Hand legen wird, ohne durch ihn angeregt und aufgeregt zu sein, ohne seinen Verfasser für einen geistvollen Kopf zu halten, der seine eignen Gedanken denkt, der häufig ganz barocke Einfälle hat — und der gedankenreiche Romane schreibt, wie sie in unsrer Literatur selten sind, zumal in dem Buch die Geschehnisse sich drängen und der Verfasser, soviel die Personen sich auch zu erzählen haben mögen, vor allem uns selbst was zu erzählen hat. . . . Den geschilderten Verhältnissen fehlt also ein wenig die Realität, aber indem wir dies hervorheben, müssen wir zugleich bewundern, wie spannend der Verfasser eine vielverschlungene Handlung

zu führen weiß. In den sehr langen Gesprächen zwischen Professor Benjamin Stahlhardt Vater und Student Benjamin Stahlhardt Sohn ist viel Gedankentiefes, und daneben blitzt hier und da ein wunderbarer Humor auf. Auch sind einzelne Charakteristiken vortrefflich, so die der Frau des Reichstagsabgeordneten Irrwisch, die von jüdischer Abstammung ist, und ihrer Jugendfreundin, der alten Näherin. Ebenso ist der Charakter dieses „Volksmannes“, der schließlich, weil eine Kourtisane ihn verstößt, sich das Leben nimmt, sehr interessant geschildert, mit all seiner Biegsamkeit, seinem Spekulationssinn, seiner Heuchelei, seiner Würde und seiner Sinnlichkeit. . . . Alles in allem ist das Werk bei manchen Seltsamkeiten so bedeutend, daß seine Lektüre warm empfohlen werden muß. Berliner Börsen-Courier.

Das vorstehende Werk ist einer der bedeutendsten und geistvollsten Romane, welche in der letzten Zeit in Deutschland erschienen sind, wenn es nicht geradezu der geistvollste ist. Mit kunstsinniger Hand entrollt uns der hochgebildete Verfasser darin Bilder aus der modernen Kultur, deren Zeichnung fast durchweg richtig und deren Kolorit prächtig ist. Als Blätterwerk ranken sich um dieselben Aussprüche und Betrachtungen von zum Teil großer Tiefe, welche den Roman zu einem von den wenigen machen, die auch ein gebildeter Mann mit Genuß und Vergnügen lesen wird.

Das am wenigsten daran Gelungene ist vielleicht der Titel. Er ist zu gelehrt. . . . Ein fernerer Fehler des Romans, um gleich die wenigen, die er besitzt, vorweg aufzuzählen, ist die zu große Breite einiger darin vorkommenden Dialoge. So gleich der, welchen im ersten Kapitel der alte stoische Gelehrte Dr. Stahlhardt mit seiner Gattin Clara über den Wert oder Unwert des Karrieremachens hält. Man erkennt gleich aus diesem ersten Kapitel den denkenden Kopf, mit dem man es in dem Verfasser zu thun hat, man vermutet aber, daß er in der eigentlichen spannenden Romandichtung noch weniger geübt sei, ein Irrtum freilich, welcher durch die folgenden glänzenden und hochinteressanten Schilderungen schlagend widerlegt wird.

Endlich läßt der Verfasser die verschiedenen Fäden, aus denen der bunte Teppich seines Romans gewebt ist, mehrmals zu lange fallen, sodaß wir, wenn er sie wieder aufnimmt, uns zuweilen erst besinnen müssen, woraus sie eigentlich bestanden. An und für sich sind alle diese Fäden ja von feinster Qualität und Färbung. Da ist zunächst der große Hauptfaden des Ganzen, Dr. Irrwisch. [Folgt die Analyse des Romans, von der hier nur der Schluß steht.] Eine zweite Hauptgruppe des Romans schließt sich um den alten Freiherrn von Lovendal, ein Haupt der Haute Finance, Besitzer vieler Millionen und mit seinem Sohne Amadeus ein Typus des modernen Judentums auf dem Gipfel größter äußerer Erfolge. Die Schilderung der Geburtstagsfeier des alten Lovendal im zehnten Kapitel des ersten Bandes bietet eine Fülle feinster Beobachtung und fesselndster Darstellung; alles ist wie aus dem Leben gegriffen, und man muß sich verwundern, wie der Verfasser, offenbar ein Gelehrter und Kenner des Plato,

Pindar und Theognis, gleichzeitig sich auch diese genaue Kenntnis so entgegengesetzter Lebenskreise, wie die in der Villa des alten Lovendal sich versammelnden und später die in der Spielbank zu Monaco, zu erwerben gewußt hat. Verhängnisvoll greifen in das Leben des alten Finanziers von Lovendal zwei etwas sehr abenteuerliche Gestalten, die des ironisch geistvollen Prinzen von Parolignac, übrigens ein Muster konsequenter Charakterzeichnung, und die der Sängerin Chepa de Molini, ein. Im wohlthuenden Gegensatz zu diesen beiden raffinirten Figuren steht die reizende Idylle, welche sich zwischen dem Sohne des alten Dr. Stahlhardt, dem vom Eifer nach Wissenschaft durchglühten Ephraim, dem dritten der „Bakchen" des Romans, und dem reizenden, aber koketten Flörchen in Heidelberg abspielt und die leider sehr traurig endigt. Doch es würde zu weit führen und zwecklos sein, dem Leser die einzelnen Partien des, wie gesagt, an Lebensfülle und Lebensweisheit reichen Romans weiter zu detailliren. Möge er dieselben selbst aus eigner Kenntnisnahme genießen. Er wird eine Dichtung kennen lernen, welche, wenn sie an künstlerischer Ausbildung vielleicht auch noch hie und da zu wünschen übrig läßt, doch dem Ideale, welches wir uns von dem modernen Roman machen, ziemlich nahe kommt.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die lockere Form des Romans gestattet auch solchen, welchen das Schicksal nicht die poetische Kraft eines Dante oder Goethe verliehen hat, einen Versuch, die ganze Welt in einem Griffe zusammenzufassen und die höchsten Ideen, das ewig Unbewegliche in dem ewig Beweglichen, in der Flucht der Erscheinungen, für welche noch keine Augenblicksphotographie erfunden ist, festzuhalten. Der Verfasser des Romans, der Redakteur des weltberühmten Almanach de Gotha, hat einen solchen Versuch gemacht, dessen Sinn schon der gewählte, sagen wir gleich offen, etwas gekünstelte Titel andeutet, welchen er dem Phaidon des Platon entnommen hat, und der eine klassische Version des bekannten Wortes der Schrift von den vielen Berufenen und den wenigen Auserwählten ist. Alles, was die gegenwärtige Gesellschaft bewegt, in Politik und geistigen Bestrebungen, die gesellschaftlichen Beziehungen, welche aus Geburtsaristokratie, Finanzgröße, militärischer und bürgerlicher Stellung und auch schließlich aus einer gewissen Dosis von Abenteurertum, welches sich in die übrigen Elemente mischt, hervorgehen, sind durch eine bedeutende Anzahl höchst lebenswahrer und interessanter Personen repräsentirt; über dieser materiellen Welt aber lagert — wie auf vielen mittelalterlichen Heiligenbildern die himmlischen Szenen über den irdischen — eine Welt der höchsten Gedanken, der idealsten Spekulation, welche besonders, um hier Namen zu nennen, durch Dr. Stahlhardt und seinen Sohn Ephraim vertreten wird.

Wenn wir uns zuerst der materiellen Welt zuwenden, so sind die scharfe Beobachtung, die feine Charakteristik der Personen, eine große Kunst der Darstellung, und zuletzt nicht am wenigsten eine sehr bedeutende dichterische Kraft zu loben. Die erste Liebe Ephraims zu dem Heidelberger Flörchen ist z. B. ein Idyll von hinreißendem Zauber und

einem überaus feinen Humor, die unglückliche Reitpartie, welche den Schluß des ersten Bandes bildet, ist so effektvoll, wie sie nur der erfindungsreichste französische oder englische Sensationsschriftsteller erfinden könnte, und der Dialog so, daß man ihn gleich auf die Szene bringen könnte; der Selbstmord des Dr. Irrwisch, eines mit besondrer Sorgfalt gezeichneten politischen Führers, der sich zugleich Ehren und Reichtum zu erwerben gewußt hat, ist ein erschütterndes Gemälde aus den tiefsten Abgründen des Seelenlebens. Aber wir könnten eine Szene nach der andern und eine Gestalt nach der andern anführen, und wir würden soviel Lob auf sie häufen, daß vielleicht der Leser, der sich dadurch bestimmen läßt, in Wahrheit enttäuscht sein könnte; denn bei aller Kunst im Einzelnen hat der Dichter nicht vermocht, jene dauernde Spannung hervorzurufen, welche in ihrer Steigerung die höchste Wirkung eines Phantasiewerkes ist. Der Grund liegt darin, daß Herr Niemann, wenn wir eine Wendung in der Vorrede recht verstehen, zuerst eine Reihe von Kulturbildern geschrieben und diese dann zum Roman zu knüpfen versucht hat. Die Spuren dieses Prozesses ganz zu verwischen ist ihm nun nicht gelungen.

Was seine philosophischen Anschauungen betrifft, so wollen wir es der Erfahrung anheimstellen, wie groß die propagandistische Kraft derselben ist. Uns spricht die Voraussetzung derselben in etwas großer Breite — mit dem Roman nicht an, aber sie ragen jedenfalls weit über mittelmäßige Flachheit hervor, und der ganze Roman verdient als eine der bedeutendsten und originellsten Schöpfungen der neuern belletristischen Literatur volle Beachtung. Die Post.

Niemanns Roman ist so eigentümlicher, man möchte sagen „eigensinniger" Art, daß man sich seine Intentionen klar machen muß, um nicht ungerecht zu werden.

Das Werk gehört zu denen, welche etwas bedeuten, welche auf jeder Seite verraten, daß der Verfasser ein Mann ist, „der etwas zu sagen hat", und welche gleichwohl neben der Zustimmung und Anerkennung, die sie sich erwerben und erobern, mannichfachen Widerspruch finden müssen. Dem Verfasser fehlt es an Technik für die Romandichtung. Zunächst ist seine Namengebung eine verfehlte. Das Finden passender Namen für die in einer Erzählung zu verwendenden Personen und Orte ist gewiß nicht leicht, aber ist es notwendig, daß der Held, der schließlich die Braut erobert, hier wieder „Frank" heißt? Man sollte schier ein Gebot ausgehen lassen, daß die Romanhelden nicht mehr „Frank" und die Lustspielwitwen nicht mehr „Frau von Rosen" benamset werden möchten. Bei Niemann heißt ferner ein französischer Fürst „Parolignac", ein märkisches Dorf „Kürbisdorf", ein Mann, weil sein Leben einem Irrlicht gleicht, „Irrwisch", und ein andrer, weil er gegenüber den Vorurteilen und Verlockungen der Welt sich hart wie Stahl hält, „Stahlhardt" — das sind denn doch harte Schicksale für die betreffenden Leute und für die Leser! Fügen wir noch hinzu, daß die einzelnen Partien der Erzählung nur ganz oberflächlich, nämlich durch kaum mehr als nähere oder entferntere Ver-

wandtschaft der Hauptpersonen, zusammenhängen, und ferner, daß die beiden Männer, welche des Verfassers intime Ansichten auszusprechen scheinen, für Phrenologie und Vegetarianismus eingenommen sind, so gehört, wie wir uns selber sagen, einiger Mut dazu, wenn wir versichern, daß selbst ein sehr anspruchsvoller Leser die Lektüre dieses Buches nicht bereuen wird; und doch können wir diese Versicherung unbedenklich abgeben. In dem Dr. Stahlhardt hat Niemann den alten Sokrates wieder aufleben lassen, und man sollte nicht meinen, mit welchem Nachdruck und Erfolg der Alte mit seiner etwas pedantischen Frageluſt, seinem hellen Auge und seinem unbestochenen Wahrheitssinn noch heute eingeführt werden kann, wenn man es richtig anfängt. Die Erlebnisse des Heidelberger Studenten sind ein überaus anmutendes Idyll, wie denn jede einzelne Episode das Beobachtungs- und Erzählertalent des Verfassers bezeugt. Es zeigt sich selbst in beiläufigen Bemerkungen, wie wenn von einem Freunde des erwähnten Studenten einmal gesagt wird: „Er war ein prachtvoller Trinker, ruhig lächelnd, unbesiegbar.“ Nur ein Mann von wenigstens einigen Graden kann von einem „prachtvollen Trinker“ sprechen. Ferner ist der Fürst Parolignac in seiner glücklichen Beschlossenheit eine Gestalt, die sich einprägt. Kurz, die vorhandenen Mängel treten hinter dem Guten, das geboten wird, weit zurück. Fehlt es diesem Zeitbild auch an Einheitlichkeit und Abrundung, so fehlt es ihm nicht an Schärfe und Tiefe.

Vossische Zeitung.

Wir haben hier einen richtigen, auf breitester Grundlage solid aufgebauten sozialen Roman, der in ästhetisch sehr befriedigender Weise die brennenden Fragen der Gegenwart gründlich behandelt. Der Autor desselben besitzt bei gründlicher wissenschaftlicher Bildung die poetische Ader, die ihn in den Stand setzt, nicht bloß eine Anzahl fein gewählter Charakterköpfe getreu nach der Natur zu malen, sondern sie uns in einem Lichte zu zeigen, daß sie uns stets Interesse, oft Bewunderung und Sympathie einflößen müssen. Daß Niemann die Fabel seines Romans so gut ersonnen und so schön ausgesponnen hat, rechnen wir ihm umso höher an, als wir überzeugt sind, daß er offenbar diesen Roman nicht geschrieben hat, um einen Roman zu schreiben, sondern um sicher zu sein, daß seine philosophischen und politischen Ansichten Gehör finden, und zwar von seiten eines Publikums, das nicht gern psychologische Abhandlungen liest, obgleich es welche lesen könnte. Gehen wir kurz auf den Inhalt des Buches ein. Der Verfasser findet in der Herrschaft der hyperliberalen Strömung unserer Zeit ein gefährliches Uebel. Sie ist es, die allenthalben ein hohles Treiben wo nicht hervorruft, so doch begünstigt. Mit der durch finanzielle Rücksichten veranlaßten Verwischung der Standesunterschiede geht Hand in Hand ein pietätloses Abweichen von guter alter Sitte und unmittelbar damit verbunden ein Sinken der Sittlichkeit. Das schadet den alten guten Familien, ohne den neuauftauchenden etwas zu helfen. Die Herrschaft der Phrase im öffentlichen Leben, die Rolle, die der Streber und der Gründer spielen, sie werden gründlich beleuchtet und gebührend ge-

geißelt. Wie die sittliche Laxheit ihr Gift in die Kreise der Kunst und der Wissenschaft hineinträgt, wie dieses aber schließlich auch seinen eignen Herd verzehrt, kann garnicht besser geschildert werden als in den Figuren des Gründers Irrwisch und des Prinzen Parolignac. Daß unsere Zeit krankt am Vielwissen, das unklare Köpfe macht, das Gemüt leer läßt und für den Willen keine Direktive giebt, daß hierin eine Hauptquelle des sittlichen und religiösen Indifferentismus zu erkennen ist, wird dem Verfasser niemand bestreiten. Er zeigt schlagend, daß das, woran es unsern Zeitgenossen am meisten und der Jugend zumal fehlt, nichts anderes ist, als tüchtige Charakterbildung. Hier ist nun die Ansicht Niemanns diese: Es ist nicht zu leugnen, daß es nicht in der Macht eines Menschen steht, den Charakter eines andern so oder so zu bilden, die natürlichen Anlagen und die Wege des Schicksals sind hier mächtiger. Aber der Auserwählte unter den vielen Berufenen, der Bakchos unter den Thyrsosträgern, einer, der die Dinge nicht bloß nimmt, wie sie kommen, sondern sich selbst kennt und diese Welt durchschaut, ein solcher hat es doch in der Hand, diesen oder jenen Funken in seinem Innern nicht zur Flamme werden zu lassen, die sein Herz verzehrt, er ist doch imstande, sich das Gleichgewicht seiner Seele zu erhalten, ja sogar das momentan verlorene wieder zurückzuerobern. Das Mittel zu solcher Kraft des Geistes ist die ernste Arbeit des gewissenhaftesten Forschers, die von selbst zu seinem Idealismus des Denkens und jener Noblesse des Handelns führen muß, ohne welche der Mensch seinen Namen nicht verdient: „Mein lieber Sohn“ — läßt unser Autor den alten Gelehrten Stahlhardt zu seinem Ephraim sagen —, „wer so wie du über die Gerechtigkeit zu fragen versteht, der bedarf keiner menschlichen Lehre mehr. Gott wird dich auf dem Wege führen, den du gehst.“ Aber — so fährt Niemann fort — als sein Sohn gegangen war, senkte der Vater sein Haupt in tiefer Betrübnis auf die Brust. Denn er bedachte, welch ein verhängnisvolles Geschenk des Schicksals eine forschende und empfindsame Seele sei.

Staats-Anzeiger für Württemberg.

Es ist uns immer eine besondere Freude, wenn wir aus der Flut von mittelmäßigen Romanen und Novellen, welche alljährlich den deutschen Büchermarkt überschwemmt, ein literarisches Erzeugnis dieser Art, als zu diesem Mittelgute nicht gehörig, herausheben und der Beachtung des Lesepublikums warm empfehlen können. In diese angenehme Lage versetzt uns der Roman von August Niemann „Bakchen und Thyrsosträger.“ Trotz seines an die antike Zeit mahnenden Titels ist derselbe doch ein moderner deutscher Gesellschaftsroman und zwar im besten Sinne dieses Wortes. . . . Mit scharfen, charakteristischen Zügen entwirft der Verfasser in seinem Romane ein Bild von dem Treiben unserer Tage, von dem Leben der Gegenwart, von dem Jagen nach Reichtum, Sinnengenuß und äußerlichen Ehren, von den aus den heutigen politischen und kulturellen Verhältnissen entspringenden Reibungen und Differenzen; daß er bei dem Aufdecken der Nachtseiten

unseres gesellschaftlichen Lebens sich fernhält von jeder Frivolität, rechnen wir zu einem der größten Vorzüge des Werkes.

Leipziger Zeitung.

... Niemann hat mit seinen beiden Romanen ein höheres Genre der sogenannten schönen Literatur eröffnet, einen ganz neuen Ton angeschlagen, indem er gewisse Vorzüge der Freytagschen und Spielhagenschen Weise, ohne die Schwächen dieser beiden Schriftsteller zu teilen, in sich vereinigt, und den durch die Wüste dieser Welt ziehenden schwerbeladenen Kamelen die belebende Musik vorspielt, daß immer nur das Gute das Richtige ist, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen und die Summe aller Naturforschung, Bildung und Weisheit darum in dem Spruch beschlossen bleibt: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Bonner Zeitung.

Don Adone.

... Als wollte er der leidigen Gegenwart, ihrer geradlinigen Straßen, der Uniformen und Eisenbahnen vergessen, hat sich Robert Waldmüller altes, geschöpftes Papier beschafft, solches hübsch altertümlich in weißlich schimmerndes Schweinsleder binden lassen und eine Erzählung hineingeschrieben in dem Geschmacke etwa, wie sie in „guten, alten, lustigen Zeiten" die Improvisatoren und Fabulanten in Neapel des Abends zum Besten gaben. Er hat sichs sogar damit nicht genügen lassen und ist selbst mit Haut und Haar in die Maske solch eines fröhlichen Alten, des „berühmten Fabulanten von der Spiaggia della Marinella," hineingekrochen und beginnt als Gian Francesco Sabattini seine Geschichte.... Der Golf von Neapel, die Zeit des „Vizekönigs": Märchenland und Märchenzeit. In den Orangenhainen hängt Blüte an Blüte, Frucht an Frucht, die üppige Rebe umrankt das Gemäuer, die großblätterigen Feigenbäume spenden schattige Kühlung, zwischen Felsenritzen sprießt die Myrte und unten grüßt und rauscht das blaue leuchtende Meer. In diesem Feengarten hausen selige Menschenkinder, und ihr Uebermut lacht in der verfallenen Hütte wie im Palast, auf der lärmenden Straße und in den kühlen Gängen des Klosters. Wohl dräut die Hölle der Cyklopen unter dem heißen Boden und zwischen den frohen Tagen, da ich Blatt um Blatt das Behagen und die launigen Freuden genoß, deren es in „Don Adone" so viele giebt wie Oliven an dieser seligen Küste, und dem Heute liegt das gräßliche Unglück von Casamicciola. — Noch lastet das stumme Entsetzen dort, und die Zeit der Thränen hat den staunenden Schrecken noch nicht gemildert. Und doch! Ein neuer Frühling, neues Leben, neue Lieder, neues Glück! Wo die Armut das Elend nicht kennt, wo kein Leben verrinnt ohne Freuden, da ist der Schmerz schneller vergessen, da heilen die Wunden und den neuen Sonnengluten grüßt mit den Blüten auch das Lachen der braunen, glutäugigen Menschen entgegen. Mögen die sorgenden Menschen des Nordens immerhin solches Leben Leichtsinn nennen, in Wahrheit ist es Glück. Leben, sich freuen

jedes Atemzuges, die geringe Arbeit mit Frohsinn verrichten, in den Gluten des Tages träumen, den kühlen Luftzug des dämmernden Abends als das Zeichen begrüßen, daß Lied und Tanz nunmehr anheben können, des „Morgen“ nicht denken, weil das selige „Heute“ so ganz das Herz erfüllt, und in solchem Glücke glauben, es müßte immer so sein, weil es so gut ist und der Wunsch nicht geboren wird, der Besseres, Anderes erstrebte — — in solchem dämmernden Glücke ist Don Adone aufgewachsen.... So ungefähr zieht Don Quixote mit Sancho Pansa in die Welt; aber das herrliche Buch Waldmüllers darf neben Cervantes gestellt werden; es ist keine Satire, sondern ein Gedicht, welches die Unschuld zweier braven Menschen besingt, die mit einander aufgewachsen sind, mit einander reisen und einander so schwer zu finden vermögen. Don Adone auf seinem Maultiere reitet in die Welt, um in Salerno den Erben der Zechinen zu suchen. Sein Kopf ist angefüllt mit den Sinnsprüchen aller Weisen, sein Herz lebt der Tugend und Pflicht und weiß nichts von Arglist. Stark wie ein Löwe von Natur, furchtsam wie ein Hase durch Angewöhnung, erscheint er bestimmt, das Opfer aller zu werden, die, von Schlechtigkeit oder Uebermut getrieben, seine Schwäche mißbrauchen wollen. Sein Beschützer ist das kleine muntere Mädchen Fiammetta, die auf Lazzaro, dem trefflichen Esel, neben ihm reitet und die keine Sorge kennt als die um ihren guten Herrn; die nur Thränen hat, wenn er von dem Kloster spricht, in das er gehen will, die von allem weiß, was Don Adone frommt, nur von dem besten nichts — von ihrer Liebe. Welche Schicksale das ebenso seltsame wie liebenswerte Paar zu bestehen hat; wie mit den Zechinen, welche die Arglist Fremder und Adones Tugend dem Täschchen entrollen lassen, auch die glaubensstarke Arglosigkeit unsers Helden ins Schwinden kommt, wie die leidige Not ihn zwingt, von seiner Kraft und der weltklugen Einsicht Fiammettas mehr Gebrauch zu machen als von der in der Anwendung unverläßlicher Weisheit des Sokrates und der Kirchenväter, das mag der Freund, den wir dem Buche gewonnen, in diesem selbst zu seiner Freude und Erbauung nachlesen. In der Erzählung dieser Abenteuer steckt eine Galerie von Menschen- und Landschaftsbildern solchen Reizes, solcher Feinheit der Zeichnung, solcher Pracht der Farben, daß nur zögernd die Hand an das Wenden der Blätter geht und willig das Auge auf das Gelesene zurückblickt, wie es der Alpenwanderer auf der Paßhöhe thut, bevor er von dem durchstiegenen Thale Abschied nimmt und ins neu geöffnete absteigt. Mit vornehmem Geschmack und oft zwingendem Humor sind die Weisheitssprüche gewählt, mit denen Don Adone in jeglicher Lage seine Entschlüsse und Meinungen begründet, um stets das Verkehrte zu thun und zu sagen.... Sei uns gegrüßt, Waldmüller, du trefflicher Landsmann. Zwei Bände lang hast du die wälsche Maske getragen und hast mit fröhlichem Mummenschanz uns ergötzt. Schließlich aber schlägt allbesiegend dein starkes deutsches Herz durch Maske und Mantel, und Don Adone, dein Held, es ist das deutsche Volk, mit seinen Gelehrten, seinen Träumern und Denkern, seiner unbeholfenen Tugend und seiner Riesenkraft. „Ein herrliches Ding um das Prügeln,“ oh, das ist gute deutsche Weisheit. Nur umso herrlicher

ist sie, wenn dabei die Poesie nicht verloren geht; das aber hast du, wackerer Fabulant, uns gezeigt, der erste wieder nach langer Pause, und darum Freunde und Freundinnen gehet hin — und leset „Don Adone".

Wiener Presse.

Ein artiges, munteres Werk, das sich angenehm lesen läßt, weil es in behäbiger, durchaus behaglicher Weise vorgetragen, sehr glücklich von der hastigen, überstürzten und zu fast unmöglichen Lagen und Vorkommnissen zugespitzten Art der neuesten Romanerscheinungen absticht.... Diese Reise und die vielerlei komischen und sonderbaren Abenteuer, die sich auf ihr ereignen, bilden den Inhalt der beiden Bände, die in ihrer ganzen Darstellung und in dem glücklichen Humor, den sie atmen, ein treffliches Seitenstück zum „Don Quixote" abgeben. Wir finden wenigstens in ihnen den gleichen Ernst in aller Schelmerei, gewissermaßen die volle Grandezza der heiteren Laune, die in jenem unsterblichen Meisterwerk der spanischen Literatur zu gewahren ist und es vor vielen anderen von jeher ausgezeichnet hat und immer auszeichnen wird. „Don Adone" ist ein wirkliches, echtes Kind der Muse, eine volle, gesundheitstrotzende Gestalt aus dem italienischen Volksleben, die sich mit ihrer übertriebenen Ehrbarkeit, ihren sich gelehrtes Ansehen gebenden Anführungen aus dem griechischen Altertum, ihrer kindlichen Gewissenhaftigkeit und naiven Natürlichkeit so breit und ausgiebig in die Teilnahme des Lesers setzt, daß er gern und mit immer gleichbleibender Spannung den einunddreißig Kapiteln dieses wahrhaft belustigenden Romans folgt. Wahrhaft belustigend aber ist dieser Roman, weil er harmlos und durchweg künstlerisch einen einfachen Grundgedanken in buntbewegten und mit satten Farben gemalten Bildern folgerichtig und mit systematischer Genauigkeit ausführt. So toll und übermütig das Erzählte zuweilen auch erscheinen mag, nie doch schwächt es oder läßt es das vorgesteckte Ziel aus den Augen. Es bleibt immer streng bei der Sache und, was besonders zu rühmen ist, auch in den possenhaftesten Auftritten, sozusagen im Ueberschwang der lachendsten Erfindungsgabe, behauptet es eine gewisse Würde, ein gewisses Pathos der Lächerlichkeit, mit einem Wort: dieser komische Roman fällt nie und nirgends aus der Rolle, ohne daß er je eine Gezwungenheit wahrnehmen läßt. Leicht und zwanglos entwickelt er sich und alles ergiebt sich in ihm wie von selbst: ein Abenteuer zieht wie notwendig das andre nach sich. Dies ist die echte Kunst des Fabulanten, und woher Robert Waldmüller dieselbe auch immer genommen haben mag: aus sich selbst oder aus italienischer Quelle, sie kann und darf uns unter allen Umständen willkommen sein.

Staatsanzeiger f. Württemberg.

... In ein friedlicheres Terrain der Fabulirung führt wieder Robert Waldmüller mit seiner in der Zeit des spanischen Vizekönigtums über Neapel spielenden Erzählung „Don Adone." Der bewährte Erzähler ist ein Schalk; dieser „berühmte Fabulant" Gian Francesco Sabattini vermutlich selber im wesentlichen eine fabulirte Gestalt und der Dresdener Poet Duboc-Waldmüller vermutlich selbst im wesentlichen der Erfinder dieses ergötzlichen echt süditalienischen Schelmenromanes. Diese letztere

Gattung sollte stärker kultivirt werden als in diesem Augenblick geschieht; Lesage in seinem „Gil Blas" oder vielmehr seine spanischen Hintermänner Velez de Guevara und Aleman gehören zu den ergötzlichsten Autoren aller Zeiten, und auch in den unsterblichen Don Quixote spielt diese Art von Romantik wenigstens hinein. . . . Harmloser allerdings und in entlegener Zeit wickelt Waldmüller seinen Schelmenroman ab. Zunächst ist der Held desselben ein passiver; nicht er übervorteilt andre Leute, sondern er wird auf einer an den apulischen Gestaden Dank dem Testament einer übervorsorglichen Mutter angetretenen Wall= oder vielmehr Irrfahrt allmählich um die baare Hinterlassenschaft derselben gebracht und kehrt um viele Erfahrungen und eine Lebensgefährtin reicher auf sein Landgütchen zurück. Kostbar ist der Gegensatz zwischen den von dem gelehrt erzogenen Jüngling bei jedem Reisemißgeschick vorgetragenen antiken Weisheitssprüchen und den realistischen Bemerkungen seiner später zur Lebensgefährtin avancirten dienenden Reisebegleiterin ausgedrückt; hier hat dem Dichter allerdings Don Quixote mit dem unsterblichen Schildknappen vorgeschwebt. Ueberaus fein aber ist die unschuldige und unbewußte Herzensneigung der von der Mutter als Dienerin angenommenen entfernten Verwandten zu dem unbehilflichen Gebieter angedeutet und entwickelt. Hier ist auf die nach gut nachgeahmter italienischer Weise etwas selbstgefällig breit vorgetragene humoristische Erzählung ein Strahl echter Poesie gefallen. Elberfelder Zeitung.

. . . Damit ist eine Situation geschaffen, wie die großen englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts sie liebten, die auch ihren oder ihre Helden gern auf Reisen schickten, ja man wird an Cervantes und an — „Hans im Glücke" erinnert. Die freie und künstlerische Verwertung des „Reisemotivs" hat sich auch hier sehr dankbar erwiesen. Don Adone ist ein durch das lebhafte Temperament und den stark ausgeprägten Egoismus der Mutter halb unterdrückter Mensch von empfindsamem und beschaulichem Wesen, erstaunlich unpraktisch und unselbständig, von beinahe himmelblauer Unschuld und Rechtlichkeit. Zu der Wahl eines Berufes hat die Mutter ihn nicht kommen lassen. Der Zufall hat seine ungeordneten autodidaktischen Studien auf encyklopädische Werke über die alten Philosophen gelenkt. Ihre Lebensregeln sind das einzige, was er kennt, und diese zu zitiren ist seine Freude und sein Trost. Denn Trost hat er auf der Reise, auf welcher er vielfach betrogen, gefoppt und von allerlei Unfällen verfolgt wird, zuweilen nötig. Der — freilich sehr verfeinerte — Sancho Pansa zu diesem Don Quixote ist Fiammetta, insofern sie wenigstens einige Lebenserfahrungen und einen anschlägigen Sinn hat. . . . Die Gespräche, welche beide mit einander und mit den Personen führen, mit denen die Reise sie zusammenbringt, sind von einem feinen und glücklichen Humor getragen, der sich auch in der Erfindung der Reiseerlebnisse bewährt. . . . Eine neckische und doch man möchte sagen noble Schalkhaftigkeit giebt dem ganzen Roman eine eigentümlich behagliche Atmosphäre. Vossische Zeitung.

. . . Eine wahre Erquickung inmitten dieser seichten Produktion des Tages, unter welcher niemand mehr zu leiden hat als die Feuilleton=

Redakteure der Zeitungen, denen die Prüfung der Roman-Manuskripte obliegt, hat uns kürzlich die Lektüre eines Romanes von Robert Waldmüller verschafft, welcher den Titel „Don Adone" trägt. Wir dürfen wohl, trotz der umständlichen und feierlichen Quellenangabe auf dem Titel, annehmen, daß hinter dem fabelhaften Improvisator Sabattini, welcher nach der Versicherung Waldmüllers seinen Landsleuten und Gevattern die lustige und doch zu sehr zum Nachdenken anregende Geschichte von den Reiseabenteuern des Don Adone erzählt, kein andrer als der geistvolle Dresdner Schriftsteller selbst zu suchen ist, dessen eminente Sprachkenntnisse ihn befähigen, so tief in den Geist, in die Denkungsart eines Volkes einzudringen, daß man hinter der Maske des Italieners den Deutschen nicht zu erkennen vermag. . . . Don Adone ist ein Seitenstück zu Don Quixote, nur nicht mit so weit gespannter satirischer Tendenz, sondern in engerem Rahmen die alte Moral in ebenso ergötzlicher Weise illustrirend, daß sich ein Charakter „nur im Strome der Welt" bildet. . . . Die goldenen Sonnenstrahlen eines feinen, leicht ironisch gefärbten Humors sind die beständigen Begleiter des Lesers auf der Fahrt nach Castellamare, und dazwischen sprudelt ein erfrischender Born heiterer Lebensweisheit, welche mit der anmutigsten Leichtigkeit und mit der liebenswürdigsten Beredsamkeit dargeboten wird. Die große Beweglichkeit in der Dialektik und die Lebendigkeit des Stils werden besonders demjenigen Leser Freude machen, welcher auch die formale Seite eines Kunstwerks zu schätzen weiß.

Die Post.

Die Freunde und Kenner altitalienischer Fabulirkunst, der unsere besten Novellisten soviel verdanken, werden ihre Freude an dem neuesten Romane Robert Waldmüllers „Don Adone" haben. Der Dichter sagt, daß er seine köstliche Geschichte dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella" in Neapel, Gian Francesco Sabattini, nacherzählt. Wie viel des italienischen, wie viel des deutschen Dichters Anteil — mag uns nicht bekümmern; genug, daß ein so anziehendes und unterhaltendes Buch aus diesem Zusammenwirken entstand. Don Adone und seine Dienerin Fiammetta, welche er von der Mutter ererbt, begeben sich, um eine falsch gedeutete Testamentsklausel auszuführen, auf die Reise, die sich allerdings nur von Neapel nach Salerno erstreckt, aber an wunderlichen Erlebnissen und Fährlichkeiten, an komischen und bedenklichen Situationen über- und überreich ist. Don Adone ist ein Don Quixote der Gelehrsamkeit, Fiammetta eine kluge, mit Mutterwitz reichlich begabte treue Dienerin ihres Herrn, die das Gleichgewicht wiederherstellt und nach allen möglichen tollen Erlebnissen seine Gattin wird, da er wohl sieht, was er ihrem eminenten Verstande dankt, der alles glücklich wieder eingelenkt hat. Ist der Roman auch im Geiste des Fabulanten da und dort vielleicht zu breit ausgesponnen, so deckt diese Breite der überreiche Humor, die Masse komischer Situationen und Einfälle, welche unsre Heiterkeit immer wieder neu beleben, und das Buch darf als eine durchaus originelle Erscheinung bezeichnet werden.

Ueber Land und Meer.

Eine sehr unterhaltende und ergötzliche Erzählung, in jener leicht fließenden Erzählungsart vorgetragen, wie sie Wieland einst mit Glück unter uns angebahnt und gepflegt. Auch an des Herrn v. Thümmels Weise mag man sich dabei erinnern; doch sei ausdrücklich bemerkt, daß Anstößiges in „Don Adone“ nicht vorkommt, selbst wo die Situation es gelegentlich nahe bringt. Das Buch hat sogar eine gewisse Moral, des Mannes wünschenswerte Selbständigkeit und den Unwert bloßer Plunder-Büchergelehrsamkeit anlangend. Aber die Hauptsache bleibt: Wem um eine etliche Stunden recht vergnüglich ausfüllende Plauderei zu thun ist, findet dies hier in ausgezeichneter Weise und dem besten „Fabulanten“-Ton. Deutsches Literaturblatt.

Robert Waldmüller hat in seinem neuesten Buche „Don Adone“ eine höchst ergötzliche Gabe den Verehrern seines Talents dargereicht. Die darin geschilderten lustigen und komischen Begebenheiten stellt er laut einer Anfügung zu dem kurz gefaßten Haupttitel als eine geistige Reproduktion hin: er sagt, daß er die Geschichte des „Don Adone“ dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella“ in Neapel, Gian Francesco Sabattini, nacherzählt habe. In einem Vorworte wird Eingehenderes über den genannten Fabulanten und über den Ursprung der von Robert Waldmüller nacherzählten Geschichte berichtet.. Eine Kontrole, wie weit das Mitgeteilte wahr oder von dem deutschen Autor fabulirt sei, läßt sich nicht üben; sie ist auch nicht geboten, denn es genügt, sich an die Thatsache des vorhandenen deutschen Buches zu halten, um mit voller Befriedigung und Lust erfüllt zu werden. Nur das eine bleibt zu bemerken, daß die Einflüsse alter italienischer Originale zu spüren sind, aber sie leiteten nicht zu rein äußerlicher Nachbildung, sie werden bloß sichtbar in der treuen Bewahrung des national-italienischen Geistes, wie dieser vor beinahe zwei Jahrhunderten nach Ausdruck rang. Robert Waldmüller schreibt seine lustigen Geschichten in der heitern, naiven Laune der alten italienischen Novellisten, in dem tollen Humor der alten Dramatiker; es steckt recht viele demenzia, follia, pazzia darin, das Unwahrscheinliche und Abenteuerliche macht sich breit, wie in der reinsten Don Quixotiade. Aber man lacht darüber und zwar gern, denn man wird nirgends unangenehm berührt oder gar verletzt, denn selbst in den gewagtesten Situationen bleibt die Decenz und anständige Sitte unverletzt. Und wie leicht war es, diese bis zur moralischen Zweideutigkeit zu steigern, besonders in den gesellschaftlichen Schilderungen einer wenig bedenklichen Zeit und eines Volkes, das harmloser wie die Menschen der Gegenwart oder gar wie die strenger denkenden und fühlenden Leute nördlicherer Gegenden, sich in freierer Natürlichkeit gehen ließ. . . . Es zieht durch alle Szenen ein lachenreizender, drastischer Humor und Don Adone und seine Fiammetta interessiren überall; sie sind hinsichtlich ihrer Charaktereigenschaften bis ans Ende konsequent und anmutend durchgeführt. Die Leute, mit welchen sie auf ihrer abenteuerlichen Fahrt in engere oder weitere Beziehungen treten, sind die köstlichen und wahrsten Typen des italienischen Volks- und Gesellschaftslebens vergangener Zeit, deren allgemeine kulturelle Merkmale überdies

mit großer Treue beigefügt sind. Die Kenner und Verehrer der altitalienischen Novellenliteratur werden Robert Waldmüllers „Don Adone“ als passendes und harmonisches Glied in die Reihen derselben einstellen.

Hamburger Nachrichten.

Mit dem neapolitanischen Volksroman „Don Adone“ hat der fruchtbare und beliebte Erzähler inen recht glücklichen Griff „ins volle Menschenleben“ hinein gethan und ein Werk geschaffen, das sich ohne Zweifel viele Freunde erwerben wird. An komischen Romanen ist unsere Literatur nicht reich, und ist namentlich in neuerer Zeit immer ärmer geworden. Hier ist einmal wieder einer aufgetaucht, der sich mit den besten messen kann, ja, was Reichtum der Erfindung, sinnige Schelmerei, meisterhafte humoristische Episoden und übersprudelnde Laune anlangt, kaum von einem erreicht wird. Die bunten Zickzackfahrten und vielen Abenteuer der beiden Hauptpersonen, des gelehrten, furchtsamen und unpraktischen Don Adone und seiner treuen und schlauen kleinen Haushälterin Fiammetta, sind ebenso belustigend wie rührend, und wenn Schopenhauer Recht hat, daß es die Aufgabe des Romanschreibers nicht ist, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen, so ist diese Aufgabe hier aufs Beste gelöst. Das oft bewährte Talent des Verfassers für Naturschilderungen und für die Schilderung von Land und Leuten kommt dem Roman außerdem noch vortrefflich zu statten, indem es der fortwährend wechselnden Szenerie das farbenreichste Lokalkolorit verleiht. Ob die vorgetragenen Begebenheiten wirklich Improvisationen eines unbekannten Fabulanten namens Sabattini, wie der Verfasser andeutet, oder nicht vielmehr seine eigene Erfindung sind, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Magdeburgische Zeitung.

Ein Buch, das der gebildeten Leserwelt ganz besonders zu empfehlen ist. In liebenswürdiger, höchst anziehender Form sagt uns Robert Waldmüller zunächst in dem Vorwort, wer Gian Francesco Sabattini war, und giebt zugleich über die Persönlichkeit, das Leben, das Talent und das Thun und Treiben dieses Improvisators oder Fabulanten genauesten Aufschluß. Von den vielen aus dem Stegreif erzählten Geschichten dieses sehr am Strande des Golfs von Neapel volkstümlichen Scrivano und Fabulanten ist jedoch nur dieser „Don Adone“ durch Nachschrift erhalten worden. Das ist aber auch in Wahrheit ein Kabinetstück. Hier sieht man das neapolitanische Volksleben in seiner ganzen Urwüchsigkeit vor sich. In jeder der mit scharfen Linien gezeichneten und im lebhaftesten Kolorit gehaltenen Persönlichkeiten, wie in den mit überzeugender Wahrheit geschilderten Lebensverhältnissen und öffentlichen Zuständen zur Zeit der spanischen Vizekönige erkennt man den Einfluß aller der vielen historischen Wandlungen, denen jenes paradiesische Land unterworfen war. Da tauchen z. B. inmitten des gewohnheitsmäßigen, mit dem neapolitanischen Volksleben innig verwachsenen Madonnen- und Heiligendienstes noch immer Reminiscenzen aus der heidnischen Römerzeit auf; doch ist diese Art von Religiosität äußerst dehnbar und verträgt sich unter Umständen sehr wohl mit dem

allerweitesten Gewissen und einem fast unglaublichen Aberglauben. Selbst il diavolo erhält, teils wohl aus Furcht, teils aus Respekt vor allem Uebernatürlichen, nicht selten das ehrende Epitheton „santo“. Ferner begegnet man oft einzelnen Zügen, die in der Völkervermischung an jenem Strande (Sarazenen, Normannen, Spanier) begründet sind. Und welch eine Fülle von prächtigem Humor enthält diese Erzählung. Das wird alles mit so unendlicher Naivetät geboten, daß auch selbst Groteskes und das Unwahrscheinlichste als ganz selbstverständlich erscheint. — Wir müssen Waldmüller für diese Gabe sehr dankbar sein, umso mehr, als er es verstanden, die Erzählung von Don Adone in unserm geliebten Deutsch so feinsinnig wiederzugeben, daß deren reizvolle Eigentümlichkeit nicht die geringste Einbuße erlitten hat.

Dresdner Anzeiger.

Sagen wir es gleich heraus: das Buch, welches Robert Waldmüller uns aus seiner unerschöpflichen Feder beschert und welchem er in schalkhaft-schriftstellerischer Laune ein wälsches Mäntelchen umgehängt hat, ist so kernfrisch und in seinem ganzen Gefüge so echt deutsch, daß wir, wenn es uns der Verfasser nicht auf Treu und Glauben versicherte, nur schwerlich zu einem andern Glauben bekehrt werden könnten, oder vielmehr, er hat das fremde Original so lebendig und schöpferisch in sich aufgenommen, daß daraus eine ursprünglich deutsche Dichtung entstanden ist. Wie Don Adone mit Hilfe seiner allerliebsten Fiammetta allmählich und nach manchen Abenteuern aus einem dichterisch zerstreuten, unpraktischen Individuum, das, was man so nennt, ein Mann wird (die Geschichte spielt in Sorrent, in und auf dem allerschönsten Meeresbusen der Erde), das ist mit einer Fülle von Humor erzählt oder vielmehr, wenn wir der Laune des Verfassers nachgehen, nacherzählt, die geradezu erquickend ist. Wie es aber auch immer sein möge, ob die Provenienz dies- oder jenseits der Alpen liege, jedenfalls hat die deutsche Literatur an „Don Adone“ einen Schatz von Lustigkeit und überströmendem Humor gewonnen, zu welchem wir Robert Waldmüller nur gratuliren können. Das Buch will wie ein frischer Trunk auf der Stelle genossen werden: unter einer kritischen Besprechung könnten die prickelnden Schaumperlen nur zu bald verloren gehen. Allen Freunden einer gesunden, humorvollen, anmutigen Epik kann die heitere Dichtung des berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella“ in Neapel oder vielmehr Robert Waldmüllers in diesen Tagen des Ernstes aufs wärmste empfohlen werden.

Neue Freie Presse.

Ohne Ideale.

„Ein Jahrzehnt ohne Ideale muß den Künstler ohne Ideale haben,“ äußert gelegentlich der Held des Romans, selbst ein Künstler. Diese Klage über die ideallose Zeit wiederholt sich in dem Buche in verschiedenen Variationen, und auf ihrer Berechtigung beruht auch die Berechtigung seines Titels. Indes ist es dem Verfasser — wir sagen: glücklicherweise! — selbst nicht recht Ernst mit jener Klage, wenigstens

wenn er sie in dieser Allgemeinheit ausspricht. Zwar führt er uns Charaktere vor, deren ganzes Denken und Streben wirklich oder scheinbar jedes idealen Zuges entbehrt. . . . Diesen Charakteren gegenüber hat nun aber der Dichter uns eine ganze Reihe Persönlichkeiten, und zwar sind es die für die Entwicklung der Handlung maßgebendsten, vorgeführt, welche den Stempel des Idealismus nicht verleugnen können. Die Handlung verläuft in folgerichtiger Weise, ohne allzu sensationell erregte Spannung, doch in lebendigem, anmutendem Fluß. Nur an einigen Höhepunkten der Handlung steigert sich die Darstellung zu fast dramatischer Bewegung; die Schilderung des Schloßbrandes, der Tod der Prinzessin Stephanie, die Katastrophe in der Grube „Gut Heil" und die endliche Rettung der Verschütteten, wo höchst effektvoll der plötzliche Tod des „ehernen Herzogs" mit in das Geschick der Familie von Herther hineinverflochten ist, — alle diese Szenen fesseln durch Wärme und Lebendigkeit und heben sich auf das Wirkungsvollste von der sonst mehr ruhig-beschaulichen Form der Erzählung ab. Alles in allem sieht Referent in Sterns neuestem Roman eine in mehr als einer Beziehung beachtenswerte Erscheinung, welche wegen der tüchtigen Gesinnung, von der sie getragen ist, als gesunde Lektüre dem deutschen Hause empfohlen zu werden verdient. Deutsches Literaturblatt.

Es sind Menschen der modernen Gesellschaft, Leute ohne Ideale, kalte Egoisten, rohe Spekulanten, materialistische Gelehrte, bis zum Uebermaß prätentiöse Klaviervirtuosen, deren widerliches Treiben sich in dem Roman vor uns abspielt. Diesem aufstrebenden Geschlecht steht als Repräsentant strenger Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit der Präsident von Herther, dessen oft übertrieben erscheinende Gewissenhaftigkeit scharf mit dem Thun des Hauptrepräsentanten des Materialismus Dr. Paul Lohmer kontrastirt, gegenüber; ein trefflicher, in seinem ganzen Denken und Handeln sympathischer, von dem Verfasser mit vieler Feinheit durchgeführter Charakter. Des Präsidenten schöne Tochter Felicitas, um welche Paul Lohmer vergeblich wirbt, eine liebliche, auch in den kleinsten Zügen unsre Teilnahme gewinnende Frauengestalt, ist die weibliche Hauptfigur des Romans. Ungemein anziehend sind die eingeflochtenen Naturschilderungen von dem Verfasser aus eigner Anschauung bekannten Gegenden. Mag er uns an die Ufer des Lago Maggiore oder in die Residenz des Herzogs von Forstenburg mit ihren bizarren Hof- und Beamtengesellschaften führen, allerwärts ist das Lokalkolorit ein lebhaftes und überall bietet sich für Adolf Stern, dessen Werk sich gewiß viele Herzen erobern wird, dankbarer, den Leser fesselnder Stoff. Die Post.

Die Ueberflutung des Büchermarktes mit Romanen und Novellen ist unerfreulich groß und scheint noch beständig im Steigen begriffen zu sein. Bedeutendere Werke, die sich über die Masse des Mittelgutes erheben, leiden zwar dadurch ohne Zweifel, können jedoch durch die Massenproduktion nicht dauernd verdeckt werden. Unter diesen nimmt das neueste Werk Adolf Sterns „Ohne Ideale" eine hervorragende Stellung ein. Dasselbe gehört zu den besten Schöpfungen des jüngsten

Jahrzehnts der deutschen Literatur und zeichnet sich durch einen Zug innerer Größe, innerer Gesundheit aus, der uns berechtigt, diesem Roman bleibenden Wert und dauernde Geltung zuzusprechen. Mit einer seltenen Kühnheit und treffenden Sicherheit wird in ihm das Hauptproblem der Gegenwart: das Recht idealer Lebensanschauung und vom Gemeinen unberührter Lebensführung gegenüber den Erscheinungen und Strömungen des Tages, dem Strebertum und dem Jagen nach Erfolgen dargestellt. In einer reichen, klar sich abspielenden und nicht minder vortrefflich im Detail durchgeführten Handlung stellt der Dichter seine Grundideen dar. Drei Gruppen von Gestalten sind es, die wir in „Ohne Ideale" unterscheiden und deren gegenseitige Beziehungen den Knoten schürzen, die Katastrophe und die endliche glückliche Lösung herbeiführen. Die Katastrophe, in welche die Gegensätze zur Feuerprobe gelangen, ist so meisterhaft und ergreifend geschildert, die Lösung so einfach schön, daß man das treffliche Buch in gehobener, weihevoller Stimmung aus der Hand legt, wie sie uns bei jedem echten Kunstwerk erfüllt. Dresdner Journal.

Adolf Sterns vorletzter Roman „Die letzten Humanisten" trat als eine reife, in sich abgerundete und Anspruch auf dauernde Beachtung erhebende Schöpfung vor uns; sein neuestes Werk nun, „Ohne Ideale," in weiterem Umfange als jenes angelegt, aus dem unmittelbaren Leben geschaffen, begrüßen wir nicht minder freudig. Die Handlung des Romanes könnte hier und dort vielleicht etwas schneller pulsiren, dafür aber erhebt sie sich mehr als einmal zu den fesselndsten Höhepunkten. Die Schilderung des Forstenburger Schloßbrandes, das Geburtsfest der Prinzessin Stephanie, das Künstlerfest der Münchener Mappe sind buntbewegte gelungene Bilder, die Vorgänge bei dem Tode der Fürstentochter bieten tiefergreifende Szenen. Das in allen Einzelheiten sich vor dem Leser zutragende Bergwerksunglück hat fast dramatisches Gefüge und erregt in seiner meisterhaften Beschreibung dauernde Spannung. Das alles wird uns in einer reinen und frischen Sprache berichtet. Den Vollwert der Sternschen Arbeit sehen wir jedoch in dem Vorwurfe und in der Durchführung der Charaktere; hier hat der Geist und die Hand eines Meisters gewaltet, dem wir sicher noch manches treffliche Werk zu danken haben werden. National-Zeitung.

„Ohne Ideale" von Adolf Stern macht nicht bloß einen momentanen und oberflächlichen, nicht bloß einen an Aeußerlichkeiten haftenden Eindruck, sondern einen bleibenden, da es einem tiefinnerlichen Kern entsprungen ist. Es ist ein Zeitroman aus dem Grunde unseres unmittelbaren Tageslebens, die Grundfrage keine geringere, als der unversöhnliche Widerspruch zwischen den zwei gänzlich auseinandergehenden Weltanschauungen, welche allerdings in allen Zeiten der Geschichte nebeneinanderstanden und sich bekämpften, gewiß aber niemals schärfer und klarer oder schneidender ausgesprochen wurden, als in unseren Tagen, schon der Titel sagt, was wir meinen. Wer nur Handlung vom Roman verlangt, effekt- und wechselvolle, ja reiche Handlung, für den ist zur Genüge gesorgt. Aber nicht darin liegt der eigentliche Ge-

halt der Arbeit, er ist vorzugsweise in der psychologischen Zeichnung und Entwicklung der Charaktere zu suchen, eine sichere Hand hat da gewaltet; es sind ganze, volle, meist fest in sich ruhende oder in ihren Schwankungen völlig organisch sich wandelnde Gestalten. Die ruhige Bestimmtheit in der Zeichnung imponirt, es ist Lebenswahrheit darin, und deshalb auch Gesundheit. Die Sprache entwickelt einfach gediegene Kraft. „Ohne Ideale“ ist eine treffliche Arbeit, lebensfrisch und gedankenreich. Blätter für literarische Unterhaltung.

Eines der wenigen erfreulichen Produkte des ganzen Gebietes, eine Arbeit dichterischer Begabung und tüchtiger Gesinnung, deren Resultat der Sieg der Ideale, der Untergang der ideallosen Menschen ist. Insofern ist der Roman geradezu sehr beachtenswert; denn sonst geht es umgekehrt bei den heutigen Herren Belletristikern: Der Materialismus triumphirt, die Ideale vertretenden Charaktere sind als Einfaltspinsel &c. vorweg schon aufgefaßt! Psychologische Entwicklung, poetische Darstellung Sterns sind sehr zu loben; keine überreizte Spannung! „Eine gesunde Lektüre fürs deutsche Haus,“ auch fürs Pfarrhaus!
Ev. Kirchen- u. Schulblatt f. Württemb.

Es gehört vorliegender Roman zu den wertvolleren neueren Erscheinungen dieser Art. Wie schon der Titel andeutet, macht der Verfasser Front gegen jenen kaltherzigen und rücksichtslosen Egoismus, der ja oft genug als die wahre Lebensklugheit gepriesen, sogar mit einem gewissen Ruhmesnimbus umgeben wird, sobald als ihm nur der Erfolg zur Seite steht. Unsere Zeit ist ganz besonders dazu angethan, sogenannten „Strebern“ freie Bahn zu lassen, d. h. Menschen, die mit dem Grundsatz: „Wenn du den Zweck willst, mußt du auch die Mittel wollen,“ in fieberhafter Hast auf ihr egoistisches Ziel hinarbeiten. Die Zeichnung solcher Charaktere und ihrer Gegensätze ist eine interessante, aber auch nicht leichte Aufgabe, die dem Verfasser wohl gelungen ist. . . . Aber auch die diesen Persönlichkeiten gegenüberstehenden Charaktere und die zahlreichen episodischen Figuren sind zutreffend gezeichnet, und erwecken namentlich erstere bei warmer und mit sichtlicher Vorliebe ausgeführter Schilderung die lebhafteste Sympathie. Besonders anzuerkennen ist es, daß der Roman frei von aller tendenziösen Absichtlichkeit bleibt, obgleich bei diesem Stoffe die freilich sehr wohlfeilen Effektmittel des Tendenziösen viel Verlockendes haben mochten. Die im ersten Teile zu Baveno am Lago Maggiore, im zweiten Teile in einer kleinen deutschen Residenz spielende Handlung ist gut erfunden und mit Geschick aufgebaut; sie geht inmitten lebhaft kolorirter Schilderungen rasch vorwärts, ist reich an packenden Momenten, selbst erschütternden Ereignissen. Gewiß nicht ohne Befriedigung wird der Leser von diesem Roman scheiden, der seinem Motto: „Bleiben Sie fest im Bunde des Ernstes und der Liebe — alles andre ist leeres und trauriges Wesen“ (Goethe an Schiller) allseitig gerecht wird.
Dresdener Anzeiger.

In Adolf Sterns vor kurzem erschienenen Werke „Ohne Ideale“ haben wir einen Zeit- und Tendenzroman edelster Art vor uns. Der

Sternsche Roman gipfelt in dem verkörperten Widerstreit zwischen den Idealen einer ausklingenden Zeit und den Anschauungen einer hereinbrechenden neuen Periode. Dem Idealismus, welcher, ohne sich den realen Verhältnissen zu entfremden, einen Ausbau des innern Menschen und die Manifestation dieses ethischen Gehalts erstrebt, steht jener Realismus unsrer Tage gegenüber, welcher teils den Erfolg als einziges Kriterium für das Gute und Richtige, teils den vollen erschöpfenden Genuß des Moments und eine rücksichtslose Geltendmachung des Individuums als Ideal proklamirt. Diese Gegensätze, die eine Menge fein durchgeführter, zum Teil erschütternder Konflikte bedingen, bringt Adolf Stern, der mit seinem ganzen Wesen auf seiten der Ideale steht, in seinem Roman zum Austrag, indem er sie von Menschen, in deren Adern frisches, individuelles Leben pulsirt, vertreten und in den verschiedensten Gestaltungen und interessant verketteten Verhältnissen überzeugend darleben läßt. Der Autor, wir sagen dies zu seinem größten Lobe, führt uns in seinem Buche nicht eine einzige sogenannte Romanfigur vor, sondern bringt uns im Verlauf der außerordentlich spannend zu einem Ganzen aufgebauten Begebenheiten in Berührung mit wirklichen Menschen, an deren fein motivirte Eigenart wir überall glauben und deren Schicksale uns ohne Ausnahme die regste Teilnahme einflößen. Die Fabel des Romans, welche unser Interesse keinen Augenblick losläßt, steigert sich, nachdem uns der Selbstmord der Prinzessin Stephanie tief erschüttert, kunstgemäß bis zum Schlusse und erreicht ihren Höhepunkt in dem durch eine leichtsinnige Ausbeutung herbeigeführten Grubenunglück. Dieser letzte Teil ist in seiner dem aktuellsten Leben entnommenen Durchführung und der malerischen Anschaulichkeit der Details geradezu meisterhaft zu nennen. Wenn der schließliche Eindruck, mit dem wir das Buch aus der Hand legen, ein befriedigender und befreiender ist, so beruht das sowohl auf der siegreichen Durchführung der vielverlachten Wahrheit, daß am Ende das Gute, Edle, Humane auch das allein Richtige ist, sowie in der mächtigen poetischen Strömung, die den Roman durchflutet, obgleich uns die Verkettung der Begebenheiten, Szenerie, Zeichnung und Kolorit der Gestalten auf vollkommen realistischen Boden stellen. Gegenüber den zahllosen unerquicklichen Photographien, mit denen uns die moderne Literatur unter dem fälschlichen Vorgeben heimsucht, das wirkliche ungeschminkte Gesicht der Welt und des Lebens zu zeigen, steht Adolf Sterns Roman „Ohne Ideale" als neuer Beweis, daß nur die Dichtung in ihrem tiefen Erfassen, ihrem weiten Ueberschauen ein treues Bild des Lebens zu schaffen vermag, ein Bild, das unsern Blick weit über seine Grenzen der Totalität des Daseins zuwendet.

Augsburger Allgemeine Zeitung.

Adolf Stern, der gehaltreiche Dichter, bietet dem deutschen Publikum von neuem eine poetische Gabe, den größern Roman „Ohne Ideale", der sich vermöge seines ernsten Inhalts, seiner gediegenen Behandlung von der landläufigen Romanware zu seinem Vorteil unterscheidet und demgemäß die Beachtung der Kritik und des Publikums verdient.

Die Darstellung ist von ungemeiner Frische und Poesie, stimmungsvolle Szenen wechseln mit großartig packenden ab, welche in kunstvoller Steigerung stets am Schlusse der vier Bücher zu finden sind, sodaß diese Szenen effektvollen Aktschlüssen und Abgängen im Drama ähneln.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Der Sternsche Roman schildert den Sieg echter Idealität über die falsche, über das ideallose Strebertum und die Trivialität. Die Darstellung ist äußerst spannend, sowohl was die psychologische Analyse und Charakteristik als die Schilderung der Vorgänge und landschaftliche Szenerie anbetrifft.

Württembergischer Staatsanzeiger.

Unsre Zeit hat keine Ideale. Das ist die Anschauung derjenigen Welt, die uns Adolf Stern in seinem Roman schildert, und zwar mit einem Talent, das die Mittelmäßigkeit weit überragt. Die Alten glauben die schöpferische Kraft der Ideale, für die sie in ihrer Jugend geglüht, versiegt, und die Jugend kennt kein höheres Streben als zu Ansehen und Reichtum zu gelangen, um das Leben in vollen Zügen zu genießen, alles ist ihr nur Mittel zu diesem einen Zweck, und Skrupel kennt sie nicht. Die Träger der Idee sind deutlich gezeichnet und die Gegensätze zwischen ihnen geben zu manchem gedankenvollen Dialoge, in dem sich die reiche Welterfahrung des Autors offenbart, Veranlassung. Die Katastrophe ist eine meisterhafte Schilderung. Und solcher sind viele durch den Roman zerstreut, den wir nicht angelegentlich genug empfehlen können. Wenn solche Bücher in unsrer Zeit entstehen, dann dürfen wir der Zukunft unsrer Literatur vertrauen, trotz der Fluten von Schund, die den Büchermarkt überschwemmen.

Deutsche Romanzeitung.

Ein ungewöhnlich interessanter Roman von feinster Ausführung ist „Ohne Ideale" von Adolf Stern. Der Dichter hat sich ein großes Problem gestellt, er sucht das Grundübel, an welchem unsre Zeit krankt, in Form einer edel gehaltenen Dichtung zu verkörpern. Der Autor besitzt eine lebhafte Phantasie, er ist sehr geistvoll und verfügt über eine mustergiltige, fein gefühlte Ausdrucksweise; das sind die Grundsäulen der künstlerischen Gestaltung des Romans, der eine große Zahl origineller und geistreich gedachter Figuren dem Leser vorführt, alles Vertreter der verschiedenen Richtungen unserer Tage. Wenn wir noch hinzufügen, daß der landschaftliche Hintergrund des Romans mit künstlerischem Blick und poetisch ausgemalt ist, die Handlung der innern Spannung durchaus nicht entbehrt, so dürfen wir wohl diesen Roman als eine in hohem Grade fesselnde und vornehme Lektüre warm empfehlen. Ueber Land und Meer.

Der Roman, der allerdings keine gewöhnliche Alltagslektüre bildet, sondern wie jedes echte Kunstwerk die volle, ungeteilte Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt, zeichnet sich durch geist- und phantasievolle Anlage, eine bis ins kleinste beobachtete feine Ausarbeitung, durch meisterhafte Charakteristik der vielen Gestalten, durch ein vor-

trefflich gewähltes Lokalkolorit, durch seine sittlich ernste Tendenz, wie durch eine vornehme und durchweg dem Gegenstande angepaßte fließende Diktion vor den meisten Romanen, welche jahraus, jahrein den Büchermarkt überfluten, in vorteilhafter Weise aus, und kann Lesern, welche der flüchtigen Tageslektüre ein Dichtwerk von bleibendem Werte vorziehen, warm empfohlen werden. Illustrirte Zeitung.

. . . Sterns stetig glänzendere Früchte bringendem Entwicklungsgang verdanken wir jetzt diesen „Zeitroman", der als Werk der poetischen Kunst voll Reinheit des Stils und als Offenbarung eines Dichtergeistes voll bedeutenden Inhalts ist. Dieser Geist faßte als das Hauptproblem der Zeit den Kampf aller derer auf, die ihre Lebensführung sittlichen Idealen unterordnen, mit denen, die jeden dieser Leitsterne für abgelebten Plunder erklären und nur vom Vorteil des „Ich" ihr Thun und Handeln bestimmen lassen. In reichen Schattirungen entwirft der Dichter ein Bild des modernen Lebens, in welchem dem Fürsten wie dem Arbeiter, dem Künstler wie dem Mann der Wissenschaft die gleiche Beachtung zu teil wird, und jede der fein ausgearbeiteten Personen verkörpert typisch eine Stellungnahme zu der Idee des Ganzen: daß ein Leben ohne Ideale die Welt alles Lichts, alles Glanzes beraubt und die Menschheit zu einer mit Geist begabten Horde von Raubtieren erniedrigt. Wir begegnen in dem Roman neben dem blasirten Streber des modernen Lebens sowohl dem düstern Pessimisten, der um ein einst gewesenes goldenes Zeitalter idealen Lebens trauert und der Gegenwart griesgrämig den Rücken kehrt, der allein noch konserviren möchte, was vom Glanze einer früheren Zeit vorhanden, wie dem daseinsfreudigen, thatkräftigen Charakter, der mutvoll vorwärts blickt und, seiner Kraft und dem Rechte seiner Ideale vertrauend, sein Leben sich selbst gestaltet, sich zu innerem Glücke und anderen zu Heil und Frommen. — Die Erzählung selbst ist auch ohne Hinblick auf die in ihr verkörperte Idee von hohem Interesse. Der Dichter führt uns in ihr eine bunte Reihe farbig belebter Bilder vor aus dem Leben der Gegenwart, und zwar jedes mit einer Lebenswahrheit, die beweist, daß der echte Realismus sich gerade so gut, ja besser bewähren kann in Schilderungen voll poetischer Anmut und tragischer Gewalt, wie in den eingehend entworfenen Szenen menschlicher Entartung und Roheit, wie sie der französische Naturalismus fast mit Ausschließlichkeit kultivirt. Vor allem muß die scharfe Charakteristik gerühmt werden, die allerdings in der Analyse der schlimmen Naturen sich noch glänzender bewährt, als im Entwurf der Idealgestalten. Die unerbittliche, fast grausame Schärfe, mit welcher die Verächter des Idealen gezeichnet sind, findet jedoch ein wohlthuendes Aequivalent in der objektiven Tendenzlosigkeit, mit welcher auch ihre Art unsrem Verständnis nahegebracht wird. . . .

Frankfurter Zeitung.

. . . Der Verfasser, der in seinen „Letzten Humanisten" und andern Erzählungen sich gewandt im Auffassen früherer Zeitperioden gezeigt und zugleich bewiesen hat, daß es ihm um die geistigen Güter

der Menschheit zu thun ist, giebt uns jetzt ein Bild aus der Gegenwart, wobei er Gelegenheit genug findet, seine idealistischen Grundsätze im Kampfe mit den entgegengesetzten Strömungen zu zeigen. Das giebt seinem Roman einen höhern Wert, und mancher Leser wird seine bessern Grundsätze, an denen heutzutage so vielfach gerüttelt wird, als wären sie etwas Lächerliches, an dem Buche stärken können. . . . Die Schilderungen sind sehr detaillirt; doch muß man sagen, daß der Verfasser kaum ein Wort schreibt, das ohne Bedeutung wäre. Namentlich weiß er die Gemütszustände des Menschen aus der Tiefe zu schöpfen und dadurch den Leser entschieden mehr zu fesseln und zum Denken zu veranlassen, als dies gewöhnlich die Romane zuwege bringen.

Schwäbischer Merkur.

Arme Johanna!

. . . Ein köstliches Genrebild. Wie das alles leibt und lebt, das ganze Dorf mit seinem kleinlichen Treiben und seinen Bewohnern. Man glaubt, sie alle vor sich zu sehen, mit Händen zu greifen: den guten Pfarrer und seine Köchin, den wackeren Notar, den schurkischen Apotheker, den schmächtigen, vertrockneten Gemeindeschreiber mit der starken, herrischen Frau und den Töchtern, den Schnapsbruder Glöckner-Küster-Gerichtsdiener, den rauh-gutmütigen Onkel Hieronymus, den wunderlichen Marchese der alten Zeit, welcher sich nicht in die neue finden will. Wie prächtig sind alle diese Dorfgrößen geschildert, in Wort und That, und bei aller Naturtreue der Detailmalerei doch Typen von Menschen, wie wir sie aller Orten und zu allen Zeiten finden. . . . Die Schilderung dieser wunderlichen Häuslichkeit ist meisterhaft, ein wahres Kabinetstück, und wie die Liebe ihren Einzug bei der armen Johanna hält, das ist mit wenig Worten so ergreifend, so einzig schön erzählt, daß wir es wohl als das Schönste des schönen Buches bezeichnen möchten.

Allgemeine Kunst-Chronik.

. . . Der Roman ist eine sehr beachtenswerte Arbeit, eine der besten, welche unsre Literatur sich seit langer Zeit durch die Uebertragung angeeignet hat. Wir empfehlen das Buch aufs Wärmste. Die Verdeutschung ist bis auf einige Kleinigkeiten vortrefflich.

Deutsche Romanzeitung.

. . . Der Dichter hat dieses Frauenleben voll Entsagung und himmlischer Güte mit großer psychologischer Kunst geschildert, jeder einzelne Zug daran ist wahr und herzrührend, und dennoch ist ihm das Bild nicht einförmig und darum ermüdend geraten, weil es die Charakterfigur in den verschiedenartigsten Situationen und in wechselreichen Berührungen mit der Umgebung vorführt. Diese Umgebung besteht aus lauter in ihrer geistigen Eigenart sich von einander abhebenden dörflichen Gestalten, von denen in den Vordergrund und als einflußreich auf die Entwicklung der Handlung auftreten ein liebenswerter Dorfgeistlicher, der

alte spröde und derbe Onkel, der schlaue und intrigante Apotheker des Dorfes; neben ihnen und in erster Reihe die harten Eltern mit der zweiten schönen und gutartigen Tochter und ferner noch ein in den Vorurteilen einer vergangenen Zeit befangener alter Marchese. Sie alle zusammen wirken in der kunstlos aufgebauten, aber lebendig verlaufenden Handlung als Mithelfer zu dem tragischen Abschlusse; die verschiedenen Temperamente dieser Leute erlauben dem Erzähler auf dem düstern Untergrunde Licht und Schatten in künstlerischer Abwechslung zu verteilen. Die deutsche Uebersetzung ist fließend und liest sich wie im Original; sie wird dazu beitragen, den Namen des italienischen Autors auch bei uns beliebt zu machen. Hamburger Nachrichten.

Francesca von Rimini.

... Eine solche moderne problematische Natur schildert uns auch Festenberg in dem vorliegenden Roman. Sein Oswald Hertel, ein reichbegabter Künstler, schwankt hin und her, zwischen Sinnlichkeit und Idealismus, zwischen Margarethe Genève und Francesca von Rimini, zwischen dem bösen Dämon und Beatrice, wie er selbst das Verhältnis nach dem bekannten Danteschen Purgatorio darstellt. Die Kreise der jüdischen Berliner Parvenüs des Tiergartenviertels, in denen sich der Held zuerst bewegt, sind in ihrer übertünchten Rohheit meisterhaft gezeichnet; überall verrät sich hier das genaue Studium der wirklichen Verhältnisse, die für den Eingeweihten nur durch einen dünnen Schleier verdeckt sind. ... Das weitere Geschick des Helden, sein Sinken von Stufe zu Stufe, sein physischer und moralischer Untergang ist mit einer schneidenden Schärfe gezeichnet, die ein großes Talent verrät. ...

Staatsanzeiger für Württemberg.

Die Novelle „Francesca von Rimini" erzählt die Geschichte eines deutschen Malers. .. Der Verfasser kennt Welt und Menschen, und darum gelangen ihm die Schilderungen der seelischen Eigentümlichkeiten der Hauptfiguren der Erzählung, nicht minder auch die Darstellungen eines eitlen, auf den Schein gerichteten Gesellschaftslebens, wie es die großen Städte, in dem vorliegenden Falle Berlin, aufweisen. Dieses hohle Treiben erzeugt solche Geschöpfe, wie den in der Novelle geschilderten Dämon des Malers; sie ist die Tochter eines reich gewordenen jüdischen Hauses, das durch äußern Schein die Hohlheit seines Innern zu verdecken sucht. Diese Schilderungen des modernen Gesellschaftslebens und -strebens sind sehr wohl geraten; daß Ironie und Satyre darin walten, läßt sich bei einem geistvollen Autor leicht voraussetzen.

Hamburger Nachrichten.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

EN! VIRIDI · PRATO ·
CONSEDIT · PHOEBVS · APOLLO ·

Druck von Carl Marquart in Leipzig.